Fontane Blätter 74 2002

In diesem Heft:

Reisen – Die Erstfassung von *Modernes Reisen* aus dem Jahre 1873 – Herausgegeben von WOLFGANG RASCH / Wilhelm Rose: *Aus der Schweiz* / Theodor Fontanes und Bernhard von Lepels Tenzone *Röschen oder Rose* – Herausgegeben von RASMUS STEINKRAUSS / Wie Fontane die Mark Brandenburg entdeckte – PETER WRUCK / Fontane im Dreikaiserjahr – HUBERTUS FISCHER / Rezensionen / Über Abschied und Neubeginn. Ein Gespräch mit Charlotte Jolles – PETER ALTER / Bibliographie / Informationen

Fontane Blätter

74
2002

Halbjahresschrift, begründet 1965
Im Auftrag des Theodor-Fontane-Archivs
und der Theodor Fontane Gesellschaft e.V.
herausgegeben von Hanna Delf von Wolzogen
und Helmuth Nürnberger

»Wenn die Gewehre erst losgehen, weiß man nie wie die Kugeln fliegen.«

(Theodor Fontane, *Von Zwanzig bis Dreißig*)

7 Editorial

Unveröffentlichtes und wenig Bekanntes

10 *Reisen* – Die Erstfassung von *Modernes Reisen* aus dem Jahr 1873
Herausgegeben von Wolfgang Rasch

28 Wilhelm Rose: *Aus der Schweiz*
Herausgegeben von Wolfgang Rasch

48 Theodor Fontanes und Bernhard von Lepels Tenzone *Röschen oder Rose*
Herausgegeben von Rasmus Steinkrauss

Literaturgeschichtliches, Interpretation, Kontexte

60 Wie Fontane die Mark Brandenburg entdeckte
Peter Wruck

78 *Unser Fritz*
Fontane im Dreikaiserjahr
Hubertus Fischer

Rezensionen

100 Theodor und Martha Fontane. Ein Familienbriefnetz. Hrsg. von Regina Dieterle.
Theodor Fontane: Meine liebe Mete. Ein Briefgespräch zwischen Eltern und Tochter. Hrsg. von Gotthard Erler
Petra Kuhnau

106 Ralf Harslem: Thomas Mann und Theodor Fontane. Untersuchungen über den Einfluß Th. Fontanes auf das erzählerische Frühwerk von Thomas Mann
Michael Masanetz

110 Rudolf Helmstetter: Die Geburt des Realismus aus dem Dunst des Familienblattes. Fontane und die öffentlichkeitsgeschichtlichen Rahmenbedingungen des Poetischen Realismus
HANS ESTER

115 Verführer, Schurken, Magier. Hrsg. von Ulrich Müller und Werner Wunderlich
CHRISTINE HEHLE

118 Jens Erik Claßen: »Altpreußischer Durchschnitt«? Die Lyrik Theodor Fontanes
HELMUTH NÜRNBERGER

123 Ursula Röper: Mariane von Rantzau und die Kunst der Demut. Frömmigkeitsbewegung und Frauenpolitik in Preußen unter Friedrich Wilhelm IV.
FERDINAND SCHLINGENSIEPEN

127 Ferdinand Schlingensiepen: *Eine Stunde, wenn sie glücklich ist, ist viel …* Theodor Fontane, Bad Kissingen und der Deutsche Krieg von 1866
JOACHIM KLEINE

Vermischtes

132 »Mein lieber Wolfsohn aus Odessa …« Briefe Fontanes an Wilhelm Wolfsohn im Fontane-Archiv
HANNA DELF VON WOLZOGEN

134 Über Abschied und Neubeginn. Ein Gespräch mit Charlotte Jolles
PETER ALTER

138 »Ein sehr mäßiges Kauf-Publikum in Deutschland«.
Zu Fontanes Beziehung mit dem Verlag Julius Springer
KLAUS-PETER MÖLLER

141 Emilie Fontane
Eine unerwartete Verwandtschaft
KLAUS H. M. EBERT

Bibliographie

144 Auswahlbibliographie

Informationen

154 Autorenverzeichnis

155 Vertriebshinweise

156 Richtlinien zur Manuskriptgestaltung/Abkürzungen

159 Impressum

Editorial

Sehr geehrte Leserin, sehr geehrter Leser,
diesmal erscheinen die *Fontane Blätter* kurz vor dem Potsdamer Symposium *»Geschichte und Geschichten aus Mark Brandenburg«. Fontanes Wanderungen durch die Mark Brandenburg. Romantisierung einer Landschaft*, zu dem das Fontane-Archiv vom 18. bis 22. September einlädt. Die Fontane Gesellschaft hat ihre Jahrestagung in diese Veranstaltung integriert und bietet weitere interessante Veranstaltungen an. Seien Sie also noch einmal recht herzlich eingeladen. Vor allem für die Mitglieder der Fontane Gesellschaft sollten die für dieses Jahr ins Haus stehenden Vorstandswahlen ein zusätzlicher Anreiz sein, unserer Einladung nach Potsdam zu folgen. Diejenigen unter Ihnen, die unser Programm noch nicht kennen, können sich auch jetzt noch im Internet unter *www.fontanearchiv.de* oder direkt im Fontane-Archiv erkundigen und im Archiv oder bei der Gesellschaft anmelden.

Auch dieses Heft ist thematisch am Thema *Wanderungen* und Reisen orientiert. In die erste Rubrik haben wir, sozusagen als bibliographische Anmerkung, von Wolfgang Rasch den Erstdruck des Einleitungsessays von *Von vor und nach der Reise*, hier mit dem Titel *Reisen*, aufgenommen, und zwar in der Fassung eines bislang unbekannten Erstdrucks in der *Vossin.* Ferner erlauben wir uns, Ihnen, gewissermaßen als ein Kuriosum der Reiseliteratur, einen Zufallsfund vorzustellen, nämlich die Beschreibung einer Schweizreise von Wilhelm Rose, die 1850 in der Zeitschrift *Deutsche Reform* erschien. Der Apotheker Wilhelm Rose ist als Fontanes Prinzipal aus *Von Zwanzig bis Dreißig* bekannt, sein Bild mag durch diesen Text eine neue Facette erhalten. Wir geben die umfangreichen Aufzeichnungen Roses in einer gekürzten Fassung wieder. Interessenten können die vollständige Fassung im Fontane-Archiv einsehen.

Für die Rubrik *Literaturgeschichtliches, Interpretation, Kontexte* konnten wir einen Beitrag von Peter Wruck gewinnen, der uns in das Themenspektrum des Symposiums einführt. Er geht der Frage, *Wie Fontane die Mark Brandenburg entdeckte*, nach und macht dabei interessante kulturhistorische Entdeckungen. Ferner können wir einen Beitrag von Hubertus Fischer präsentieren. Der Autor war so freundlich, seinen Vortrag *Fontane im Dreikaiserjahr*, gehalten bei der Potsdamer Jahrestagung der Gesellschaft 2001, für die *Fontane Blätter* zu überarbeiten.

Unter den Beiträgen der Rubrik *Vermischtes* sei besonders auf das Gespräch hingewiesen, das Peter Alter im November letzten Jahres mit Charlotte Jolles führen konnte. Wir freuen uns, einen Auszug dieses Gespräches,

in dem Charlotte Jolles über ihre Studienjahre an der Friedrich-Wilhelms-Universität (heute Humboldt-Universität) und die ersten englischen Jahre berichtet, hier abdrucken zu können. Wir danken Charlotte Jolles für ihre Bereitschaft zu diesem Gespräch und die freundliche Genehmigung zum Abdruck. Charlotte Jolles kann aus gesundheitlichen Gründen am diesjährigen Symposium nicht teilnehmen. Wir möchten auf diesem Wege unsere herzlichen Grüße nach London senden.

Es bleibt uns, Ihnen einen erholsamen Spätsommer und uns allen ein Wiedersehen in Potsdam zu wünschen.

Die Herausgeber

Unveröffentlichtes und wenig Bekanntes

Reisen – Die Erstfassung von *Modernes Reisen* aus dem Jahr 1873

Hrsg. von Wolfgang Rasch

Als Fontane 1893/94 einen Sammelband zusammenstellte, der unter dem Titel *Von vor und nach der Reise* Plaudereien, Skizzen und Novellen zum Thema ›Reise‹ bringen sollte, griff er ausschließlich auf schon gedrucktes Material zurück. Der Band enthält – bis auf eine Ausnahme – Beiträge, die zwischen 1880 und 1893 in der *Vossischen Zeitung* und den Zeitschriften *Die Gesellschaft, Zur guten Stunde, Freie Bühne für modernes Leben* und der *Deutschen Rundschau* publiziert worden sind. Für die Buchausgabe ging Fontane die Journaldrucke noch einmal kritisch durch. Die Erstdrucke sind bis auf zwei Ausnahmen bekannt, Abweichungen zwischen Zeitschriftenerstdruck und Buchfassung mehr oder minder akribisch erfasst worden. Unbekannt war bisher, daß die Erzählung *Der Karrenschieber von Grisselsbrunn* nicht im Dezemberheft 1889 der Zeitschrift *Die Gesellschaft* zuerst erschienen ist, sondern schon ein Jahr zuvor, am 25. Dezember 1888, in der *Vossischen Zeitung* zu lesen war. Irgendwelche relevanten Textabweichungen zwischen dem Abdruck in der *Vossischen Zeitung* und der *Gesellschaft* scheint es aber nicht zu geben.

Viel interessanter ist eine andere Entdeckung, die ich im Laufe meiner bibliographischen Arbeit machen konnte. Fontanes weitsichtiger, brillanter Essay *Modernes Reisen*, der *Von vor und nach der Reise* einleitet, trägt in der Buchausgabe den Titelzusatz: 1873. Sollte er 1873 entworfen, entstanden oder gar gedruckt worden sein? Oder ist »1873« nur ein Druckfehler für »1893«?

Der Beweis, daß der Text tatsächlich schon aus dem Jahr 1873 stammt, konnte jetzt erbracht werden. Denn bei der Durchsicht des Jahrgangs 1873 der *Vossischen Zeitung* tauchte der Erstdruck unvermutet auf. Unter dem Titel *Reisen* erschien er in zwei Folgen – passend zur Reisezeit für die Daheimgebliebenen – am 16. und 17. August. Der Zeitungserstdruck weicht so stark

von der späteren Buchfassung ab, daß ein vollständiger Wiederabdruck gerechtfertigt ist. Fontane hat später nicht nur an einzelnen Passagen des Textes gefeilt, sondern vor allem gekürzt: Etwa 40 % der Zeitungsfassung fiel seinem Rotstift zum Opfer, einen Teil von Textstreichungen ersetzte er durch einen neuen Text. Keine andere Arbeit in seinem Band *Von vor und nach der Reise* weist also gegenüber dem Journalerstdruck so starke Bearbeitungsspuren auf wie *Modernes Reisen.* Den Zeitungsartikel, ursprünglich für die Berliner Leser und Leserinnen der *Vossischen Zeitung* berechnet, arbeitet Fontane für ein in ganz Deutschland lesendes Publikum um. Daher läßt er in der Buchfassung vor allem den Gesichtspunkt fallen, »nur vom nördlichen Deutschland« aus sprechen zu wollen. So verzichtet Fontane auch auf einige berlinspezifische oder die unmittelbare Umgebung Berlins betreffende Anspielungen: die »Schützengilde aus Bernau oder Biesenthal« (außerhalb Berlin-Brandenburgs wohl weniger bekannt) wird beispielsweise zu einer ganz allgemeinen »kleinstädtischen Schützengilde«; die Sorgen des »norddeutschen Familienoberhaupts» läßt er in der Buchfassung ebenso weg wie die »geschäfts-erhitzte Phantasie eines norddeutschen Mond- und Sonnenwirths« und die Episode mit dem »Torflord« aus Linum oder Rathenow. Fontane kürzte, gab so die – möglicherweise dem Medium Zeitung geschuldete – Zweiteiligkeit des Beitrages auf und machte alles in allem daraus einen gegenüber der Zeitungsfassung homogener und stringenter wirkenden Text. Bei der Umarbeitung änderte er am Grundgehalt des Ganzen – dem Unterschied von Sommerreisenden und Sommerfrischlern, dem wachsenden Bedürfnis nach der Erholungsreise, dem beginnenden Massentourismus und der gewinnorientierten Tourismusbranche – nichts. Der Grundtenor bleibt, der Ton ist in der Buchfassung jedoch weniger scharf als im ursprünglichen Text, die Schilderung ist mitunter harmloser und freundlicher. Das wird zum Beispiel an jener Textstelle deutlich, wo Fontane die Zimmerreinigung, das Bettzeug und das Abendbrot im Hotel aufs Korn nimmt (vgl. Anm. 51 zum Text). In der Buchfassung wendet er sich zuvor ab und ist »nicht begierig, Zeuge dieser Einzelheiten zu sein«. Auch den Zusammenhang ›Wohnungsnot und Erholungsbedürfnis‹ hat Fontane in der Buchfassung nicht so pointiert dargestellt wie im Zeitungserstdruck.

Bemerkenswert vorausschauend ist das, was Fontane über »modernes Reisen« 1873 schreibt. Eine Utopie jedoch schien ihm möglicherweise 1894 zu kühn, und er ließ sie in der Buchfassung fallen: Ebenso wie Industrielle groß angelegte Wohnstätten für Arbeiter bauen, aus denen ganze Städte entstünden, ließen sich eines Tages auch »Reisestätten und Reisestädte« für »Zehn- und Hundert-Tausende« Erholungssuchender errichten, zum Beispiel an der Ostsee. »Zunächst wird dieses Begehr ein Lächeln wecken, aber

wie viel Belächeltes hat schließlich seinen Sieg gefeiert!« Den Ausdruck »Bettenburgen« kannte Fontane noch nicht. Er hatte ihn 1873 schon auf der Zunge.

Der hier präsentierte Neudruck der ersten Fassung von *Modernes Reisen* in der *Vossischen Zeitung* folgt zeichengetreu der Vorlage. Lediglich drei Druckfehler wurden stillschweigend berichtigt. Alle relevanten Abweichungen zur Buchfassung werden in Fußnoten festgehalten. Aus Gründen einer besseren Verständlichkeit und damit anders als von der Editionsphilologie vorgeschlagen bedeuten hier die Siglen E = Erstdruck in der *Vossischen Zeitung* 1873, B = Buchdruck im 1894 erschienenen Band *Von vor und nach der Reise* (Berlin: Fontane 1894. S. 1–16).

Reisen.[1]

I.

Zu den Eigenthümlichkeiten unserer Zeit gehört das Massen-Reisen. Sonst reisten bevorzugte Individuen; es war wie das Schreiben-können in alten Klosterzeiten; jetzt schreibt Jeder und – reist Jeder[2]. Kanzlistenfrauen besuchen einen klimatischen Kurort am Fuße des Kyffhäuser. Aktienbudiker[3] werden in einem Lehnstuhl die Koppe hinaufgetragen und Mitglieder der Schützen-Gilde aus Bernau oder Biesenthal[4] lesen bewundernd im Schlosse zu Reinhardsbrunn, daß Herzog Ernst in fünfundzwanzig Jahren 50,157 Stück Wild getödtet habe. Sie denken an die drei Hasen ihrer eigenen Feldmark,[5] notiren sich die imposante Zahl ins Taschenbuch und freuen sich auf den Tag, wo sie in Muße werden ausrechnen können, wie viel Stück auf den Tag kommen.

Alle Welt reist. So gewiß in alten Tagen eine Wetter-Unterhaltung war, so gewiß ist jetzt eine Reise-Unterhaltung. »Wo waren Sie in diesem Sommer«, heißt es von Oktober bis Weihnachten; »wohin werden Sie sich im nächsten Sommer wenden?« heißt es von Weihnachten bis Ostern; viele Menschen betrachten elf Monate des Jahres nur als Vorbereitung[6] auf den zwölften, nur als die Leiter, die auf die Höhe des Daseins führt. Um dieses Zwölftheils willen wird gelebt, für dieses Zwölftel wird gedacht und gedarbt; die Wohnung wird immer enger und die Herrschaft des Schlafsopha's immer souverainer, aber »der Juli bringt es wieder ein«. Ein staubgrauer Reise-Anzug schwebt vor der angenehm erregten Phantasie der Tochter, während die Mutter dem verlegenen Oberhaupt der Familie zuflüstert: »Adalbert,[7] vergiß nicht, daß Du mir immer noch die Hochzeitsreise schuldest.« So hofft es und heißt es

in vielen tausend Familien. Wie sich die Kinder auf den Christbaum freuen, so freuen sich die Erwachsenen auf Mittsommerzeit; die Anzeigen der Saisonbillets werden begieriger gesucht als die Weihnachts-Annoncen; elf Monate muß man leben, den zwölften will man leben. Jede Prosa-Existenz sehnt sich danach, alljährlich einmal in poetischer Blüthe zu stehen.

Die Mode und die Eitelkeit, wie ich Eingangs an einigen Beispielen zu zeigen versucht habe,[8] haben ihren starken Antheil an dieser Erscheinung, aber in den weitaus meisten Fällen liegt ein Bedürfniß vor. Was der Schlaf im engen Kreise der 24 Stunden ist, das ist das Reisen in dem weiten Kreise der 365 Tage. Der moderne Mensch, angestrengter wie er wird, bedarf auch größerer Erholung. Findet er sie? Das ist die Frage.[9]

Ich will eine Antwort auf diese Frage versuchen, muß aber gleich hier bemerken, daß alles Folgende, soweit es kritisch auftritt, wie ich mir sehr wohl bewußt bin, gewissen Einschränkungen unterliegt. Diese Einschränkungen bestehen darin, daß ich, dem Gegenstande nach, nur vom nördlichen Deutschland und den Personen nach nur von den mäßig oder bescheiden Bemittelten sprechen werde. Für die eigentlichen großen Reisegegenden stellen sich die Dinge abweichend, oft geradezu entgegengesetzt. Dies bitt' ich den Leser freundlichst im Auge behalten zu wollen.

Finden wir das erhoffte Glück? so etwa fragt' ich und die Antwort lautet »ja« und »nein«.[10] Ja und nein, nicht von Zufalls sondern umgekehrt von Logik und Gesetzes wegen, je nachdem ich das eine oder andere unter reisen verstehe.[11] Heißt reisen »einen Sommeraufenthalt nehmen«, so ist das Glück nicht nur möglich, sondern bei eigner,[12] leidlich normaler Charakterbeschaffenheit sogar wahrscheinlich; heißt reisen aber »dauernde Fortbewegung«, will sagen beständiger Wechsel von Eisenbahnen und Hotels mit obligater Bergerkletterung und Schloßbesichtigung, so halte ich ein ungetrübtes Reiseglück für nahezu unmöglich.[13]

Der kleine Beamte (der im Preußischen bekanntlich auch Geheimerath sein kann, ja in den meisten Fällen es sein wird),[14] der Oberlehrer, der Stadtrichter, der Archidiakonus, die sich in ein eben entdecktes Dünendorf begeben, wo ihnen gelegentlich die Aufgabe zufällt den allerursprünglichsten Strandhafer abzuwohnen, diese alle können, wenn sie mit Sack und Pack und ausgerüstet wie eine Auswandererfamilie in ihre Fischerhütte einziehn, unter Segeltuch und ausgespannten Netzen ein höchst glückliches Dasein führen. Sie werden, eh die Biederherzigkeit der alten Theerjacke, die erfahrungsmäßig höchstens drei Sommer aushält, in Gewinnsucht untergeht, für ein Billiges leben und die Ausgaben[15] der eigentlichen Reise, der Locomotion[16], durch reichlichen[17] Blaubeeren- und Flundergenuß wieder balanciren können; die Kinder werden primitive Hafenanlagen im Sande machen, die

Töchter[18] Muscheln und Bernstein suchen, Stadtrichter und Archidiakonus aber in einer gemeinschaftlichen Meerfahrt an die Zukunft der deutschen Flotte glauben lernen.[19] Unsagbar alte Kleider[20] werden aufgetragen, Reminiscenzen aus[21] Cooper und Marryat neu belebt, vor allem auch Abmachungen für den Winter auf Lieferung von Spickaal[22] getroffen werden. Im Ganzen wird man dankbar und wohlbefriedigt in die Heimath zurückkehren, gefestigt in allem Guten und gewachsen in der Kraft, die uns jede intimere Berührung mit der Natur zu geben pflegt. Wenig unangenehme Eindrücke und Erfahrungen werden den Frieden einer solchen Sommerfrische gestört haben und der endliche Reiseüberschlag wird ergeben, daß man sich diese Erholung ohne nachträgliche Gewissensbisse wohl gönnen durfte. »Die Extrafahrt nach Puttbus war zwar theuer und Aurelie litt sehr – ich wußt' es übrigens vorher, da sie nicht rückwärts sitzen kann, – aber bedenken wir auch, meine Lieben: es ist eine Erinnerung für's Leben.«[23]

So oder ähnlich wird es vieler Orten heißen und wenn ich Umschau halte, erscheint es mir, daß sich solcher, in bescheidnem Anspruch Befriedigten immer noch zu Tausenden finden müssen,[24] nicht blos an der Ostseeküste hin, auch in Schlesien, am Oberharz und in den Thälern und Bergkesseln des Thüringer Waldes. Aber a l l e freilich, wie ich wiederholen muß, werden dieses ungetrübten Glückes nur theilhaftig geworden sein, wenn sie während ihrer Reisezeit sich damit begnügten zu den H a l b - Nomaden zu zählen,[25] mit anderen Worten, wenn sie vier Wochen lang auf ein und derselben Oase[26] aushielten, ihre Brunnen gruben und ihre Lämmer weideten.[27]

Sehr, sehr anders gestalten sich die Dinge, wenn der moderne Reisende als Voll-Nomade auftritt und beständig ziehend und wandernd allabendlich einen anderen Weideplatz zu erreichen trachtet. Jede wirkliche Wüstenfahrt, was sonst immer ihre Schrecken sein mögen, kann wenigstens nicht verdrießlicher und räuber-umschwärmter sein.[28] Auch in Sachen der Fata Morgana hat der rastlose,[29] der eigentliche Tourist zu leiden, wie nur je ein Wüstenfahrer. Immer neue Schlösser[30] tauchen verheißungsvoll am Horizont[31] vor ihm auf, aber der Moment der Erreichung ist auch mal auf mal[32] der Moment der Enttäuschung. Kühle findet er, aber nicht Kühlung.[33]

Die Frage drängt sich einem auf, ob sich in dem allen nicht vielleicht ein Natürliches und Folgerichtiges zu erkennen giebt und ob nicht alle Klagen zu vermeiden sind, weil sie sich eben gegen ein Unvermeidliches richten.[34]

Diese Frage mag aufgeworfen werden, aber die allerbestimmteste Verneinung ist ihr entgegen zu setzen. Die Reisenoth unserer Tage ist gerade eine solche Calamität, wie die Wohnungsnoth. Man spreche nicht von der Entbehrlichkeit des einen, des Reisens, und von der Unentbehrlichkeit des andern, des Wohnens. Auch »wohnen« ist ein Luxus. Die Menschheit ist durch

Jahrtausende gegangen, wo ihr ein Baumzweig und eine Erdhöhle genügten. Ich wiederhole: das Reisen, ganz besonders aber das Reisen des Großstädters, ist ein Bedürfniß geworden, wie das Wohnen, und das immer engere und schlechtere Wohnen steigert nur den Anspruch auf Reiselust und Reisefrische. Also nichts davon, »daß man es ja nicht anders gewollt habe«, nichts davon, daß man ja das Recht gehabt habe zu Hause zu bleiben, und daß Jeder, der sich leichtsinnig in Gefahr begäbe, auch nicht erstaunt sein dürfe darin umzukommen. Dies Alles ist nicht nur falsch, es ist auch hart und hämisch, denn diese Benöthigung, die bestritten werden soll, ist wirklich da. So gewiß für den Durstverschmachteten ein Zwang da ist zu trinken, so gewiß ist auch für den staub- und arbeitsvertrockneten Residenzler ein Zwang da nach einem Trunke frischer Luft, und wer ihm diesen Trunk verbittert und vertheuert, der thut viel Schlimmeres als die Brauwirthe, die dem Volke das Bier vertheuern. Und doch geschieht es. Ja die traurige Erscheinung tritt ein, daß mit dem Wachsen des Bedürfnisses auch die Unmöglichkeit wächst, dieses Bedürfniß zu befriedigen. Der Nothstand[35] (und so ist es auf allen Gebieten)[36] statt die Frage anzuregen: wie heben wir ihn? regt nur die Frage an: wie beuten wir ihn aus! Der Reisedrang je allgemeiner er geworden ist, hat nicht Willfährigkeit und Entgegenkommen, sondern ihr Gegentheil[37] erzeugt. Vielfach reine Wegelagerei: Wirthe, Miethskutscher und Führer überbieten sich in Gewinnsucht und Rücksichtslosigkeit, und wer – im Gegensatz zu den relativ seßhaften Reisenden[38] – sein Reiseglück auf diese drei Karten gestellt hat, der wird wohl thun[39] mit gemäßigten Erwartungen[40] in die Situation einzutreten.

War es immer so? Mit nichten. Wie ganz anders erwiesen sich die Wirthe und Wirthshäuser[41] vergangener Tage! Nur noch Einzel-Exemplare kommen vor, an denen sich die Tugenden eines ausgestorbenen Geschlechts studiren lassen. Wer sie voll erkennen will, der lese die englischen Romane des vorigen Jahrhunderts. Auch noch in W. Scott finden sich solche Gestalten. Es gab nichts Liebenswürdigeres als solchen englischen Landlord, der in heiterer Würde seine Gäste auf dem Vorflur begrüßte und mit der Miene eines fürstlichen Menschenfreundes seine Weisungen gab. Er vertrat jeden Augenblick die Ehre seines Standes. Er war nicht dazu da, um in den drei Reisemonaten reich zu werden, still und allmälig sah er sein Vermögen wachsen und gab dem Sohne ein Eigenthum, das er selbst einst vom Vater empfangen hatte. Er waltete seines Amts aus gutem Herzen und guter Gewohnheit. Er war wie ein Patriarch; sein Gasthaus eine Zufluchtsstätte, ein Hospiz.

Auch in Deutschland gab es solche Gestalten, wenn auch vereinzelter, und ich entsinne mich selbst noch, wenn ich Ende der 20er Jahre die damals viertägige Reise von der pommerschen Küste bis in's Ruppinsche[42] machte,

in Prenzlau und Neu-Brandenburg[43] an solchen Wirthstafeln[44] gesessen zu haben. Eine geräuschlose Feierlichkeit herrschte vor, der Wirth gab nur den Anstoß zur Unterhaltung, dann schwieg er und belauschte klugen Auges die Wünsche jedes Einzelnen. Kam dann die Abreise, so mußten seine verbindlichen Formen den Glauben erwecken, man habe seinem Hause eine besondere Ehre erwiesen. Damals war jede Mittagsrast ein Vergnügen, jedes Nachtlager ein wohlthuendes, von einer gewissen Poesie getragenes Ereigniß. Ich denke noch mit Freuden an diese Ideal- und Idyllzeit des Reisens zurück.[45] Jetzt giebt es sich als ein Trauerspiel, dessen letzter mörderischer Akt die Rechnung ist.

Aber ich greife vor. Ich möchte zunächst noch Scenen schildern, die den Leser von meiner Vorurtheilslosigkeit überzeugen und ihn dahin vergewissern sollen, daß ich, wo überhaupt nur ein Gutes und Gefälliges existirt, dieses Gefällige, auch wenn es mit Unbequemem und selbst Lästigem sich mischt, sehr wohl zu erkennen und mich seiner zu freuen weiß.

Die patriarchalische Schule des vorigen Jahrhunderts repräsentirt das Ideal; aber auch die aristokratische Schule, die bis diesen Augenblick in den Weltstädten und ganz besonders in den eigentlichen mehr oder minder kosmopolitischen Badeplätzen und Reisegegenden zu finden ist, auch diese aristokratische Schule hat ihren Zauber. Ihren Unbequemlichkeiten unterwirft man sich mit einer gewissen Freudigkeit und ihren hohen Rechnungen gegenüber resolvirt man sich mit der Betrachtung: »Es ist viel, aber nicht zu viel.« Ich entsinne mich beispielsweise nicht, im Star and Garter in Richmond, im Trafalgar-Tavern in Greenwich, im Hôtel du Louvre in Paris, sei es was Bewirthung und Bedienung, oder sei es schließlich, was die Bezahlung angeht, irgendwie ein unangenehmes Gefühl gehabt zu haben. Im Gegentheil, über die leichte Verlegenheit, die einen feinfühligeren Menschen überall da beschleicht, wo er sich gestehen muß, nach Vermögen und Lebensstellung eigentlich nicht recht hinzugehören, über diese leichte Verlegenheit hab' ich mich in wirklich vornehmen Hotels immer rasch hinweggehoben gefühlt. Hinweggehoben deshalb, weil es Paragraph 1. aller dieser Gasthäuser ist: Gast ist Gast. Und dieser Satz ist der allein richtige. Er ist es schon von Consequenz und Logiks wegen. Der entscheidende Moment ist der, wo der eben ankommende Fremde an den Oberkellner die berühmte Frage stellt: »kann ich noch ein Zimmer haben?« Der Gefragte kann diese Frage verneinen, wenn der Fragende ihm nicht gefällt. Von dem Augenblick an aber, wo das »Ja« gesprochen ist, ist der Gast in den Bund der jeweiligen Hausgenossen aufgenommen und ein in verletzenden, oder doch unverbindlichen Formen auftretendes Unterschiedmachen zwischen vor-

nehm und gering, zwischen arm und reich, ist von diesem Augenblick an nicht mehr zulässig. Zudem ein großes Hotel, ein Dutzend Ausnahmen zugegeben, kann nicht aus lauter Fürstenwohnungen bestehen, ja die Hof- und Mansarden-Stuben sind es sehr häufig, die, jenachdem sie eine constante Besatzung haben oder nicht, erst recht eigentlich über die Rentabilität eines solchen Hauses entscheiden. So wird von Billigkeits-, aber auch von Klugheits wegen, dem kleinen Fremden sein Recht. Wohl verstanden sein Recht. Erhebt er den Anspruch, sich neben einem englischen Lord siegreich behaupten und die Erdbeeren, wenn das Stück noch einen Groschen kostet, immer zuerst erhalten zu wollen, so ist er ein Narr. Standes- und Gesellschafts-Unterschiede sind nun mal nicht voll aus der Welt zu schaffen. Und ist auch nicht nöthig.

II.

Der moderne Reisende, so recapitulire ich den Inhalt meines vorigen Kapitels, wähle sich also einen wirklichen Sommer-Aufenthalt, oder aber wenn er im eigentlichen Sinne reisen, wenn er Tag um Tag seinen Aufenthalt wechseln will, so wähle er die Reisegegenden par excellence: Rheinland und Belgien; Schweiz, Tyrol, Salzkammergut; Oberitalien, Südfrankreich. Er wird hier überall große Eindrücke haben und im Uebrigen, bei bescheidenem Comfort, wie in Bayern und Tyrol, auch bescheidene Rechnungen, bei luxuriösen Rechnungen aber, wie am Rhein und in der Schweiz, auch wirklich luxuriöse Bewirthung finden. In den großen Reisegegenden deckt sich überall der Preis, der gefordert wird, mit dem Werthe dessen was geboten wird und zu einer einzig dastehenden Natur wird dem Glücklichen, der seine Zirkelreise vom Vierwaldstättersee bis Montreux und von Montreux bis Interlaken macht, noch eine glänzende Staffage, die Berührung mit der Welt- und Reise-Aristokratie, mit in den Kauf gegeben. Diese kennen gelernt zu haben, selbst wenn man sie hinterher bespöttelt, ist immerhin etwas.

Aber welches norddeutsche Familienoberhaupt aus der Klasse der Mäßig- und Kleinbemittelten ist im Stande von dem Rathe wie ihn die vorstehenden Sätze enthalten, Nutzen zu ziehen?! Wenn diese Schweizerreise, wie ich sie eben skizzirt habe, auf 5 Personen berechnet auch gut und gern ihre 1000 Thlr. Werth ist, wo nimmt der kleine norddeutsche Familienvater diese 1000 Thlr. her? Was frommen ihm die Rechnungsparallelen zwischen Weggis und Friedrichshagen, was frommt ihm die Versicherung, daß der Aufenthalt am Vierwaldstätter See nicht eigentlich theurer sei als am Müggelsee? Alle diese Versicherungen helfen ihm über die furchtbare Schwierigkeit nicht hinweg: wie komm' ich an den See, drin sich die vier Waldstätten spiegeln? Die bloße Eisenbahnfahrt hin und zurück, einschließ-

lich zweier Nachtquartiere, ist unter 300 Thlr. nicht zu bestreiten und 300 Thlr. ist gerade die Summe, die ihm zur Verfügung steht. In einer letzten Sitzung reißt sich die Familie von den winterlang gehegten Illusionen los, das Schweizer Panorama löst sich auf wie ein dissolving view, und irgend ein bescheidener Punkt innerhalb der Territorien des norddeutschen Retour- und Sechswochen-Billets wird statt seiner in Angriff genommen. Hirschberger Thal, Harz, Thüringen, thut eure Pforte auf, Rübezahl lasse Deinen Flechtenbart im Winde wehn, Bodekessel schäume höher, Wartburg und Veste Coburg schlagt neue Lutherbetten in euren Lutherstuben auf, denn neuer Zuzug zieht in eure Thäler ein! Aber i h r, ihr armen Sommerdürstlinge, die ihr diese Zuzugs-Sektion zu bilden habt, was harret e u r e r?! Versuche ich, als Antwort auf die Frage, eine Schilderung, der ich mehrjährige Erfahrungen zu Grunde lege. Ich nenne keine Punkte und keine Namen, weil ich Niemandem direktes Aergerniß geben, keinen Einzelnen schädigen will. Es liegt zu einem p e r s ö n l i c h e n Verfahren auch um so weniger Grund vor, als es im Wesentlichen an allen Punkten dasselbe ist. Ich gehe jede Wette ein, daß Tausende, die an hundert verschiedenen Punkten waren, alle ihre eigenen Schicksale in diesen Schilderungen wieder erkennen werden. Ich bemerke vorausschickend noch, daß das Einzel-reisen, oder das Reisen mit Familie keine essentiellen Unterschiede schafft. Die Situationen modificiren sich danach nur, ohne an tragikomischem Inhalt nach links oder rechts hin Erhebliches einzubüßen.[46]

Der Zug hält; es ist 7 Uhr Abends. Jenseits des Schienenstranges steht die übliche Wagenburg von Omnibussen, Kremsern und Fiakern; Hotelkommissionäre, Fremdenführer, Kutscher machen die bekannte Sturmattake, allen vorauf der zehnjährige Straßenjunge (der muthmaßliche Fremdenführer einer späteren Epoche),[47] der sich mit unheimlicher Geschicklichkeit der kleinen Reisetasche zu bemächtigen trachtet. Alles wird siegreich abgeschlagen;[48] die großen Wasser haben sich endlich verlaufen; der Zeitpunkt zu raisonablen Verhandlungen scheint gekommen. An einen Kutscher herantretend, frag' ich, ob er mich nach R. fahren wolle. R. ist eine kleine Meile; Chaussee, glatt wie eine Tenne. »Ja«, zögert er seine Antwort heraus, denn es ist geschäftsmäßig bei jeder derartigen Anfrage eine äußerste Gleichgiltigkeit zu heucheln. »Wie viel?« frag' ich weiter. »Vier Thaler, Chaussee- und Trinkgeld.« Ich lach' ihm ins Gesicht und beschließe den kaum anderthalbstündigen Weg zu Fuß zu machen, auf dem Wege selbst aber eine Burgruine zu besuchen, die sich unmittelbar im Rücken der abendgoldig vor mir liegenden Stadt erhebt. Ich durchschreite diese; ein breiter Fahrweg führt zu der Ruine hinauf, und oben angelangt, sehe ich, im Rahmen der kleinen Rundbogenfenster, die Sonne niedergehn. Der Abend bricht herein. Ich habe mich ver-

spätet und an einen der vielen Führer herantretend, die hier oben ihr wunderliches Wesen treiben, frag' ich »ob er mich durch den Tannengrund nach R. geleiten wolle?« »Nein, lieber Herr, nach R. nicht, dazu ist es zu dunkel, aber wenn Sie wieder nach G. wollen, da kann ich Sie die nächste Straße hinunter führen.« Dabei zeigte er auf die untenliegende Stadt. Es war etwa wie wenn man einem Fremden, der vom Standbilde Friedrichs des Großen nach der Schützenkaserne will, das Anerbieten macht, ihm, für Geld und gute Worte, den Weg nach dem Brandenburger Thore zeigen zu wollen. Ich dankte ihm mit so viel Malice wie mir gerade zu Gebote stand und stieg (R. für diesen Tag aufgebend) wieder in die Stadt hinunter, um dort zu übernachten.

Ich kam zu Fuß. Das übliche Herausstürzen aus dem »Riesen« oder dem »Mann im Monde« fand also nicht statt; die Repräsentation fiel einem Oberkellner zu, den ich erst aufsuchen mußte. Er ritt im zweiten Zimmer auf einem Schemel und klappte eben seine Kinnbacken wieder zu. »Kann ich ein Zimmer haben?« »Ich werde fragen.« Er frug oder frug auch nicht, jedenfalls schritt er bald darauf mit dem bekannten Silberblechleuchter die Treppe hinauf,[49] mich der Mittheilung würdigend, »daß No. 7. so eben frei geworden sei.« Diese Mittheilung schien sich bestätigen zu sollen, denn beim Eintreten[50] in die besagte Nummer fanden wir eine Magd[51] bei dem dreiaktigen Zimmer-Reinigungsprozeß vor, dessen kurze Proceduren in Folgendem bestehen: erstens »ausgießen«, – dies ist das wichtigste; zweitens »eingießen« – und zwar aus einer Gießkanne in eine nie ausgespülte Karaffe; drittens »überziehen« – die gleichgiltigste von den drei Manipulationen, weil sie sich auf eine höchst oberflächliche Vermählung einer alten Steppdecke mit einem Betttuch zu beschränken pflegt. Dies Betttuch, wie vorsichtig man auch operiren mag, findet sich am andren Morgen allemal als Knäuel am Bettende wieder, so daß man an die Säuberung seines äußeren Menschen mit dem Bewußtsein geht, acht Stunden lang unter einem Berg von Geheimnissen, und zwar in Gestalt der alten Steppdecke, gelegen zu haben. Der Wasserkrug, der sie überwinden soll, ist herkömmlich viel zu klein.

Aber diese Lavationen und sonstigen Morgenceremonieen sind noch weit entfernt. Die Nacht liegt noch nicht hinter uns, sie soll erst beginnen. Der Leser nehme also zunächst noch an meinem Abendessen Theil: ein Beefsteak von gutem, aber ausgelaugtem Fleisch, eine Culmbacher, endlich ein Butterbrod und Käse, – die Butter in der jetzt modischen Form eines halben Spritzkuchens. Höchst unästhetisch. Dann auf dem Zimmer noch ein Thee, dessen Sieb beständig in die Tasse fällt.

Inzwischen war es Mitternacht geworden. Ich öffnete eines der beiden Fenster, da mich die eigenthümliche Stuben-Atmosphäre mehr und mehr zu

bedrücken begann, und schob mich leise und mit jener Vorschrift, die die unter allen Umständen bedrohliche Nähe der Steppdecke zu fordern schien, unter das Bettuch.

Ich mochte 10 Minuten[52] geschlafen haben, als das Hinausfliegen mehrerer Stiefelpaare auf den Corridor und das Angespanntwerden eines Hotel-Omnibus (1 Uhr kam ein neuer Zug)[53] mich aus tiefem Schlafe weckte. Zugleich empfand ich einen dumpfen Kopfschmerz, über dessen Ursache ich nicht lange in Zweifel bleiben sollte. Die »frische Nachtluft«, die ich einzulassen bemüht gewesen war,[54] stieg leider nicht aus Himmelshöhen zu mir nieder, sondern aus Hofestiefen zu mir herauf und war ein Brodem, wie ihn jeder aus Erfahrung kennt, der im Münchener Hofbräu seinen Krug getrunken und sein Würstel gegessen hat.[55] Nur hatt' ich hier die höhere Potenz.

Und an dieser Stelle mag ein kleiner Excurs gestattet sein! Daheim an den Ufern des Kanals[56] gehört es zum guten Ton, über unsere Berliner Luft zu skandalisiren, und es soll unbestritten sein – sie ist schlecht genug.[57] Aber was will die durchschnittliche Berliner Hausatmosphäre im Vergleich zu dem Dunstkreise sagen, wie er in Breslau, in Dresden, in Leipzig und überhaupt fast in allen Hotels und Nicht-Hotels Sachsen-Thüringens heimisch ist.[58] Die Berliner Luft, auch wo sie am schlimmsten auftritt, ist ein Parvenu wie die Stadt selbst, jung, ohne Geschichte, ohne infernale Vertiefung. So schlecht sie sein mag, sie ist einfach, uncomplicirt, so zu sagen frisch von der Quelle weg. Wie anders dagegen die Hausatmosphäre in den Früh Culturgegenden Mitteldeutschlands! Alt ehrwürdig tritt sie auf und man kann ohne Uebertreibung sagen: die Jahrhunderte haben an ihr gebraut. Sie ist g e w o r d e n, vor allem sie ist undefinirbar, und wie man vom Kölnischen Wasser gesagt hat, das Geheimniß seiner Schöne läge in der L a g e r u n g, so daß schließlich die Mannigfaltigkeit in einer höheren Einheit unterginge, so auch h i e r. Nur nach der entgegengesetzten Seite hin.[59]

Die »frische Nachtluft«, die in mein Zimmer strömte,[60] gewann mehr und mehr an Gehalt, so daß ich als nächstes Rettungsmittel das Fenster schloß. Aber die Geister, die ich gerufen hatte, waren so schnell nicht wieder zu bannen. Sie waren mit mir, um mich und schienen wenig geneigt, sich so ohne Weiteres austilgen zu lassen. Alle kleineren Mittel scheiterten; da kam mir der Gedanke, auf den ich nicht wenig stolz bin,[61] den Teufel durch Beelzebub zu vertreiben.[62] Ich steckte die »Bougies«, die au fond du coeur nur an der Grenze des Talglichts stehen gebliebene Stearinkerzen waren,[63] an, ließ sie[64] brennen, bis sich eine Schnuppe gebildet hatte und blies sie dann aus. Nachdem ich dies Verfahren dreimal wiederholt hatte, hatte ich eine Art grönländische Hüttenatmosphäre hergestellt, in deren Rauch und Qualm die »Frische der Nachtluft« endlich glücklich unterging.

Der nächste Morgen sah mich ziemlich spät an der Frühstückstafel. Der Wirth stand abwechselnd hinter und neben meinem Stuhl, was ich anfänglich geneigt war, als eine Auszeichnung anzusehen, bis ich gewahr wurde, daß die Gegenstände seiner eigentlichen Aufmerksamkeit mir gegenüber saßen.[65] Ueber meine Schulter weg ging nur seine Beobachtungslinie. Es waren Männlein und Weiblein jeden Alters und Grades, allem Anschein nach der Familienbestand eines Torf- oder Ziegel-Lords, der in Linum oder Rathenow aus kleinsten Verhältnissen heraus vor so und so viel Jahrzehnten seine Laufbahn begonnen. Solche self mademen haben ihre Meriten (wenn auch freilich viel, viel geringere, als man ihnen gewöhnlich zuschreibt), aber eines haben sie sicherlich nicht: Repräsentation. Da saßen sie nun vulgären Gesichts, mit Lederteint und hohen Backenknochen, der älteste Sohn mit Eß-Manipulationen, die auf langen und ausschließlichen Gebrauch des Klapp-Messers hindeuteten, die drei Töchter mit drei Rosen-Knospen am Hut, die immer Miene machten mit in den Kaffee einzutauchen. Das Bewußtsein des Reichthums reichte bei keinem Familienmitgliede aus, den Ausdruck der Verlegenheit zu tilgen und die Anstrengungen des Wirthes waren vor allem darauf gerichtet, sie diesem Unbehagen zu entreißen und ihnen »sein Haus angenehm zu machen.« An und für sich ein löbliches Bestreben. Vier voraus bestellte Zimmer und wie ich nicht bezweifle eben so viel deponirte Hundertthalerscheine (das bekannte letzte Rettungsmittel aller derer, die nichts andres einzusetzen haben) erheischten Berücksichtigung. Was geht in solchen Momenten nicht alles durch die geschäfts-erhitzte Phantasie eines norddeutschen Mond- und Sonnenwirths! Dieser alte Torflord, der, nach Teint und Backenknochen jeden Augenblick als Kirgisen-Häuptling eintreten konnte, konnte ja daheim als Werbetrommel thätig sein; eine Perspektive auf kommende Reise-Generationen, auf eine levée en masse ganzer Torf- und Ziegel-Distrikte that sich vor dem trunkenen Blicke meines Wirthes auf, und – Zufriedenstellung des Steppenfürsten und seiner Schaar, war auf anderthalb Stunden hin die Aufgabe des gesammten Personals. Wir andern, lauter Singletons verschwanden daneben. Der kleine Gasthäusler, nördlich der Mainlinie, hat eben nicht die Gabe, die, wie schon hervorgehoben den eigentlichen Hotelier macht, die Gabe seine Sonne gleichmäßig über Gerechte und Ungerechte, über 1zimmrige und 4zimmrige Gäste scheinen zu lassen. Er bemißt vielmehr seine Aufmerksamkeiten nach der absoluten Höhe der einzukassirenden Summe, ohne die geringste Erkenntniß der Wahrheit, daß zehn Dreithaler-Männer dieselbe Bedeutung für ihn haben müssen, ja vielleicht eine größere, wie ein Dreißigthaler-Mann. Er übersieht dies, weil er es übersehen will. Nur im Moment der Zahlung rücken die Kleinen und Kleinsten[66] sofort in die Rechte der Großen ein und während bis dahin alles was ihnen geleistet

wurde, auf der Höhe eines Maulwurfshügels stand, tritt jetzt die Rechnungsforderung wie ein Finsterarhorn an sie heran. Und in diesem Vergleich ist der ganze, auf die Dauer unertragbare Zustand gekennzeichnet! Was in allem waltet ist ein kolossales Mißverhältniß; weder der Ton, der herrscht, noch der Werth dessen, was geboten wird, entspricht dem Preise der gezahlt werden soll. Ueber den einzelnen Fall wäre[67] unschwer hinwegzukommen, aber die Fülle der Einzelfälle erzeugt schließlich einen Unmuth[68], der fast mehr noch in der Unbill, der man sich ausgesetzt fühlt, als in den direkten Einbußen seine Wurzel hat. Ein Gefühl von Ungehörigkeit, und zwar nicht blos in Geldsachen, begleitet den Reisenden von Stunde zu Stunde und bringt ihn recht eigentlich um den Zweck seiner und jeder Reise um die Glättung und Ruhigmachung seines Gemüths. Er will den Vibrirungen entfliehen und zittert häufiger als daheim. Aerger hängt sich an Aerger, und der nach nervenstillendem Ozon verlangende Körper findet jene »frische Nachtluft«, die ich beschrieben habe und[69] die ihn bis an den Rand des Typhus bringt. Die Prätensionen und die Preise richten sich wo möglich nach dem Clarendon Hotel in London, während doch der alte Herbergs-Charakter immer noch umgeht und sich wie Banquo häßlich-bepflastert mit zu Tische setzt.[70]

Auf die eine oder andere Weise muß hier Wandel geschafft, d. h. die Leistungen müssen höher oder die Preise müssen niedriger werden.[71] Das Letztere wäre das Bessere und ein wahrer Segen. Weg mit dem abgetretenen, lächerlichen Teppichfetzen, weg mit der tabacksverqualmten Goldtapete, weg mit dem schäbigen Plüschsopha und der türkisch geblümten Steppdecke, in deren dunkelgeflecktem Bunt sich noch dunklere Flecke verbergen; weg mit dem elektrischen »Bouton« und dem Stoß- und Drück-Apparat, dessen beigedruckte Angaben wohl noch kein Sterblicher voll verstanden hat;[72] vor allem weg mit dem großen Reise-Tyrannen, dem Table d'hote's-Unsinn, weg mit diesen sieben[73] Gängen, die bis zum letzten Bissen nichts repräsentiren als einen Wettlauf zwischen Hunger und Langerweile.[74] Denn wer wäre je an Leib gesättigt und an Seele erfrischt von diesem Zwei-Stunden-Martyrium aufgestanden! Statt dieses elenden Plunders eine gut ventilirte Stube, ein Stuhl und ein Tisch, eine Matratze und eine wollene Zudecke; vor allem die Freiheit essen zu können was man will und wann man will. Die Herren Wirthe sind des Publikums willen da, nicht das Publikum der Wirthe willen. Aber überall verkehrt sich der natürliche Lauf der Dinge und Gemeinplätze werden wieder zu Weisheitsregeln.[75]

Es wird nicht eher besser, als bis die Reise-Noth ähnliche Helfer findet, wie sie die Wohnungsnoth, wenigstens in Einzelfällen, bereits gefunden hat. Wie reiche Industrielle angefangen haben, Wohnstätten und diese Wohnstätten zusammenfassend schließlich ganze Städte für ihre Arbeiter zu

bauen, so müssen in analoger Weise auch Reisestätten und Reisestädte entstehen. Das Bedürfniß ist da und dringt auf Befriedigung. Am Ostseestrande hin, den fichtenbestandenen Dünenzug im Rücken, könnten Zehn- und Hundert-Tausende in See und Sauerstoff sich baden und sich der Wohlthaten eines natürlichen Daseins freuen. Zunächst wird dieses Begehr ein Lächeln wecken, aber wie viel Belächeltes hat schließlich seinen Sieg gefeiert!

In Einem glaube ich sind alle Ansichten einig, in der Ueberzeugung von einer gewissen künstlich gemachten Verschlechterung und Vertheuerung auch dieser Seite unsres gesellschaftlichen Lebens. Die Erfahrungen darüber sind so allgemein, daß ich schon aus diesem Grunde eine Aneinanderreihung verwandter Bilder glaube unterlassen zu dürfen. Freilich wirkten auch gewisse ästhetische Rücksichten zu diesen Unterlassungen mit. Vieles, was recht eigentlich dazu angethan gewesen wäre, die Misere voll zu schildern, entzieht sich fast der Möglichkeit der Darstellung, anderes, was den Vorwurf des Häßlichen vielleicht vermieden hätte, würde dagegen nur allzu leicht den Eindruck des Pedantischen, Kleinlichen und Mesquinen hervorgerufen haben. Wer sich seitenlang über erfahrene Prellereien beschwert, darf sicher sein, von der einen Hälfte seiner Leser den Philistern, von der andern den »Geizböcken« zugezählt zu werden.

Um dieser Nachrede einigermaßen zu entgehen, habe ich mich mit bloßen Andeutungen begnügt, die, kurz wie sie sind, doch vielleicht auf fruchtbaren Boden fallen. Vorbereitet, wenn mich nicht alles täuscht, ist der Boden seit lange dazu.

Th. F.

Anmerkungen

1 Modernes Reisen. Eine Plauderei. (1873.)] *B*

2 bevorzugte Individuen […] reist Jeder.] *B verkürzt auf*: bevorzugte Individuen, jetzt reist jeder und jede.

3 Kyffhäuser, behäbige Budiker werden] *B*

4 Mitglieder einer kleinstädtischen Schützengilde] *B*

5 denken an die drei Hasen ihrer eigenen Feldmark,] *fehlt in B*

6 als eine Vorbereitung] *B*

7 Adalbert,] *fehlt in B*

8 wie ich Eingangs an einigen Beispielen zu zeigen versucht habe,] *fehlt in B*

9 Findet er sie? Findet er das erhoffte Glück?] *B*

10 Ich will eine Antwort […] lautet »ja« und »nein«] *fehlt in B*

11 Ja und nein, je nachdem wir das eine oder andere unter reisen verstehen.] *B*

12 eigner,] *fehlt in B*

13 und Hotels, woran sich Bergerkletterungen und ähnliches blos anschließen, so muß man es gut treffen oder sehr bescheiden und sehr geduldig sein, um von seiner Reise das zu haben, was man wünscht: Freude, Glück.] *B. Es folgen in B zwei kurze Absätze, die in E fehlen:* »In der That, es dreht sich alles um den Gegensatz von Sommerfrischler und Sommerreisenden. Betrachten wir zunächst den Sommerfrischler, den Repräsentanten der guten Reiseseite.

14 (der im Preußischen bekanntlich auch Geheimerath sein kann, ja in den meisten Fällen es sein wird)] *fehlt in B*

15 die unvermeidlichen Ausgaben] *B*

16 der Locomotion als solcher] *B*

17 andauernden] *B*

18 die erwachsenen Töchter] *B*

19 Stadtrichter und Archidiakonus aber [...] Zukunft der deutschen Flotte glauben lernen] *fehlt in B*

20 Garderobenstücke] *B*

21 an] *B*

22 Lieferung von Spickaal und Sprotten] *B*

23 *Der Schluß des Absatzes lautet in B:* Nur vereinzelt unangenehme Eindrücke und Erfahrungen werden den Frieden einer solchen Sommerfrische gestört haben und der endliche Reiseüberschlag wird ergeben, daß man sich diese Erholung ohne nachträgliche Gewissensbisse wohl gönnen durfte. »Die Extrafahrt nach Putbus war zwar teuer, aber bedenken wir auch, es ist eine Erinnerung fürs Leben.«

24 will es mir erscheinen, daß sich solche, in der Bescheidenheit ihrer Ansprüche Befriedigten immer noch zu Tausenden finden müssen] *B*

25 begnügten, in gewissem Sinne zu den Halb-Nomaden zu zählen] *B*

26 Gebirgs- oder Strand-Oase] *B*

27 , ihre Brunnen gruben und ihre Lämmer weideten] *fehlt in B; in B folgt eine kurze Überleitung, die in E fehlt:* Soviel über den Sommer-Frischler, einen »Glücklichen«.

28 Sehr, sehr anders gestalten sich [...] räuber-umschwärmter sein] *In B wie folgt geändert:* Aber sehr anders, wie schon angedeutet, liegt es bei dem Sommer-Reisenden, der, wenn nicht beständig, so doch vielfach unterwegs, immer in der Gefahr schwebt, seine Lagerstätte wechseln zu müssen. Es ist nicht zu leugnen, das Glück des mehr oder weniger seßhaften »Frischlers« ist für den eigentlichen Reisenden, für den Tag um Tag seine Weideplätze wechselnden Voll-Nomaden nicht da. Keine wirkliche Wüstenfahrt, was sonst immer ihre Schrecken sein mögen, kann verdrießlicher und räuber-umschwärmter sein.

29 der rastlose,] *fehlt in B*

30 *B hat:* Hotel-Schlösser

31 *B hat:* Horizonte
32 ist auch mal auf mal] *hier liegt in E wohl ein Druckfehler vor; B hat stattdessen:* ist auch jedesmal
33 *B hat:* Er findet Kühle, nicht Kühlung.
34 *Dieser Absatz wird in B auf einen knappen Satz gebracht:* Ist das alles ein Unvermeidliches? *B schließt im folgenden Absatz an diese Frage an:* Nein. Nichts davon, daß man es nicht anders gewollt, daß man ja das Recht gehabt habe ruhig zu Hause zu bleiben, und daß jeder, der sich leichtsinnig in Gefahr begäbe, nicht erstaunt sein dürfe, darin umzukommen. Dies alles ist nicht nur falsch, es ist auch hart und grausam, denn die Reise-Benötigung, die bestritten werden soll, ist wirklich da. *Der Passus* Die Frage mag aufgeworfen […] ist wirklich da *wird in B also stark verändert.*
35 Der vorhandene Notstand] *B*
36 (und so ist es auf allen Gebieten)] *fehlt in B*
37 das Gegenteil davon] *B*
38 zu den vorgeschilderten, relativ seßhaften Reisenden] *B*
39 der wird freilich wohl thun] *B*
40 mit niedrigsten Erwartungen] *B*
41 und Wirthshäuser] *fehlt in B*
42 bis in meine Ruppinsche Heimat] *B*
43 in Prenzlau und Neu-Brandenburg] *fehlt in B*
44 an solchen Wirthstafeln, namentlich in den mecklenburgischen Städten,] *B*
45 Jetzt giebt es sich […] Und ist auch nicht nöthig.] *fehlt in B; Fontane streicht den Rest der 1. Folge ab hier vollständig.*
46 Der moderne Reisende, so […] hin Erhebliches einzubüßen.] *In B fehlen die beiden Abschnitte. B kürzt stattdessen:* Wie sind jetzt die Hotelerlebnisse des kleinen Reisenden! Ich antworte mit einer Schilderung, bei der ich (vielleicht leider) Persönliches in den Vordergrund treten lasse. Persönliches und mit ihm das bis hierher nach Möglichkeit zurückgehaltene Ich.
47 allen vorauf ein zehnjähriger Junge, der sich] *B*
48 *B hat:* Alles wird siegreich von mir abgeschlagen, aber nicht zu meinem Heil. Es empfiehlt sich nicht, zu Fuß zu kommen und die bekannten Fragen zu stellen. Ein mitteleleganter Oberkellner ritt, als ich in das Hotel eintrat, bereits auf seinem Drehschemel. »Kann ich ein Zimmer haben?« *In B fehlt:* die großen Wasser haben sich […] seine Kinnbacken wieder zu.
49 Er frug aber nicht, schritt vielmehr gleich danach mit dem bekannten Silberblechleuchter die Treppe hinauf,] *B*
50 beim Eintritt] *B*
51 *in B ab hier stark geändert:* fanden wir eine Magd bei dem herkömmlichen, in drei Akten: ausgießen, eingießen und überziehen sich vollziehenden Zimmer-

Reinigungsprozeß vor. Ich war nicht begierig, Zeuge dieser Einzelheiten zu sein und zog mich deshalb lieber in den parterregelegenen Speisesaal zurück, um hier bei Beefsteak, Kulmbacher und den »Fliegenden Blättern«, nicht gerade Mitternacht, aber doch die zehnte Stunde heranzuwachen. Endlich war sie da; noch ein Sodawasser mit Cognac, und ich stieg wieder in meine nach dem Hof zu gelegene Stube hinauf, an deren niedriger Decke sich ein überklebter Balken hinzog. Oben angekommen, war mein Erstes eins der beiden Fenster zu öffnen, da mich die eigentümliche Stubenatmosphäre mehr und mehr zu bedrücken begann. Es schien auch zu helfen. Und nun schob ich mich, müde wie ich war, unter das Betttuch. *B verzichtet somit auf die unästhetische Vorstellung, daß der Gast unter eine viel benutzte, nie gereinigte Decke gelegt wird; auch die Darstellung des mangelhaften Abendbrots läßt Fontane in B beiseite und verflüchtigt sich in der Buchfassung in ein geradezu gemütliches, knappes Bild: Beefsteak, Bier und dabei Lektüre der humoristischen »Fliegenden Blätter«.*

52 eine Viertelstunde] *B*

53 (gleich nach 1 Uhr kam ein neuer Zug)] *B*

54 die ich, um der stickigen Stubenatmosphäre willen, einzulassen bemüht gewesen war] *B*

55 der, um etliche Jahrzehnte zurück, noch im alten Münchener Hofbräu seinen Krug getrunken hat.] *B*

56 an den Ufern unserer guten Spree] *B*

57 und es soll unbestritten bleiben, sie könnte besser sein.] *B*

58 zu dem Dunstkreise sagen, der in den meisten Hotels und Nicht-Hotels Sachsen-Thüringens heimisch ist.] *B*

59 Nur haben wir hier den Revers der Medaille.] *B*

60 Was aus Hofestiefen in mein Zimmer einströmte] *B*

61 auf den ich nicht wenig stolz bin,] *fehlt in B*

62 auszutreiben.] *B*

63 die au fond du coeur nur […] stehen gebliebene Stearinkerzen waren,] *fehlt in B*

64 diese] *B*

65 *In B gekürzt:* daß die wirklichen Gegenstände seiner Aufmerksamkeit mir gegenüber saßen: eine kinder- und kofferreiche Familie, die, den Abend vorher und beinah gleichzeitig mit mir eingetroffen war. Der Koffer, zumal der im Plural auftretende, giebt den Ausschlag und der mitteldeutsche mittlere Hotelwirt (in den besseren Häusern ist es besser) bemißt nach ihm das Maß seiner Gnaden, ohne sich auf irgend ein anderes Kriterium einzulassen. Und wie der Herr, so die Diener. *Der Abschnitt* Ueber meine Schulter weg […] weil er es übersehen will. *fehlt in B; Fontane streicht die Schilderung des »Torflords« und die besonderen Bemühungen des Wirtes um die Neureichen.*

66 und Kleinsten] *fehlt in B*
67 wär' es] *B*
68 einen Groll] *B*
69 jene vorbeschriebene »frische Nachtluft«,] *B*
70 sich wie Banquo, die Gäste schreckend, mit zu Tische setzt.] *B*
71 Wandel geschafft, müssen die Leistungen höher oder die Preise niedriger werden.] *B*
72 deren bunte Dunkelfarbe jede Möglichkeit zuläßt, vor allem weg mit dem großen Reisetyrannen] *B*
73 den sieben] *B*
74 zwischen Hungrigbleiben und Langerweile.] *B*
75 und gegen die Verkehrtheit ankämpfende Gemeinplätze werden wieder zu Weisheitsregeln.] *B endet hier; Fontane hat für die Buchfassung die in E folgenden drei (Schluß-)Absätze gestrichen.*

Wilhelm Rose: *Aus der Schweiz*

Herausgegeben von Wolfgang Rasch

Der Berliner Apotheker Wilhelm Rose, Fontanes Lehrherr von 1836 bis 1840, kommt bekanntlich in dessen Autobiographie *Von Zwanzig bis Dreißig* besonders schlecht weg. Fontane gibt hier seinen ehemaligen Prinzipal, bei dem er fast sechzig Jahre zuvor in die Lehre gegangen war, mit ironischen Äußerungen und sarkastischen Sticheleien der Lächerlichkeit preis. Besonders Roses Reiselust, sein überspannter Enthusiasmus für die Schweiz und die Alpen, sein Drang, als Entdecker und Miniatur-Humboldt die Bergwelt zu erobern, um anschließend vor einem Damenpublikum erschöpfende Vorträge zu halten, ist Fontane ein willkommener Anlaß zu Spötteleien. Man nimmt das alles amüsiert zur Kenntnis und freut sich an Fontanes spitzer Feder. Ein Unbehagen bleibt allerdings. Wer war Wilhelm Rose? Hat Fontane nicht in anderen Fällen, wo es sich um ähnlich exzentrische, zu Extravaganzen neigende Menschen handelte, milder geurteilt? Kommen nicht solche Gestalten – humorvoll-wohlwollend gezeichnet – sogar in einigen Romanen Fontanes vor? Woher rührt die gebündelte Abneigung? Da wir über Wilhelm Rose und sein Verhältnis zu Fontane nur wenig wissen, läßt sich dieser Fragenkomplex auch nur schwer beantworten. Man kann lediglich konstatieren, wie Rose auf Fontane gewirkt hat. Jetzt gibt uns ein überraschend aufgetauchtes und bisher unbekanntes Lebenszeugnis von Wilhelm Rose, die Beschreibung einer Schweizreise aus dem Jahr 1850, die willkommene Gelegenheit, Roses Persönlichkeit unvermittelt kennenzulernen, sein individuelles Profil unabhängig von Fontane wahrzunehmen und seinen angeblich ehrgeizgetriebenen Reisen durch die Schweiz zu folgen.

Wilhelm Rose,[1] geboren 1792 zu Berlin, absolvierte seine Lehrzeit in der Apotheke seines Vaters in Berlin und in der Apotheke Hecht in Straßburg, verbrachte seine ›Konditionsjahre‹ in Danzig, Mietau und Regensburg und war während der sogenannten Befreiungskriege 1815 als Feldapotheker tätig.

Seine an der Berliner Universität begonnenen Studien setzte er 1816/17 in Paris fort und legte 1818 die Staatsprüfung als Apotheker 1. Klasse ab. Im selben Jahr übernahm er die Apotheke seines Vaters »Zum weißen Schwan« in der Spandauer Straße, die er 1845 verkaufte, um fortan als Privatier zu leben und ausgedehnte Reisen durch Europa und nach Afrika machen zu können. Wilhelm Rose stand immer im Schatten seiner erfolgreichen Brüder, des Chemikers Heinrich Rose (1795–1864) und des Mineralogen Gustav Rose (1798–1873), die beide auf ihren Fachgebieten bedeutende Entdeckungen machten und als Professoren in Berlin lehrten. Wilhelm Rose starb 1867 in Berlin.

Für Fontane war er der Prototyp des Bourgeois: egoistisch, geltungssüchtig, selbstgefällig und geizig, von Profilneurosen getrieben, ein Wichtigtuer, ein scheinheiliger Mann, der hochtrabende Worte vom ›Guten und Schönen‹ im Mund führte, in Wahrheit ausschließlich Besitz, Geld und Macht anbetete. Fontane nennt ihn einen naiven Egoisten, einen »Mann der ewigen sittlichen Entrüstung«[2]. Privat gab sich Fontane noch rücksichtsloser. So schreibt er am 12. November 1895 an Wilhelm Hertz, der soeben das Kapitel *In der Roseschen Apotheke* als Vorabdruck der Zeitschrift *Pan* gelesen und Wilhelm Rose noch persönlich gekannt hatte:

»Die Rose-Notizen haben mich und meine Frau (die das alte Unthier auch noch gekannt hat) lebhaft interessirt. Ja, so war er; alles was er gesehen hatte, war dadurch, daß sein Auge darauf geruht, von hoher Wichtigkeit. Im Ganzen hat man ja in alten Tagen eine Neigung, alles Zurückliegende verklärt zu sehn, Menschen und Dinge, aber den alten Rose konnte ich an diesem Vorzug nicht theilnehmen lassen, weil diese 'raufgepuffte Nichtigkeit mit Gelehrsamkeits- und Sittlichkeitsallüren, mir ganz besonders schrecklich ist.«[3]

Warum Fontane in Bezug auf Wilhelm Rose keine Altersmilde walten ließ, wird trotzdem nicht recht klar. Schließlich hatte er noch lange nach Ende seines Lehrverhältnisses Kontakt zu ihm, und nichts läßt darauf schließen, daß dieser Kontakt in irgendeiner Weise durch tief verwurzelte Ressentiments gestört worden wäre. Am 14. April 1857 bemerkt er lakonisch im Tagebuch »Visiten bei Rose's«[4] und ein paar Tage später, am 24. April 1857 schreibt er: »Beim alten Rose zu Tisch mit Emilie und George; Herr Professor Hecht aus Strasburg zugegen. Rose's sehr nett und freundlich und wenigstens so interessant wie möglich.«[5] Das deutet nicht auf einen engen Umgang der Familien Rose und Fontane, aber auf einen respektvollen. In einem Brief vom 12. April 1860 verspricht Wilhelm Rose dem »geehrte(n) Freund« Fontane bei der Abfassung von Lexikonartikeln über seine Brüder Heinrich und Gustav Rose behilflich zu sein.[6] 1867 schließlich vermerkt Fontane Roses Tod knapp im Tagebuch: »Am 8. April stirbt mein alter Lehr-

Prinzipal Wilhelm Rose.«[7] Auch hier folgt keine abfällige Bemerkung, kein häßlicher Schlußstrich, kein Hinweis darauf, daß Rose ihm besonders unangenehm gewesen sei. In seinem *Brose-Roman* (auch bekannt als *Allerlei Glück*) versuchte Fontane, für den Wilhelm Rose »doch ein dankbarer Stoff für eine Charakterstudie«[8] gewesen ist, diesen literarisch zu verarbeiten. Doch aus dem nur in Entwürfen vorliegenden Roman läßt sich keine verschlüsselte Abrechnung mit Rose, keine ihn karikierende Tendenz herauslesen. Zwar zeigt der fiktive Brose im Roman manche Übereinstimmungen mit seinem realen Vorbild, doch schon Julius Petersen konstatiert: »In allem dem ist Brose ein veredelter Wilhelm Rose.«[9] Die Antwort, warum Wilhelm Rose so schlecht in Fontanes *Von Zwanzig bis Dreißig* abschneidet, muß vorerst offen bleiben. Fontane jedenfalls nahm für sich in Anspruch, »ihn richtig gezeichnet«[10] zu haben.

Immerhin hat unser Zufallsfund eine Publikation zutage gefördert, die uns die Frage beantworten kann: Wie stellte sich Rose öffentlich dar, wie gab, wie äußerte er sich? Der Beitrag, von dem hier die Rede ist, erschien 1850 im Feuilletonteil der *Deutschen Reform. Politische Zeitung für das constitutionelle Deutschland*, einer konservativen Berliner Tageszeitung, die 1848 mit Unterstützung der preußischen Regierung gegründet worden war und an der auch Lepel und Fontane mitarbeiteten. Überschrieben ist die Serie mit *Aus der Schweiz. Im August* und als Verfasser zeichnet Wilhelm Rose. Über den Reiseenthusiasmus seines Lehrherrn läßt sich Fontane, wie schon gesagt, mit besonderem Vergnügen aus. Für ihn zeigte sich hier eine besonders große Distanz zwischen Wollen und Können in Roses Wesen. Rose reiste nicht zur Erholung, sondern glaubte, »etwas wie ein Entdecker oder Forschungsreisender zu sein, eine Gruppe von Personen, zu der er sich in Wirklichkeit doch nur verhielt wie ein Schlachtenbummler zu Moltke.«[11] Das bevorzugte Ziel seiner Reisen war die Schweiz. Fontane erzählt:

»Hier bestieg er Berge bis zu 6000 Fuß und kam davon mit einer Siegermiene zurück, als habe sich etwas Ungeheuerliches zugetragen. Zu dieser Einbildung war er nun freilich bis zu einem gewissen Grade berechtigt; er litt nämlich, weil er kurzhalsig und ein Asthmatiker war, unter ›Rigi‹ und ›Schyniger Platte‹ ganz so, wie wenn er den Popokatepetl erstiegen hätte, und unterzog sich dieser Unbequemlichkeit auch nur deshalb, weil er nur so seine zweite, größere und weit über die Reiserei hinausgehende Leidenschaft zu befriedigen vermochte, die: vor einem aus jungen und zum Teil recht hübschen Professorenfrauen zusammengesetzten Kreise seine Reisevorträge halten zu können. Er war dann, den ganzen Tag über, in einer höchsten Aufregung, schnaufte durchs ganze Haus hin – wie denn Schnaufen überhaupt eine Haupteigenschaft von ihm war – und schleppte dabei Reliefkarten und

illustrierte Werke vier Treppen hoch auf einen kleinen achteckigen Turm hinauf, der, ganz oben, mit einem mit vielen bunten Aussichtsglasscheiben reich ornamentierten Zimmer abschloß. [...] In diesem Turmzimmer [...] versammelten sich die zur Vorlesung geladenen Damen, und ich sage schwerlich zuviel, wenn ich ausspreche, daß der alte Rose in diesem Allerheiligsten die glücklichsten Stunden seines Daseins verbracht habe. Daß die Damen von einem gleichen Glücksgefühl erfüllt gewesen wären, möchte ich bezweifeln, weil der Vortragende, in Verkennung seiner Gaben, auch allerlei Witziges und Humoristisches einzustreuen liebte, will also sagen grade das, was ihm, neben Grazie, die Natur am meisten versagt hatte.«[12]

Kehrte Rose in seine Berliner Apotheke zurück, so begann er – »verbrannt im Gesicht vom ewigen Bergklettern und die Augen leuchtend von Entdecker- und Eroberglück«[13] – seine Reiseerlebnisse aufzuschreiben. Diese Aufzeichnungen dienten ihm dann zu den von Fontane erwähnten Vorträgen. Daß Rose als Schriftsteller aufgetreten ist, erwähnt Fontane mit keinem Wort. Allerdings war ihm als Autor auch nicht viel Erfolg beschieden. Ein selbständig erschienenes Werk brachte er nicht zustande, und ein bei Haude und Spener 1857 herausgekommenes Schriftchen von 11 Seiten mit dem Titel *Wanderungen durch Graubünden* läßt sich platterdings nicht als Buch bezeichnen. Wahrscheinlich – die seltene Publikation stand mir nicht zur Verfügung – handelt es sich nur um einen Sonderdruck der zuvor in der *Spenerschen Zeitung* erschienenen *Wanderungen.* Ob und wo Rose sonst noch in Tageszeitungen oder Zeitschriften Reiseberichte veröffentlichen konnte, entzieht sich meiner Kenntnis.

In literarischer Hinsicht und gemessen an der vormärzlichen Reiseliteratur etwa von Heine, August Lewald, Gutzkow, Ida Hahn-Hahn, Alexis, Rellstab, Laube und anderer ist der hier wiederabgedruckte Beitrag von Wilhelm Rose vollkommen wertlos. Der trockene Berichtston strapaziert den Leser. Rose schildert nicht, er rapportiert. Unentwegt zählt er auf, wo er gewandert ist und was er gesehen hat. Um so plastischer kann man sich vorstellen, wie er – über Atlanten und Karten gebeugt – seine Bergtouren anhand dieser Pläne vor seinem Zimmerpublikum erläuterte. Wege, Flüsse, Orte, Berge werden systematisch abgearbeitet.

Abgesehen von zahlreichen stilistischen Schwächen, Wortwiederholungen (»blumige Matten«, »blumige Wiesen«) und ungelenken Formulierungen wirken seine Mitteilungen manchmal seltsam naiv und verraten ein provinzielles Gemüt. So zum Beispiel, wenn er den Berlinerinnen anbietet, seine Frau würde ihnen gerne Auskunft über die Zubereitung von Erdbeerschnitten geben. Immerhin hatte Berlin um 1850 schon knapp über 400.000 Einwohner.

Seinen Gefühlen läßt Rose nur selten freien Lauf. Zwar entfährt ihm bei der Besteigung eines Berggipfels ein »Schrei der Freude«, und er umarmt »entzückt« seinen Reiseführer. Aber der fast gleichzeitige Blick auf Thermometer und Höhenmesser schraubt seine Emotionen auf die sachliche Ebene eines Gipfelstürmers herab, der seine Expedition nicht zum puren Vergnügen unternimmt. Was ihn freilich nicht daran hindert, immer wieder auch persönliche Bekenntnisse und Betrachtungen in den Text einzuflechten, etwa politische, er sei kein »Roter« sondern eher ein »Schwarzer«, und ihm sei nicht daran gelegen, mit einem Landsmann, einem politischen Flüchtling aus Berlin, zusammenzutreffen. Auch läßt er an vielen Stellen durchschimmern, daß hier ein (ehemaliger) Apotheker, zumindest ein naturwissenschaftlich vorgebildeter Herr die Bergwelt durchstreift. Rose gibt sich vielwissend, gemütlich, aufgeschlossen, tolerant. Sein Blick auf die Alpenwelt schließlich ist ein panoramatischer, das heißt ein durch die Panoramenmalerei beeinflusster. Panoramen gab es in Berlin seit den zwanziger Jahren. Sie waren für breite Bevölkerungsschichten eine unterhaltsame Schule des Sehens. Die »schöne Aussicht«, die »großartige Rundansicht« ist Rose daher ein besonderes Anliegen, und er möchte sie so sehen, »wie sie auf den vielen Bildern so hübsch abgemalt ist.« So ist die Reisebeschreibung Roses, wenn auch in literarischer Hinsicht schwach, durch zeitgeschichtliche und kulturhistorische Aspekte aufschlußreich. Doch das Wichtigste für die Fontane-Leser bleibt die Person, die aus diesem Text spricht und die hier in Umrissen deutlich wird.

Wilhelm Rose hat seine Schweizer Reiseerinnerungen in vier Folgen am 6. September, 30. Oktober, 2. und 3. November 1850 in der *Deutschen Reform* veröffentlicht. Am 4. November 1850 hat er zusätzlich für »Freunde der Alpenwelt« über mehrere Bücher und Karten der Schweiz referiert. Ob Fontane – 1850 Mitarbeiter der *Deutschen Reform* – an der Vermittlung dieser Beiträge irgendwie beteiligt war, darüber kann man nur spekulieren. Ganz auszuschließen ist es nicht.

Der Text wird bis auf stillschweigende Verbesserung einiger weniger Druckfehler zeichengetreu wiedergegeben, mußte aber aus Platzgründen etwas gekürzt werden. Die Kürzungen hat Peter Schaefer vorgenommen, dem ich für die Lösung dieser heiklen Aufgabe und unerschütterliche Geduld ausdrücklich danke.

Anm
1
2
3
4
5
6
7
8
9
10
11
12
13

Anmerkungen

1 Die biographischen Daten sind dem Aufsatz von Gerhard Küchler *Die Apotheker-Dynastie Rose und Theodor Fontane* (*Landesgeschichtliche Vereinigung für die Mark Brandenburg e.V. Mitteilungsblatt.* Nr. 72, 01.01.1973, S. 807–808) entnommen.

2 Theodor Fontane: *Von Zwanzig bis Dreißig.* In: NFA, XV, 1967, S. 14.

3 Theodor Fontane: *Briefe an Wilhelm und Hans Hertz.* 1859–1898. Hrsg. von Kurt Schreinert, vollendet u. mit e. Einf. vers. von Gerhard Hay. Stuttgart: Klett, 1972. S. 361. Leider hat sich der Brief von Wilhelm Hertz mit den »Rose-Notizen« nicht erhalten.

4 GBA, Theodor Fontane. *Tagebücher. 1852, 1855–1858.* Hrsg. von Charlotte Jolles unter Mitarb. von Rudolf Muhs. Berlin: Aufbau-Verl., 1994. S. 239.

5 Ebd., S. 241.

6 Abgedruckt in Julius Petersen: *Fontanes erster Berliner Gesellschaftsroman.* Sonderausgabe aus den Sitzungsberichten der Preussischen Akademie der Wissenschaften. Phil.-Hist. Klasse. 1929. XXIV. Berlin: de Gruyter, 1929. S. 15–16.

7 GBA, Theodor Fontane. *Tagebücher. 1866–1882, 1884–1898.* Hrsg. von Gotthard Erler unter Mitarb. von Therese Erler. Berlin: Aufbau-Verl., 1994. S. 20.

8 Theodor Fontane: *Von Zwanzig bis Dreißig.* In: NFA, XV, 1967, S. 13.

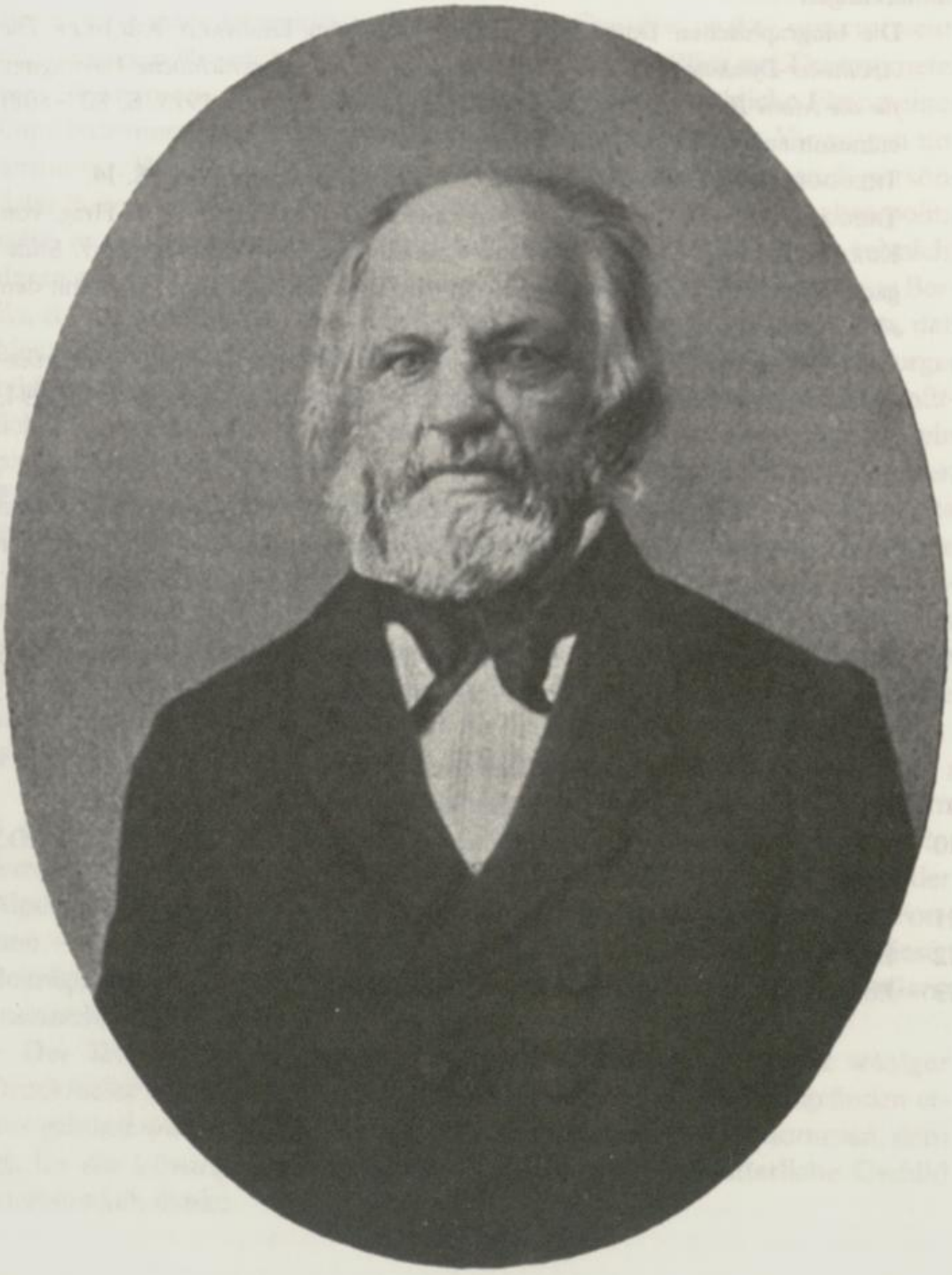
9 Julius Petersen: *Fontanes erster Berliner Gesellschaftsroman.* A.a.O., S. 15.

10 Theodor Fontane: *Briefe an Wilhelm und Hans Hertz. 1859–1898.* A.a.O., S. 361.

11 Theodor Fontane: *Von Zwanzig bis Dreißig.* In: NFA, XV, 1967, S. 16.

12 Ebd., S. 16–17.

13 Ebd., S. 23.



Wilhelm Rose

Aus der Schweiz.
(Im August.)

In keinem Sommer erfreute sich die Schweiz eines so starken Besuches von Reisenden als in dem diesjährigen. Die Kutschen rollen auf allen Landstraßen, die Postwagen sind von vielen Beiwagen begleitet, die Dampfboote reichlich besetzt, die großen Gasthöfe überfüllt und sehen sich oft in dem Fall, die Fremden abweisen zu müssen. Sogar den sonst nicht reiselustigen Italiener erblickt man häufig mit Kellers Reisekarte in der Hand. Daß das liebliche Interlaken, welches seit Jahren schon Besucher aus fast allen Theilen Europas bei sich sah, von Fremden wimmelt, versteht sich von selbst; man sieht sie auch in großer Zahl in den Hauptbädern der Schweiz, in Pfäffers, Lenk, im aargauschen Baden, aber auch Gegenden, die nur selten sonst der Fuß eines Fremden berührte, sind jetzt von dem Besuch desselben nicht ausgeschlossen. In dem stillen Engelberg, am Fuß des Titlis, war ich im Jahre 1846 während einiger Tage der einzige Fremde im gastlichen Engel, dem Wirthshause; nur noch ein Anderer wohnte beim Abt im Kloster. In diesem Jahre ist das geräumige Gasthaus zu klein, um die Fremden aufzunehmen, welche die reine Luft des Thales einathmen und Geismilch trinken wollen.

Wäre nur der Himmel den vielen Reisenden so günstig, als sonst insgemein! Aber da hört man denn überall der Klagen viele. Nach einem oder zwei heiteren Tagen kommt plötzlich ein Donnerwetter, Regenwolken verschleiern die schönen Bergansichten, es bleibt ein paar Tage trübes Wetter, die fernen Schneeberge bleiben dem Auge verborgen und man kann sich höchstens der grünen Vorberge freuen, die freilich auch recht lieblich zu schauen sind. Aber man will die Aussicht, wie sie auf den vielen Bildern so hübsch abgemalt ist. Der Rigiwanderer besteigt den Kulm, er will die gerühmte Ansicht der Alpenkette von den Bergen Appenzells bis zu den Alpen des berner Oberlandes, die Ansicht des ganzen Landes bis zum Jura und

darüber hinweg nach Schwarzwald und Vogesen und die dreizehn oder mehr Seen darin und sieht sich bitter getäuscht, wenn er mit den Vielen dort oben, die in gleicher Absicht kamen, nur kleine Stückchen dieser so gepriesenen Ansicht wahrnimmt oder gar in einem Nebelmeere zu schwimmen scheint.

Ich kann daher von Glück sagen, wenn ich auf einer 31tägigen Bergwanderung, den Tornister auf dem Rücken, den Bergstock in der Hand, wie schon oft, das gute Wetter da hatte, wo ich es am nothwendigsten brauchte. Des Aargaus liebliche Gauen wurden besucht, das anmuthige Emmenthal im Kanton Bern und die Berge bei Schangau. Die Hohe Gant umgehend fand ich über Schönisegg durch das Habkeren-Thal den Berg nach dem reizenden Interlaken. Schwerlich hatte von den vielen Fremden, die ich hier versammelt fand, auch nur einer diesen rauhen Pfad genommen. Ich sahe den thuner See, den man sonst gewöhnlich nur vom Dampfboot aus schaut, in der Vogelperspektive. Aber ganz angenehm ist es, wenn man sich eine Zeit lang auf einsamen Bergen umhergetrieben, unter den hohen, epheuumrankten Nußbäumen die schöne Welt Interlakens zu mustern, welche mindestens in vier Sprachen redet. Auch Berliner waren dort in Menge zu treffen. Gewiß ist Interlaken ein Punkt ganz geeignet, schöne Ausflüge nach nahen und fernen Orten, nach Maßgabe der Kräfte eines jeden, zu machen. Wer Lust hat, mir weiter auf meiner Bergwanderung zu folgen, nehme die Karte zur Hand und begleite mich von den Gestaden des thuner Sees beim hohen Riesen vorbei nach Wimmis und weiter im Simmenthal über Erlenbach und Weißenburg. [...]

Ich wollte in Zweisimmen Mittag machen und erkundigte mich bei einem zufälligen Begleiter nach einem guten Wirthshause. Er meinte, ich könne zu einem aristokratischen oder zu einem radikalen Wirth gehen, rieth aber, wenn ich gut essen wolle, Letzteren aufzusuchen. Ich entgegnete meinem Begleiter: ich sei zwar durchaus kein Rother, vielmehr stark schwarz gefärbt, wolle es aber doch mit dem radikalen Wirth wagen. Und so ging ich denn in die Krone, wurde vom radikalen Wirthe nichts gewahr, die freundliche Tochter des Hauses tischte indessen schmackvolle Forellen und Erdbeerschnitte auf. Letztere geben in der Schweiz oft einen leckeren Nachtisch ab; wie sie zubereitet werden, darüber wird auf Befragen meine Hausfrau ihren Mitbürgerinnen gern Auskunft geben.

[...] Der Sanetschpaß bildet einen nicht schwierigen Uebergang nach Wallis. Ich aber wanderte mit einem Sachsen, der in Vevey bei einer Schulanstalt angestellt ist, über den Pillon-Paß nach Waadt. Spärlich beleuchtet die Sonne die Schneeflächen des Oldenhorns, das sich neben dem Sanetschhorn erhebt.

Durch Tannengehölze, blumige Matten und sumpfige Wiesen gelangt man zu den Hütten des letzten Dörfchens im Kanton Bern. Bald dahinter bezeichnet ein Stein die Gränze von Waadt. Zwischen hohen Kalkfelsen, über welche sich links die Diablerets erheben, stiegen wir in das Thal Ormont Dessus hinuter, in welchem zuerst das Dörfchen Les Plans, weiterhin das Dörfchen Vers d'Eglise liegen. Zahllose Hütten sind auf den grünen Vorbergen zerstreut.

Das Ormont-Thal, in dem man das obere Ormont Dessus und das untere Ormont Dessous unterscheidet, soll den Namen von Or führen, weil der dasselbe durchströmende Bach, La grande Eau genannt, Gold mit sich führt. Indessen kann auch der Name von Ursimons kommen, den alte Urkunden brauchen. Die Bewohner führen ein Nomadenleben. Da ihre Güter sehr zerstückelt sind und auf verschiedenen Höhen liegen, so ziehen sie mit ihren Kühen von einem zum anderen, bis sie alle abgeweidet sind. Manche Haushaltung ändert sieben bis acht Mal des Jahres die Wohnung, woher begreiflich wird, wie sich die Zahl der über dieses Alpthal ausgesäeten Häuser über 20,000 belaufen kann.

Im Wirthshause des Dorfes Vers l'Eglise waren wir erstaunt, eine Gesellschaft von Herren und Damen aus Lausanne und Genf zu finden, mit denen wir bald am Mittagstische in freundliche Unterhaltung kamen. Die Ormonts sind aber für die Umwohner des Genfer Sees, was man in Tyrol eine Sommerfrische nennt, und sie halten sich hier Tage oder Wochen lang zum Luftgenuß auf. [...] Zweimal im Tage, von Villeneuve nach Genf, und von hier nach Villeneuve zurück, durchschneidet jetzt, von einer Spitze zur andern, das Dampfboot den See, den die Bewohner des Waadtlandes nur ungern vorzugsweise den Genfer nennen hören. Sie wollen die alte Bezeichnung Leman dafür. Einige Süddeutsche machten die Fahrt mit, nur um die Spitze des Montblanc zu sehen, die bei heiterem Himmel von Morges an sichtbar ist und zürnten über »die Sauwolken«, welche neidisch an den sonst schönen Tagen ihnen die Ansicht des Bergriesen entzogen.

Die radikale Regierung von Genf entäußert jetzt die Stadt ihrer Festungswerke, ist aber damit noch lange nicht zu Ende gekommen: die kleine Höhe, die sich neben dem Hotel des Bergues erhob, ist der Erde gleich gemacht, und man bedauert dabei das Eingehen einer schönen Ansicht, welche man auf die Berge hatte. Das Stück Land gehört vielleicht zu demjenigen, das sich Herr James Fazy, der jetzige Diktator von Genf, für seine Verdienste um den Staat hat schenken lassen.

Etwa zwei Stunden von Genf liegt hinter dem kleinen Saleve auf savoyischen Boden das Dorf Mornex. Im Sommer wohnen dort viele Genfer, auch Fremde, der gesunden Luft wegen. Ein kleiner Berg, von dem Saleve durch

eine Thalschlucht getrennt, wird nach seinem Besitzer der Mont Gosse genannt. Er ist in der Geschichte der Naturwissenschaften nicht unwichtig. Hier versammelte den 5. Oktober 1815 der bald darauf verstorbene Gosse, Apotheker zu Genf, aus verschiedenen Theilen der Schweiz eine Anzahl Freunde – es waren 35 – die sich mit Naturwissenschaften beschäftigten.

Man beschloß, daß diese Zusammenkunft alljährlich in anderen Schweizerstädten wiederholt werden sollte. So entstand die schweizerische naturforschende Gesellschaft, nach der, zuerst 1822 durch Oken in Deutschland, später in ganz Europa ähnliche Anstalten gestiftet wurden. Die zweite Versammlung schweizerischer Naturforscher fand zu Bern unter dem Vorsitz von Wyttenbach statt.

Neben dem Pavillon, in welchem sich die Naturforscher versammelten, und der Eremitage, welche der alte Gosse gebaut hatte, entstand in neuerer Zeit ein Landhaus, in welchem Gosse der Sohn den Sommer hindurch mit seiner Frau wohnt. Der gemüthliche, menschenfreundliche Arzt ist in Genf und in der Umgegend genugsam bekannt, auch Mancher in Berlin dürfte sich des liebenswürdigen Mannes erinnern, als er vor etwa 30 Jahren zuerst und dann 1831, als die Cholera zuerst bei uns auftrat, von seiner Regierung zur Kenntnißnahme der verderblichen Krankheit geschickt, eine Zeit lang in unserer Hauptstadt verweilte*).

*) Mornex und der Mont Gosse machten früher einen Theil der ehemaligen Grafschaft Genevois aus, die sich bis zur Arve erstreckte. Die Grafen, deren Residenz Annecy war, wohnten hier oft zur Sommerszeit. Das Schloß auf dem Mont Gosse wurde im 11. Jahrhundert von einem Grafen Janus erbaut; 1586 eroberten es die Genfer, die in häufiger Fehde mit den Grafen von Genevois waren, nach einem hartnäckigen Widerstande und zerstörten es. 1682 wurde aus Mornex und dem benachbarten Monetier ein Marquisat gegründet und kam an die Familie Graneri, Marquis de la Roche, die es bis 1802 besaß, in welchem Jahre es der alte Gosse kaufte. Vom alten Schlosse waren damals und sind noch jetzt zwei Thürme, eine Cisterne und die Umfangsmauern übrig, die 6 bis 10 Fuß Dicke haben. Das Schloß war im byzantinischen Geschmack gebaut. Alte Kastanien umschatteten es, einige sind noch übrig, sie zählen mehrere Jahrhunderte; die ansehnlichste hat 17' im Umfange. Eichen haben auf der Höhe die Kastanien theilweise verdrängt. Der jetzige Besitzer hat dem Parke eine große Mannichfaltigkeit gegeben. In der ganzen Gegend finden sich auf dem Sandstein und Kalkstein große Granitgeschiebe, sogenannte Findlinge (blocs erratiques). Mehrere haben freilich bei größerem Anbau zersprengt werden müssen, andere sollen indessen als Denkmale der Vorzeit liegen bleiben. Auf den Hügeln, les Bornes genannt, liegen die meisten, eins derselben mißt in seinen drei Ausdehnungen 60, 40, und 20 Fuß.

Es war mir vergönnt, acht Tage hindurch Bewohner des Mont Gosse zu sein. Der Berg, eine Sandsteinbildung wie die vor ihm liegenden Hügel les Bornes, lehnt sich an die Kalksteinmasse des Saleve. Herrlich ist die Aussicht von ihm nach allen Richtungen. [...] Rechts vom Mole schaut man den Mont Brevent und die Rochers de Fis, über welche die Aiguille verte, die Aiguilles rouges und andere Nebenberge des Montblanc emporstarren. Dieser mit seinen drei Spitzen mehr nach Süden gelegen, mit ewigem Schnee bedeckt, erscheint als das liegende Marmorbild Napoleons, wie man ihn in seinem dreieckigen Hute sahe, im riesigen Maßstabe. [...]

Fräulein Dangeville, die einzige ihres Geschlechtes, welche (1838 im 42. Jahre) auf den Gipfel des Montblanc gelangte, besuchte uns eines Tages auf dem Mont Gosse und war mit beredter Zunge meine Ariadne in dem Labyrinthe der Berge, welche man von dort in unzähligen Spitzen übersehen kann und in dem man sich nur mit Mühe zurecht findet. Außer dem Montblanc hat die kühne Alpenwandlerin eine große Zahl der Berge erstiegen.

Von Mornex wandert man sehr häufig auf den großen Saleve. Man nimmt den Weg beim Dorfe Monetier vorbei, das in der Schlucht zwischen den beiden Saleve liegt, und geht oder reitet auf einem Esel zu den tre arbres, das will sagen zu den 13 Bäumen, von denen noch vier oder fünf – alte Buchenstämme stehen. Hier hat man schon größtentheils die weite Aussicht, welche man auf dem Piton, dem höchsten Theil des Saleve, in noch größerem Umfange genießt. Man verfolgt, um dahin zu gelangen, den Weg über blumige Wiesen, auf denen der gelbe Enzian (Gentiana lutea) häufig blüht, und neben einzelnen Kornfeldern. Kurze, zerstreut stehende Buchenstämme deuten auf eine vordem größere Bewaldung des Berges. In einer Tiefe des Bergrückens liegt das Dörfchen aux Croisettes. Von hier steigt man zum Piton aufwärts, der sich 4313 Fuß über dem Meere erhebt, während Genf etwa 1152 Fuß darüber liegt. Der obere Theil besteht aus vielfach zerklüftetem Kalkstein, und ist hie und da schwach bewaldet. Jäh geht es in die Tiefe und ohne Vermittlung eines Mittelgrundes sieht man wie aus einem Ballon in die Ebene hinab, was der Aussicht eine gewisse Eigenthümlichkeit verleiht. [...] Schade, daß gerade auf dieser Seite die Bergspitzen in Wolken gehüllt waren. Den Rückweg nahmen wir auf einem steinigen Pfade durch die Dörfer le Sapey und la Maraz an den Bornes entlang.

Wir traten in einige Hütten ein und wurden freudig begrüßt, denn mein Freund wird als der Wohlthäter der Gegend rings angesehen und seine umsonst gespendete Hülfe überall in Anspruch genommen. Gern gab man uns Milch zur Stillung unseres Durstes.

Eines Rezeptes gegen gichtische Beschwerden in den Beinen muß ich erwähnen, das mein Freund einem Bauer verordnete, nämlich die Beine bis zu

den Hüften in einen Sack zu stecken und dann in ein Bad warmen Pferdemistes etwa eine Stunde zu lassen, worauf dann der Kranke in eine wollene Decke gehüllt, den Schweiß im Bette abzuwarten hat. – Leute, welche Neigung zur Schwermuth haben, schickt Gosse auf Bergeshöhen von 3 bis 5000 Fuß über dem Meere und binnen Kurzem verspüren sie die wohlthätigen Folgen dieses Aufenthaltes in reiner Luft.

War mir bei der Besteigung des Piton die Ansicht der Berge im Südosten entgangen, so hatte ich diese bald darauf von den Voirons aus. […] Ich bestieg sie von S. Cergues an der westlichen Seite mit einem jüngeren Freunde. Wir blieben die Nacht in einer Sennhütte am Abhange. Das durch Gaslicht erhellte Genf erschien von hier aus wie ein Feuerstreif. Am frühen Morgen stiegen wir durch den Wald auf den Gipfel des Berges und übersahen auf dem Wege weithin See und Ebene unter uns. Oben erschien uns eine Welt von Gebirgen, aus welchen der Montblanc glänzend hervorstieg. Ueber Bonne und Artaz durch das Thal der Menoge, eines wilden Gebirgsbaches, der in die Arve fließt, und an dieser entlang, bergauf, bergab, nahmen wir den Rückweg nach Mornex, wo wir herzlich müde anlangten.

Nicht ohne »des Scheidens Bangigkeit« verließ ich das gastliche Mornex. Wind und Regen hatten in der Nacht mit einander gekämpft, ich war lange unschlüssig, ob ich bei dem ungewissen Wetter, das auch noch den Morgen anhielt, den sichern Hafen verlassen sollte, um wie ich vorhatte, den unwirthbaren Bergen Savoyens zuzuwandern. Endlich ging ich den Berg nach dem Pont d'Etrembieres hinunter, wo man rechts der Arve das sardinische Gebiet betritt. Mornex und der Mont Gosse liegen zwar auch schon darin, aber außerhalb der Zolllinie. Keiner der Mauthbeamten, die sonst wohl, Zigarren rauchend, hier auf den Bänken herumlungern, ließ sich sehen, um mein winziges Reisegepäck zu untersuchen oder nach meinem in aller Form visirten Paß zu fragen. […] Ich hatte noch am Abend die Freude, am wolkenlosen Himmel das eisbedeckte Haupt des Buet (nördlich vom Montblanc) zu sehen. In Sixs, wohin ich am andern Morgen meine Wanderung fortsetzen wollte, sollte es sich entscheiden, ob ich bei anhaltend gutem Wetter ihn besteigen, oder den minder schwierigen Weg über den Col d'Anderne ins Chamonix-Thal nehmen würde.

Reizend ist das Thal des Giffre, in welchem man von Tanninges dem 3 Stunden aufwärts liegenden Samoëns zugeht. Der Buet im Hintergrunde des Thales ist noch lange sichtbar, bis er, je mehr man sich ihm nähert, mehr durch die Vorberge verdeckt wird, die sich nach allen Seiten in anmuthigen Formen erheben und bis zum Gipfel mit zahllosen Hütten bedeckt sind. Es war Markt in Tanninges, Haufen von Landleuten kamen mir entgegen, jeder sein Scherflein dazu bringend. Ein freundliches »bon jour Monsieur, bon jour

Madame!« wurde oft genug ausgetauscht. Die Savoyarden sind sehr höflich, nirgends in der Welt bin ich mit größerer Zuvorkommenheit zurecht gewiesen worden, wenn ich nach dem Wege fragte. Dabei sprechen sie, wenn sie auch unter einander ihr Patois reden, mit dem Fremden das zierlichste Französisch. [...]

Ein Gehölz von Erlen und Tannen auf dem linken Ufer des Baches führt zu einem Kreuz, worauf zu lesen steht, daß hier im Jahre 1602 ein Bergsturz 26 Häuser unter seinen Trümmern begraben hat. Oben auf den Abhängen der Berge treiben Wildheuer ihr gefährliches Handwerk, oft aber büßen sie mit dem Leben, wie im vorigen Jahre zwei. Eine Eisenmine in der Höhe ist verlassen worden, weil sie keinen Gewinn brachte. Ein Wasserfall, zwei Stunden von Sixt oder drüber war das Ziel meines Spazierganges. Den Namen des Falles, so wie die vielen andern habe ich nicht bemerkt, da ich das von dem Führer ausgesprochene Wort in den meisten Fällen doch nur unrichtig aufgefasst haben würde.

Mein Führer hätte mich nach dem Zeugniß des Wirthes wohl über den Col d'Anterne geleiten können, doch nicht auf den Buet, welchen besteigen zu wollen das anhaltend schöne Wetter mir Muth gab. Als Führer über den Buet wurde mir Pierre Josephe Rano vorgestellt: sein Aeußeres flößte das Vertrauen ein, das ich ihm schenken mußte.

Ich wurde mit Rano bald einig über die Bedingungen, unter denen er mich am andern Tage (9. August) auf den Gipfel des Buet, von da an zu den Sennhütten an seinem Fuße und den darauf folgenden Tag ins Chamonixthal führen sollte. Wenig trostbringend war es, als er mir sagte, sein Vater sei bei Führung zweier Engländer auf den Buet beinahe verunglückt und nur durch die Entschlossenheit dieser gerettet worden.

Ich war am anderen Morgen früh, mein Führer etwas spät bei der Hand. Der Wirth packte für die Reise mehr Lebensmittel ein, als ich deren nöthig zu haben glaubte, indessen ließ ich es mir gefallen und sah nur darauf, daß der Wein nicht vergessen wurde. Ich wußte, daß ich bei anstrengenden Bergbesteigungen mehr vom Durst als vom Hunger zu leiden hatte.

Es war 5 Uhr, als wir fortkamen. Das Wetter schien gut, wie gestern. Ranos Tochter Marie ging die ersten beiden Stunden mit, um Schweinefutter vom Berge zu holen, und so trug sie denn bis dahin Tornister und Lebensmittel. [...] Gegen 8 ging für uns die Sonne hinter den Bergen auf. Der Bach hat sich durch Schneelawinen, welche in die Tiefe gestürzt sind, zu drängen. Nicht immer vermag die wärmere Jahreszeit sie zu schmelzen. Auf dem morschen Kalkschiefer wuchert, wie häufig unter ähnlichen Verhältnissen in den Alpen, der gelbe Steinbruch (Saxifraga aizoides), höher hinauf das niedliche Alpenleinkraut (Linaria alpina). Der rothe Enzian (Gentiana purpurea)

war die Zierde der blumigen Matten, die wir nun betraten. Wo das Gras kürzer wurde, war die Flora der im Walliser Zermattthale ziemlich gleich, besonders das gespornte Veilchen (Viola calcarata) in Menge zu finden. Um 10½ gingen wir über den ersten Schnee: fortan hörte der gute Weg auf, höchst beschwerlich ging es über Schiefergeröll den Col de Lechaut aufwärts, dessen Höhe wir um 10 Uhr gewannen. Hier beim Anblick der Berge jenseits, aus denen die Spitze des Montblanc hervorragte, machten wir eine nothwendige Rast. Unten im Thal der Dioza lagen die Sennhütten von Villi, wo wir nach Besteigung des Buet zu übernachten gedachten, neben uns weideten Schafe. Dem Hirtenbuben, der in Villi zu Hause gehörte, übergaben wir das entbehrliche Gepäck, um nicht nöthig zu haben, es auf den Gipfel des Berges mitzuschleppen. Dieser verbirgt sich hinter den Kalkschiefer-Felsen, welche dem Granit aufliegen, aus dem die Masse des Berges besteht. Der Weg aufwärts, bald auf Geröll, bald auf Schnee, ist höchst beschwerlich. Die scharfen, sich abblätternden Felsen, an denen man sich festzuhalten hat, ritzen die Hände blutig: Schnee und zerbröckeltes Gestein bilden oft einen Teig, in dem es guter Schuhe bedarf, um fortzukommen. Oft mußte ich, durch den langen Tagemarsch ermüdet, erschöpft liegen bleiben; der Führer suchte mir das Gehen zu erleichtern, so viel es ihm möglich war. Ich empfand einen brennenden Durst, keine Spur von Hunger, wenngleich ich den Tag fast nichts gegessen hatte. Der Führer reichte mir die Weinflasche, so lange in dieser noch einiger Inhalt war; zum Glück hatten wir noch etwas Kirschgeist, der, mit Wasser gemischt, den Wein ersetzen mußte. Bisweilen war ich zweifelhaft, ob ich die Wanderung bis zum Gipfel fortsetzen oder nicht lieber zu den Sennhütten abwärts gehen sollte, zumal, da aufsteigendes Gewölk es ungewiß machte, ob die gepriesene Aussicht auch belohnend sein würde. Der Gipfel des Montblanc, den wir früher gesehen hatten, verhüllte sich. Der Führer rieth, den Versuch zu machen, noch bis zur Baraque Pictet zu kommen. Dies ist eine von Steinen zusammengesetzte Hütte, welche zwei oder drei Personen Obdach gewährt, von dem genfer Naturforscher und seinen Führern einst zum Nutzen und Frommen der Buet-Wanderer errichtet. So suchte ich denn wenigstens diese zu erreichen, denn ungern gab ich den Plan auf, die Besteigung des Berges zu vollenden. Die Wanderung ging begreiflich nur langsam vorwärts. Endlich gelangten wir zur Hütte: uns ein ersehnter Rastpunkt und eine Schutzwehr gegen den scharfen Wind. Reisende, die vielleicht den Tag vorher hier gewesen, hatten eine leere Weinflasche und Eierschaalen zurückgelassen. Ihre Fußtapfen fanden wir nachher im Schnee. Sie waren auf einem anderen Wege zur Hütte gekommen, vielleicht über den Gletscher des Buet, der oberhalb des felsigen Pfades liegt, den wir eingeschlagen hatten.

Der Gipfel des Buet, der auch den Namen Mortine führt, lag in einer scharfen Ecke abgeschnitten, durch ein sanft ansteigendes Schneefeld von unserer Hütte getrennt, vor uns. Der Führer meinte, er wäre in einer Viertelstunde zu erreichen. Da wuchsen mir, durch die Rast in der Hütte gestärkt, die Kräfte und der Muth, mein Tagewerk zu vollenden. Und die Vollendung war minder beschwerlich, als ich glaubte, nur der Wind war mir hinderlich. Der Schnee, der in den Bergen die Tage vorher in reichlichem Maße gefallen war, zeigte sich ziemlich fest und deckte die Schründe des oberen Gletschers. Um 4 Uhr war der Gipfel erreicht. Ein Schrei der Freude entfuhr mir. Ich umarmte entzückt den Führer, der mich so verständig geleitet hatte.

Das Thermometer zeigte, wie auch schon in der Hütte, +2° R. Wir waren 9500' über dem Meere.

Die Aussicht auf dem Gipfel des Buet ist außerordentlich. Die Kette des Montblanc, dessen Gipfel leider durch Wolken verhüllt war, lag in unzähligen Spitzen vor uns. [...]

Aber wir konnten nicht lange weilen. Der Wind wehte mit ungestümer Heftigkeit. Schnell gings zur Hütte hinab, von dort langsamer auf dem bösen Wege abwärts. Kaum konnte ich begreifen, wie ich ihn aufwärts hatte zurücklegen können. Auf Schneeflächen, wenn sie einigermaßen von Bedeutung waren, versuchte ich zu rutschen, doch der Führer rieth davon ab. Der Bergrücken, wo wir nahe der Schafhut am Vormittag gerastet hatten, blieb rechts. Wir stiegen auf blumige Matten nieder, aber bei der Steilheit des Weges nicht ohne Beschwerde, auch machte der Uebergang über die Bäche zu schaffen. Lange hatten wir die Sennhütten, unser Nachtquartier, vor uns, bis wir sie um 7 Uhr erreicht hatten. [...] Ich war nach Empfangnahme meines Tornisters froh, ein Plätzchen zu finden, wo ich meine nasse Fußbekleidung mit trockener vertauschen und ein paar Schalen warmer Milch genießen konnte. Bald darauf legte ich mich auf das ärmliche Lager des Sennen nieder, das ich mit dem Führer zu theilen hatte. Es war unmittelbar unter dem Dach, und mußte mit einer Leiter erstiegen werden. An einen ruhigen Schlaf war nicht zu denken. Die übrigen Inwohner der Hütte, die Kühe und Schweine, brüllten und grunzten, draußen wetterte und regnete es, doch hielt das lose Dach der bescheidenen Hütte noch in so weit, daß ich nur leicht genäßt wurde.

Der Himmel war bewölkt, als ich mich am andern Tage mit meinem Lagergenossen erhob. Bei gutem Wetter würden wir den Weg nach Chamonix über den Brevent genommen haben, so gingen wir mit der Dioza nach Servoz abwärts. Ich hatte mir den Weg leichter vorgestellt. [...] Nach 5stündiger Wanderung, während der sich der Himmel immer mehr entwölkte, erblickten wir endlich Servoz, wir sahen uns in der Ebene des Thales, unter dem Schatten alter Nußbäume.

In Servoz entließ ich meinen wackern Führer, der, sehr zufriedengestellt, von mir schied. Er hatte mir die mühsame Bergwanderung so viel als möglich erleichtert, und wenn es mit mir nicht vorwärts wollte, so zürnte er nicht mit mir, sondern mit meinen Schuhen, die sich übrigens auf dieser Reise als trefflich bewährten. Nach einiger Rast vollendete ich den Weg nach Chamonix auf einem Maulthier, das sich mir gerade darbot.

Zum viertenmale seit 1817 besuchte ich Chamonix. Wenig hat sich dort in der Zeit geändert. An der Stelle des kleinen Gasthauses de la Tour auf dem linken Arveufer, das mich bei meinem ersten Besuch beherbergte, hat der Besitzer des Gasthofes de l'Union ein prachtvolles Hotel bauen lassen, das seiner Vollendung entgegensieht. Bedauern werden es die Besucher des herrlichen Thales, daß das prächtige Eisgewölbe zusammengebrochen ist, aus dem der Aveiron hervorstürzte.

Von dem Siehdichum der Krone, des Gasthauses, in dem ich abgestiegen war, freute ich mich der großartigen Rundansicht. Unbewölkt erhob sich gegen Abend der Montblanc aus der Masse der ihn umgebenden Berge. Auch war mein Stübchen in dem gefüllten Gasthofe hoch genug gelegen, um mich von hier aus des Riesenberges und des von ihm herabhängenden Bossonsgletschers freuen zu können.

Für Montblanc-Besteigungen ist dieses Jahr nicht günstig. Wenige Tage vor meiner Ankunft in Chamonix hatte der Herzog von Genua, Bruder des Königs von Sardinien, die Besteigung unternehmen wollen. Bei schönem Wetter verließ er am Morgen den 6ten August Chamonix mit 15 Führern, aber bei den Grands Mulets, wo man gewöhnlich das erste Nachtlager zu nehmen pflegt, wurde das Wetter schlecht, die Reisenden konnten die Nacht noch oben bleiben, mußten aber den andern Morgen von der Vollendung ihrer Reise abstehen. Frühere Versuche, welche andere Reisende machten, sind eben so gescheitert.*) […]

Die schnurgerade Straße nach Riddes, der halbe Weg nach Sitten (Sion), der Hauptstadt des Wallis, ermüdet den Bergwanderer, wenn dieser auch froh sein sollte, einmal auf ebenem Pfade wandeln zu können. Doch fehlt es nicht an Gegenständen, welche die Aufmerksamkeit auf sich ziehen. Links in der Ferne sieht man den schönen Wasserfall Pissevache, weiter rechts das Dorf Saxon mit stattlichen Burgtrümmern und einem Mineralbade. Ich kann von den Kräften der Heilquelle nur sagen, daß ihr warmes Wasser einem Bergwanderer sehr ersprießlich sei. Bei Riddes führt eine Brücke über die Rhone, deren Wellen, noch nicht durch den Genfer See geläutert, trübe

*) Doch melden Zeitungsberichte, daß später eine Montblanc-Besteigung glücklich ausgeführt worden sei.

dahinströmen und in dem armen Lande ein nur allzu breites Bette einnehmen.

Gegen Sitten (Sion) zu, der Hauptstadt des Wallis, gewinnt die Gegend ein anderes Ansehen. Die Wiesen liegen höher, Versumpfungen sind weniger wahrzunehmen, die Straße verliert die ermüdende Gradheit. Nußbäume und andere Obstbäume wechseln auf Maisfeldern und Rebengeländen mit Ulmen zwischen den Hügeln.

Der Gasthof zum Löwen in Sitten ist besser, als sein Ruf in Bädekers sonst lobenswerthem Reisehandbuche der Schweiz. Ich suchte den durch seine trigonometrischen Vermessungen der Walliser Berge rühmlich bekannten Kanonikus Berchthold auf. Nach seinem Rath verschob ich eine Reise in die südlichen Thäler des Wallis (in das Eringer- und Einfisch-Thal) auf einen besseren Sommer, in welchem man dem Wetter mehr Vertrauen schenken durfte, und beschloß, über den Rawilpaß in das Lenker-Thal (K. Bern) zu gehen.

Da der Uebergang über den Rawil für einen Tag eine zu große Anstrengung erheischt, so schickte ich mich an, noch heute das hochgelegene Dorf Ayent zu erreichen, um dort in Ermangelung eines Wirthshauses beim Pfarrer zu übernachten. [...]

Ich wurde freundlich vom Pfarrer empfangen, der hier, wie in vielen entlegenen Dörfern des Wallis, den Wirth bei einer höchst mäßigen Anrechnung der Zeche macht. Die Sprache des Landes ist ein französisches Patois, im Verkehr mit Fremden die französische, viele Leute sprechen schon deutsch, das einige Stunden weiter oben in Wallis gebräuchlich ist.

Als ich dem Pfarrer meinen Entschluß zu erkenne gab, über den Rawil zu gehen, stellte er mich zweien Bernern vor, die wie ich die Nacht unter seinem gastlichen Dache zubringen wollten. Es waren der Wegebaumeister und der Friedensrichter von Lenk. Die Herren hatten in Wallis Abrede wegen Verbesserung des Saumpfades über den Rawil getroffen und gingen am anderen Tage nach Lenk zurück. Ich war sehr erfreut, mich ihnen anschließen zu dürfen. Bei dem trefflichen Muskatwein, den der Pfarrer auftischte, kamen wir bald in fröhliche Unterhaltung, die nicht sonderlich gestört wurde, als sich die Verschiedenheit unsrer politischen Ansichten kund gab. Der Wegebaumeister, mehr noch aber der Friedensrichter, waren starke Radikale, ich hingegen mußte ihnen als Schwarzer erscheinen, da ich ihnen meine entgegengesetzte politische Ansicht keineswegs verhehlte. Ich nahm sogar Theil an einer Bowle Bischof, zu welcher der Pfarrer den guten Rothwein und den Zucker lieferte, die Lenker Herren aber die Essenz, ein Geschenk, das ihnen von einem deutschen Flüchtling geworden war, der sich lange in Lenk aufgehalten hatte, jetzt aber nach Amerika ausgewandert war. Ein anderer Flüchtling, noch dazu ein Berliner, lebte, so hieß es, noch in Lenk, ich sollte bei un-

serer Ankunft daselbst seine Bekanntschaft machen, zeigte mich indessen nicht erpicht darauf.

Für die uns allen gewordenen Genüsse, das mäßige, aber gute und anständige Abendessen, Nachtquartier und Frühstück mit eingerechnet, hatte ein jeder 12 Batzen, also noch nicht 14 Sgr. preuß. zu zahlen. Man wird gestehen, daß man auch in der Schweiz wohlfeil leben kann. Und das habe ich an den meisten Orten erfahren, nicht gerade allein in dem bescheidenen Pfarrhause eines fast unbekannten Walliser Dorfes.

Es hatte die ganze Nacht hindurch geregnet, gegen Morgen gab es sogar noch ein Donnerwetter. Mit der Abreise wurde unter diesen Umständen nicht eben geeilt. Ein scharfer Wind zertheilte endlich das Gewölk und der Himmel hellte sich wenigstens theilweise auf. Nachdem nun meine Reisegefährten mit dem Präsidenten, der ersten obrigkeitlichen Person des Ortes, wegen eines Zufluchtshauses (refuge) Abrede genommen hatten, das, wenn auch auf dem Berner Gebiete, doch auf dem Grund und Boden eines Walliser Eigenthümers gebaut werden sollte, brachen wir um 8 Uhr von Ayent auf. Einige Bauern aus dem Lenkthal, welche Wein in Wallis gekauft hatten, den sie auf einem weiteren Wege, als dem von uns eingeschlagenen, bis zur Berner Gränze auf Maulthieren fortschaffen ließen, gingen mit uns. Wir nahmen nämlich den näheren Weg an der sogenannten Wasserleitung, zu welcher man kommt, wenn man eine gute Strecke aufwärts durch einen Tannenwald zurückgelegt hat. Ein Kanal führt die wilden Wasser zur Bewässerung der Wiesen abwärts, an ihm geht der Pfad, an einigen Stellen neben tiefen Abgründen unter überhängenden Felsen. Gebückt geht man über die schmalen Stege: links der Kanal, rechts der Abgrund. Die Gefährten lobten mich, daß ich ohne »Gruseln« den unheimlichen Weg zurücklegte, aber dem einen Bauer, einem Gemsenjäger, hatte ich meinen Tornister übergeben, und so war bei vorsichtigem Gehen keine wirkliche Gefahr vorhanden. Die Reise war überhaupt ohne sonderliche Beschwerde für mich, da meine Gefährten oft genug Halt machten und aus dem mitgenommenen Weinfäßchen reichlich einschenkten. An Durst haben sie mich nicht leiden lassen. [...]

Nicht ohne Beschwerde war der sehr steile Weg abwärts zurückzulegen. Es ist wahrlich keine Kleinigkeit, dabei wie die Bauern noch ein schweres Weinfaß auf dem Nacken zu tragen. Hatte ich doch ohne eine größere Last als die meines Tornisters große Vorsicht nöthig, vorwärts zu kommen, und dennoch war dazu an besonders schwierigen Stellen die leitende Hand des Wegebaumeisters oder eines Anderen vonnöthen. [...]

Auch die Lawinen richten zu Zeiten großes Unheil an. Unten im Thal liegen den ganzen Sommer hindurch auf den blumigen Wiesen große Massen Schnees, welche selbst bei großer Hitze selten wegschmelzen.

Wir kamen zur Stelle, wo man mit dem Bau des neuen Weges beschäftigt war, der an dem Felsen selbst aufwärts geht. Der Donner, den das Sprengen des Gesteins verursachte, hallte in den Bergen wieder. Ich hatte Mühe, auf der für den Augenblick fast unwegsamen Straße hinwegzukommen und war froh, den neugebauten Theil des Weges erreicht zu haben.

Am Effiger-Bach, der von den Felsen stürzt und sich weiterhin mit der Simme vereinigt, liegt, wenn er die Thalebene erreicht hat, eine Sennhütte, so groß und wohnlich, wie ich keine in den Alpen gesehen habe. Der Obersenne, wie seine Frau eine riesige Gestalt, wohnte mit seiner Familie, zu der sieben Kinder gehörten, in einer geräumigen Stube, wie man sie sonst in Sennhütten nicht findet. Im Stalle hatten 70 fette Kühe Platz, deren Milch beim zweimaligen Melken täglich einen 100 Pfund und darüber schweren Käse lieferte. Unter dem Dache nächtigten die Arbeiter, die beim Straßenbau beschäftigt waren. In einer besonderen Stube wohnte der Wegebaumeister, der auch mich zu bleiben aufforderte, da ich den Abend noch nach dem zwei Stunden entfernten Dorfe Lenk gehen wollte. Auch der durch den feurigen Walliser Wein aufgeregte Friedensrichter blieb und gab sich die undankbare Mühe, mir den Glauben an die Richtigkeit seiner politischen Ansichten aufdringen zu wollen. Ich legte mich nach dem ländlichen Abendessen zur wohlverdienten Ruhe und ließ ihn seinen Bischof trinken. Aber bei dem Lärm ringsum fand ich erst spät Schlaf. […]

In Zweisimmen (drei Stunden von Lenk) vereinigen sich die beiden Arme der Simme. Hier war ich wieder in der Straße, die ich wenige Wochen zuvor gegangen. Im Wirthshause zur Krone tischte mir wieder die freundliche Tochter des Hauses mein Mittagessen auf, der Wirth, der diesmal zugegen war, bescheinigte seinen Radikalismus durch seinen großen Bart.

Der schöne Weg durch das liebliche Thal über Weißenburg und Erlenbach führte mich nach Thun. In aller Pracht zeigten sich bei der untergehenden Sonne die Bergriesen des Berner Oberlandes, nicht minder der nahe Niesen und das Stockhorn.

Von Thun über Langnau mich nach dem Entlebuch wendend, vollendete ich über Luzern und Zug in Zürich meine 31tägige Fußreise, voll Dank gegen die Vorsehung, die mir noch im vorgerücktern Alter Kraft und Lust verliehen, die schöne Schweiz auf dieselbe Weise, nur mit etwas Erfahrung mehr, zu durchwandern, wie schon vor 33 Jahren.

Wilhelm Rose.

Theodor Fontanes und Bernhard von Lepels Tenzone *Röschen oder Rose*

Herausgegeben von Rasmus Steinkrauss

Vorbemerkung

Das Manuskript (2 Blatt / 1 Bogen, 275mm x 216mm), welches dem Text zugrundeliegt, befindet sich im Theodor-Fontane-Archiv unter der Signatur R 8.1. Der Schreiber ist Bernhard von Lepel.[1] Bis auf eine Ausnahme ist überall Bleistift verwendet worden. Vermerke fremder Hand stammen, wie das FA bestätigte,[2] sämtlich von früheren oder dem jetzigen Besitzer. Die Schrift des Schreibers variiert stark in der Größe und ist damit stellenweise schwer leserlich. Besonders kleine Schrift weisen die Textvarianten auf. Sie wurden zudem meist zwischen die Zeilen geschrieben oder stark an den Rand gerückt, was annehmen läßt, daß das Gedicht in der ersten Fassung einschließlich der Strophen Fontanes in einem Zug durchgeschrieben wurde und die Varianten (bis auf eine Ausnahme) erst als Spätkorrekturen neben die Grundschicht bzw. zwischen die Zeilen gesetzt wurden. Dies legt nahe, daß das Manuskript von einer (oder mehreren) Vorlagen des fertigen Gedichtes abgeschrieben wurde.[3] Daneben gibt es Hinweise, daß der Schreiber die Grundschicht gegen Ende des Textes immer rascher geschrieben hat: Abkürzungen, das Fehlen von Buchstaben, unsichere Lesarten und Sofortkorrekturen nehmen gegen Ende zu. Auch dieser Befund stützt die These, daß das Manuskript als Abschrift einer Vorlage angefertigt wurde.

Die Entstehung der Handschrift muß grundsätzlich in den Zeitraum 27.10.1861–3.12.1861 fallen (vgl. unten: *Entstehung und Aufnahme*). Geht man allerdings davon aus, daß das Manuskript eine Abschrift des bereits fertigen Gedichtes darstellt, kann die Handschrift frühestens am 21.11.1861 entstanden sein, denn in einem Brief vom 21.11.1861 bittet v. Lepel Fontane, ihm seine neue Strophe zuzuschicken und spricht sogar noch von weiteren fehlenden Strophen.[4]

Eine zeitgenössische Veröffentlichung ist nicht bekannt. Die Tenzone ist

bisher nur auszugsweise (Strophen I–III) im Rahmen eines Artikels von Walter Hettche über die Tenzonendichtung im Verein *Tunnel über der Spree*[5] bekannt geworden.

Da Bernhard v. Lepel nur in sehr wenigen Fällen frühere Textfassungen der Verse bzw. Strophen getilgt hat, ist nicht eindeutig erkennbar, welche Fassung die letztlich gültige darstellt. Fontane berichtet allerdings über Bernhard von Lepel: »Form war alles; die Form machte den Dichter«[6]. Geht man also, wie es auch Walter Hettche in Bezug auf Bernhard v. Lepel tut,[7] von einem Dichter aus, der stets zuerst nach Formvollkommenheit strebt, liegt es nahe, die jeweils jüngste, vollständige, *metrisch richtige* Fassung als die gültige anzunehmen. Es wurden also in dem Falle ältere Varianten als gültig ausgewählt, in dem die jüngeren Fassungen unvollständig sind oder das Metrum verletzen. Gerade das Fehlen der »Streichungen […] als ›Beweise‹ für die Überwindung früherer Fassungen«[8] rechtfertigt m. E. diese Vorgehensweise. Eine Ausnahme bilden die Verse V, 6–8. Hier existiert zwar eine spätere Fassung, diese ist allerdings metrisch nicht ganz stimmig; zudem wurde die vom Herausgeber gewählte Fassung in einem noch späteren Arbeitsschritt vom Schreiber erneut überarbeitet und am rechten Rand angestrichen.

Wechsel der Schriftart (deutsche vs. lateinische Kurrent) werden nicht berücksichtigt; Abkürzungen und Geminationsstriche wurden stillschweigend aufgelöst. Versehentliche Kleinschreibung bei Satz- oder Versanfang sowie Substantiven wurde berichtigt; in den wenigen Fällen, in denen das lyrische »du« im Original groß geschrieben wurde, wurde in der Textwiedergabe aufgrund von Vereinheitlichung Kleinschreibung eingeführt. Orthographie und Interpunktion wurden ohne Änderung vom Original übernommen. Ausgenommen hiervon sind die gelegentlichen Punkte am Ende der Überschriften, die hier einheitlich beseitigt wurden. Im Original unterstrichene Stellen werden *kursiv* dargestellt.

Text

Röschen oder Rose

I Schenkendorf

Was ziehst du vor, daß mich dein Lied besiege
Den jungen Quell, beschattet noch vom Stein; –
Den Bach, der schon an Blumen sanft sich schmiege,
Geküßt vom Sonnenschein;
Die Zeit der Dämmerstunde, –
Die Zeit, da rosig schon ein Strahl entbrannt;
Ein Herz, noch ohne Wunde, –
Ein Herz, das schon empfand.

II Lafontaine

Ich schwanke nicht. In manchem dunklen Steine
Ruht still ein Funke, doch wer bürgt für ihn?
Ich liebe mehr in schon erwachtem Scheine
Den feurigen Rubin;
Die jungfräuliche Herbe
Ist wie ein Marmorbild auf hohem Chor,
Und sieh das Bild – ich sterbe,
Es lächelt nach wie vor.

III Schenkendorf

Es lächelt, denn es sieht dich – *ohne Leben.*
Nur Seelen sehn die Seele tief im Stein,
Der Marmor lebt vom Hauch, den wir ihm geben,
Dann wird er dankbar sein
Dann glühn des Bildes Glieder,
Sein *Schöpfer* bist du – deß sei dich bewußt –
Dann steigt er liebend nieder
Und sinkt an deine Brust.

IV Lafontaine

Ein Jeder nach dem Maaße seiner Gaben
Du hast ein Plus, ich hörte schon davon;
Willst du durchaus ein Marmorbildniß haben
So hab's, Pygmalion.
Du bist die reiche Flamme
Die, Leben gebend, feurig weiter wallt,
Ich bin von ärm'rem Stamme
Und Kälte macht mich kalt.

V Schenkendorf

O welch ein testimonium paupertatis!
Glaub mir, betrittst du nur Cythereas Hain,
Die Göttin liefert uns die Feurung gratis,
Sie heizt sogar uns gratis ein!
Doch in dem Heiligthume
Reizt uns ein Pfad, der andern fremd, versteckt
Die unbekannte Blume,
Die du zuerst entdeckt.

VI Lafontaine

Des unbetretnen Landes frische Kränze –
Eh' du sie pflückst nimm noch die Mahnung mit:
Ein Unterschied sind Bacchus wilde Tänze
    Und Eros' leiser Schritt.
    Ich will kein Herz, kein weites,
Darin hundert Vögel fliegen ein und aus,
    Nicht will ich ein *ent*weihtes,
    Nur ein *ge*weihtes Haus.

VII Schenkendorf

Schön. Glaub dir's. Brauchst dich so nicht zu salviren
Du meinst, dein Haus soll erst ein Anderer »weihn«,
Dann ziehst du, dich mit deßen Schmuck zu zieren
    Als zweiter Priester ein.
    Mag auch was für sich haben –
Ich möcht', als Erster, selbst den Altar bau'n,
    Auf den die ersten Gaben
    Der Liebe nieder schaun.

VIII Lafontaine

Du scheinst, o Freund, die Kunst in Pacht zu haben,
Die quellerweckend in die Erde dringt;
Wir sehen Sand, da fängst du an zu graben,
    Und sieh, die Quelle springt;
    Wie aber wenn die Welle
Statt aufzusteigen, sinkt in tiefre Nacht?
    Ich liebe drum die Quelle,
    Die schon im Lichte lacht.

IX Schenkendorf

Sag' mir nur Eins. Wie stehst du dich mit deinem
Vorgänger bei der »Quelle«, beim »Rubin« ?
Standfeste Herrn. Stets Etwas bleibt von Einem
    Wie willst du's ihm entziehn?
    Wie tilgst du seine Spuren?
Mit Säure, Salz, Fleckwaßer, Sand, Stahl, Stein?
    Erhabne Proceduren –
    Mein Tisch ist immer rein.

X Lafontaine

Dein Tisch ist rein. Wie aber, wenn er's *bliebe*?
Ein reiner Tisch! Das heißt dein Tisch ist *leer.*
Du setzt dich hungrig hin voll Lust und Liebe
Und sieh, er giebt nichts her; –
Ich liebe, wie die meisten
Den Pfirsich und die Lachsforelle frisch
Ich lieb nicht abgespeisten
Doch – keinen *leeren* Tisch

XI Schenkendorf

Du weichst mir aus, ermattete Forelle!
So helf' ich selbst dir kämpfen *gegen* mich:
Der zweite Sieger auf erstiegner Schwelle
Er fühl' als stärkrer sich.
Im zweiten holden Kampfe
Die frühre Spur, wie Thau im Sonnenschein,
Vergeh', verglüh', verdampfe –
So tret' ich für dich ein.

XII Lafontaine

Was hast du vor? Willst du mich ködern, kirren?
Und opfern dann bedachter Kriegeslist?
Was es auch sei, ich laß mich nicht verwirren
Und nehm' es wie es ist;
Sei »Zweiter« meinetwegen, –
Mir weiht *Empfindung* nur den Tempel ein:
Ein süßes Liebesregen
Kein Liebstes soll es sein.

XIII Schenkendorf

Gemach. Dein Fuß betrat schon meine Grenzen:
»Der Liebe süßes Regen soll es sein.« –
O laß mich gastlich dafür dich bekränzen,
Des Tages Ruhm sei dein.
Gern glaub' ich, dir zu Willen,
Ein Herz, das schon empfand, bezaubre dich.
Ach, was man fühlt im Stillen
Behält man still für sich. –

Entstehung und Aufnahme

Die Tenzone *Röschen oder Rose* entstand anläßlich eines Stiftungsfestes des literarischen Vereins *Tunnel über der Spree*.[9] Im Vereinsprotokoll vom 27.10.1861 heißt es über die Gestaltung des kommenden Stiftungsfestes am 3. Dezember: »Die Anwesenden [...] erklärten sich [...] für die *Tenzone*, deren bisheriger Erfolg auch den künftigen gewährleiste. Es wurden sofort einige Tenzonen-Gladiatorenpaare erwählt, und zwar *Schenkendorf* contra *Lafontaine* [u.a.]«[10]. Im Protokoll des betreffenden Stiftungsfestes am 3.12.1861 dann wird von jener Tenzone Lafontaines und Schenkendorfs berichtet, in der es um die »heiklige Frage [ging], ob man im Herzen seiner Dame lieber der Erste oder der Zweite resp. Soundsovielte (und hoffentlich wo möglich der *Letzte*) sein möchte, – welches denn durch Quellen, Morgenröthen, Marmorbilder, Rubine und Andres glänzend, ja fast blendend illustrirt ward.«[11]

Die Entstehung der Tenzone *Röschen oder Rose* fällt damit in die Zeit vom 27.10.1861 bis zum 3.12.1861. Wie Walter Hettche bereits beschrieben hat, wurden die Tenzonen meist durch einen »Austausch einzelner Strophen auf separaten Blättern«[12] durch die beiden Teilnehmer ausgearbeitet. Dies scheint auch für diese Tenzone zuzutreffen. Am 21.11.1861 schreibt Bernhard von Lepel an Fontane:

»Ich wollte schon gestern Abend mit einem Donnerwetter fragen, ob das Dein ›Zug um Zug‹ dieser Woche wäre. Endlich kam heute um 12 Uhr Deine Strophe. [...] Ich schicke sofort die folgende Strophe. Erhalt' ich morgen (Freitag) Abend die Deinige, so komm' ich *vielleicht* mit der nächsten in den Rütli, damit Du dann den Sonntag hast. Aber immer geht es auch nicht wie man hofft, deshalb müssen wir eben vorarbeiten.«[13]

Fontane scheint dieser Aufforderung gefolgt zu sein, denn am 22.11.1861 schreibt er an Wilhelm Hertz, er habe »gestern Abend [...] beim Nachhausekommen gleich eine Tenzonenstrophe«[14] geschrieben. Neben diesem schriftlichen Austausch stand die direkte Bearbeitung der Strophen durch beide. Bei v. Lepel heißt es: »Auch bin ich *noch* bereit, an einem schönen Nachmittag Alles mit Dir umzuarbeiten. Eine sehr angenehme Arbeit.«[15]

Dabei scheinen sich beide nicht mit Kritik an den Strophen des jeweils anderen zu verschonen. »Deine Ansicht, daß die Strophe zu kurz sei, ist wohl richtig; aber warum hast Du sie nicht so gelassen, wie ich sie von Haus aus brachte? Ich hätte Dir nicht weichen sollen, da ich nicht überzeugt war«[16], schreibt v. Lepel an Fontane und bezeichnet dessen Hinweis als »Pauke«[17].

Den Abschluß der Arbeit bildet dann die »gründliche *memoria*«[18] und die Anfertigung einer Reinschrift. Von Fontanes Seite ist eine solche endgültige Abschrift nicht erhalten. Fontane selbst gibt die Tenzone in einem Brief an Mathilde von Rohr vom 29.1.1862 als vermißt an: »Die Lepel-Fontane'sche Ten-

zone glaubte ich in *Ihren* Händen (so wie ich denn bis diesen Augenblick nicht weiß *ob* und *wo* ich sie besitze)«[19]; v. Lepel wiederum fordert ihn in einem Brief vom 8.3.1862 auf, die Tenzone selbst zu Frl. v. Rohr mitzubringen: »*Unsre* letzte hab' ich nur im Bleistift-Brouillon zur Hand, was ich zwar mitbringen werde, aber es wäre doch besser, wenn Du das Deinige auch hättest«[20]. Das hier edierte Manuskript ist möglicherweise jene Bleistift-Skizze v. Lepels.

Die Tenzone gelangte insgesamt zweimal zum Vortrag. Zur ersten Gelegenheit auf dem Stiftungsfest des *Tunnel* am 3.12.1861 heißt es im Protokoll Blombergs:

»Alsobald schmetterten symbolische Zinken, Posaunen und sonstige Blasbleche zum Tenzonenturnier, und die bewährten Ritter *Schenkendorf* und *Lafontaine* sprengten schimmernd und klirrend in die Bahn – oder, um diplomatisch genau zu berichten, *Schenkendorf* wartete, *Lafontaine* war noch schnell einmal herausgegangen, kam dann aber bald und es konnte losgehen. Nun funkelten die Rüstungen, wogten die Federn, blitzten Stoß und Gegenstoß durcheinander, so brillant, so rapid, daß Einige nicht recht wußten, was sie überhaupt hörten und sahen, und selbst ein so altgedienter ›Grieswärtel‹, als Schreiber Dieses, etwas confus ward. [...] Die Zuschauer klatschten und die Kämpen kehrten, wie weiland Hector und Ajax, heil und unbesiegt zu ihren Mauern und Gezelten.«[21]

Trotz der Begeisterung scheint es (ob des Themas ?) also auch Verwirrung auf Seiten der Zuschauer gegeben zu haben.

Die zweite Gelegenheit, zu der die Tenzone zum Vortrag kam, ist einer jener häufigen Literaturabende im Hause Mathilde von Rohrs,[22] an denen von Lepel und Fontane regelmäßig teilnahmen. Über die Aufnahme beim Publikum ist nichts bekannt; Fontane schreibt allerdings über die Abende bei Frl. v. Rohr: »Der Charakter war immer derselbe, immer sechs, acht Personen, [...] immer Dichtungen vor einem Publikum, das durch den Vortrag desselben grenzenlos gelangweilt wurde. Nur Fräulein v. Rohr strahlte.«[23] Möglicherweise stimmt dies auch für den Abend des Vortrages von *Röschen oder Rose.*

Kommentar

Die Tenzone ist eine etwa im 12. Jh. in der provençalischen Troubadourlyrik entstandene Form des Streitgedichtes, in der dem Bedürfnis der mittelalterlichen Gesellschaft, Fragen des höfischen Weltbildes und höfischer Normen und Werte (der ›cortesia‹) zu klären, Rechnung getragen wurde. Aus dieser Form entwickelte sich das ›Partimen‹ oder ›Joc-partit‹, das nach dem Vorbild der Canzone gebildet wurde und anders als die Tenzone in der ersten Strophe die Frage vorträgt, die von den Teilnehmern entschieden werden soll. Der zweite Teilnehmer wählt dann seinen Standpunkt aus, woraufhin der erste Teilnehmer den Part, der übrig bleibt, übernehmen muß.[24]

Insofern ist das hier vorliegende Gedicht eigentlich keine Tenzone, sondern ein Partimen. Dieser Unterschied war jedoch im 19. Jh. auch unter Forschern noch nicht bekannt.[25] In der deutschen Dichtung ist die Tenzone weitgehend unbeachtet geblieben;[26] übersehen wird dabei aber häufig gerade die nicht geringe Produktion von Tenzonen im Kreise des *Tunnel über der Spree*.[27]

Fontane und v. Lepel wählen, ähnlich wie in ihrer Tenzone *Mit oder ohne Dorn*,[28] für *Röschen oder Rose* eine achtzeilige Strophe aus zwei Kreuzreimquartetten, so daß sich das Reimschema *ababcdcd* ergibt. Die Verse sind jambische Fünfheber, die abwechselnd weiblich und männlich enden; die Verse 4, 5, 7, 8 enden jeweils nach der dritten Hebung. Teilweise finden sich Verstöße gegen dieses Schema, v.a. in V 4 mit vier statt drei Hebungen sowie in VI 7, 8, VII 6 und XII 6, wo allerdings Unterstreichungen (hier kursiv) die Verstöße berechtigen (z.B. »*mír* weiht« statt »mir wéiht«).

Der Inhalt der Tenzone und eigentliche Streitfrage bleibt beim ersten Lesen möglicherweise recht dunkel; glaubt man dem Protokoll vom 3.12.1861, wurden selbst alte Tunnelmitglieder durch den Vortrag verwirrt und wußten nicht recht, was sie eigentlich hörten (vgl. *Entstehung und Aufnahme*). Das Gedicht ist aber vielleicht besser verständlich, wenn man sich auf folgenden Interpretationsvorschlag einläßt: Hinter der etwas undeutlichen Themenangabe im Sitzungsprotokoll, »ob man im Herzen seiner Dame lieber der Erste oder der Zweite resp. der Soundsovielte (und hoffentlich wo möglich der *Letzte*) sein möchte«[29], verbirgt sich die Streitfrage, ob es wohl besser sei, der erste oder aber ein späterer Liebhaber seiner Herzensdame zu sein. Selbst eine stärker körperliche Deutung des Gedichtes scheint bei den verwendeten Bildern nicht ganz ausgeschlossen: Ist es besser, als Liebhaber eine noch unberührte oder aber eine schon erfahrenere Geliebte zu erwählen? Fontane übernimmt dabei die Rolle desjenigen, der eine bereits geliebte Dame vorzieht – nicht allerdings eine solche mit allzu bewegter Vergangenheit: »Ein Unterschied sind Bacchus wilde Tänze / Und Eros' leiser Schritt. / Ich will kein Herz, kein weites, / Darin hundert Vögel fliegen ein und aus, / Nicht will ich ein *ent*weihtes, / Nur ein *ge*weihtes Haus.« (VI 3–8). Bernhard von Lepel hingegen »möcht', als Erster, selbst den Altar bau'n, / Auf den die ersten Gaben / Der Liebe nieder schaun.« (VII 6–8) und Fontane bescheinigt ihm vielsagend: »Du scheinst, o Freund, die Kunst in Pacht zu haben, / Die quellerweckend in die Erde dringt« (VIII 1,2). Schließlich jedoch lenkt v. Lepel ein und verkündet: »Des Tages Ruhm sei dein.« (XIII 4) – allerdings nicht ohne hinzuzufügen: »Ach, was man fühlt im Stillen / Behält man still für sich. –« (XIII 7, 8).

Folgt man letzterem Interpretationsvorschlag und akzeptiert möglicherweise auch einen leicht erotischen Unterton in der Tenzone, gewinnen die

benutzten Bilder einen doppelten Sinn, der tatsächlich z.T. etwas »heiklig«[30] sein kann. Aber wie dem auch sei, gerade v. Lepel hatte Fontane ja beigebracht, daß es bei Gelegenheitsgedichten, und ein solches ist die Tenzone, auf mehr als nur einen Lacherfolg bei den Zuschauern ankommt. Man mußte vielmehr »›eingehen auf jede kleine Form- oder Gedankenfinesse‹«[31]. Vielleicht liegt mit *Röschen oder Rose* wieder eines jener Gedichte vor, bei dem v. Lepel Fontane zuflüstern konnte: »›s' hat's keiner so recht verstanden; aber *du* hast.‹«[32]

Anmerkungen

Die Edition der Tenzone Fontanes und von Lepels *Röschen oder Rose* ist aus einer längeren Seminararbeit entstanden, die im Rahmen des Hauptseminars »Fontanes Lyrik« unter der Leitung von Herrn Prof. Dr. Berbig an der Humboldt-Universität zu Berlin vorgelegt wurde. Während sich die Seminararbeit zum Ziel gesetzt hatte, den Text der bisher nur auszugsweise veröffentlichten Tenzone textkritisch zu erarbeiten, vollständig verfügbar zu machen und dabei auftauchende editionswissenschaftliche Fragestellungen zu beleuchten, möchte dieser Beitrag die Tenzone lediglich in ihrer endgültig hergestellten Fassung einem breiteren Publikum zugänglich machen. Dies bedeutet vor allem, daß hier auf die genaue Verzeichnung der Entstehungsvarianten und des Entstehungsprozesses verzichtet worden ist. Interessierte Leser/innen, die gerne die einzelnen Schritte der Textentstehung und die Herausgeberentscheidungen bei der Konstitution des gültigen Textes nachvollziehen möchten, seien jedoch darauf hingewiesen, daß die Seminararbeit, die einen ausführlicheren Apparat enthält, im Fontane-Archiv Potsdam eingesehen werden kann. (Sign. 2002/9q)

1 Vgl. Walter Hettche: *Die Tenzonendichtung im Tunnel über der Spree.* – In: *Berliner Hefte zur Geschichte des literarischen Lebens* Nr. 4 (2001), S. 24–35, hier S. 29. Andere Meinung bei Walter Hettche: *Im Hain, im Tunnel und im Teich. Autorschaft und Autorisation in literarischen Vereinen.* – In: *editio* 13 (1999), S. 98–107, hier S. 104.

2 Gespräch mit Herrn Möller am 2.8.2001.

3 So auch Hettche (2001), wie Anm. 1, S. 29.

4 Vgl. Theodor Fontane und Bernhard von Lepel: *Ein Freundschafts-Briefwechsel.* Hrsg. von Julius Petersen. 2 Bde. – München 1940, Bd. II, S. 294f.

5 Hettche (2001), wie Anm 1.

6 HFA III/4, S. 447.

7 Vgl. Hettche (2001), wie Anm. 1, S. 30.

8 Klaus Kanzog: *Einführung in die Editionsphilologie der neueren deutschen Literatur.* – Berlin 1991, S. 142.

9 Zum *Tunnel über der Spree* vgl. das entsprechende Kapitel in *Von Zwanzig bis Dreißig*, HFA III/4, S. 314–464. Bibliographie bei Roland Berbig: *Theodor Fontane im literarischen Leben. Zeitungen und Zeitschriften, Verlage und Vereine.* Unter Mitarbeit von Bettina Hartz. – Berlin, New York 2000, S. 421f.

10 *Sitzungs-Protokolle des Literarischen Sonntags-Vereins (Tunnel über der Spree) zu Berlin.* 34. Jg., Protokoll vom 27.10.1861. – UB der HU zu Berlin, »Tunnel«. *Schenkendorf* und *Lafontaine* sind die Vereinsnamen v. Lepels und Fontanes; vgl. HFA III/4, S. 317, 325.

11 *Sitzungs-Protokolle des Literarischen Sonntags-Vereins (Tunnel über der Spree) zu Berlin.* 35. Jg., Protokoll vom 3.12.1861. – UB der HU zu Berlin, »Tunnel«. Vgl. auch Fontane / Lepel, wie Anm. 4, Bd. II, S. 421.

12 Hettche (2001), wie Anm. 1, S. 28.

13 Fontane / Lepel, wie Anm. 4, Bd. II, S. 294f.

14 Theodor Fontane: *Briefe an Wilhelm und Hans Hertz. 1859–1898.* Hrsg. von Kurt Schreinert. – Stuttgart 1972, S. 58; vgl. auch ebd., S. 425.

15 Fontane / Lepel, wie Anm. 4, Bd. II, S. 295.

16 Ebd., S. 295.

17 Ebd., S. 295.

18 Hettche (2001), wie Anm. 1, S. 28.

19 HFA IV/2, S. 58.

20 Fontane / Lepel, wie Anm. 4, Bd. II, S. 299.

21 *Sitzungs-Protokolle des Literarischen Sonntags-Vereins (Tunnel über der Spree) zu Berlin,* wie Anm. 11. Vgl. auch Fontane / Lepel, wie Anm. 4, Bd. II, S. 421.

22 Vgl. HFA IV/2, S. 57f., 218; Fontane / Lepel, wie Anm. 4, Bd. II, S. 299.

23 HFA II/3, S. 455.

24 Vgl. Erich Köhler: *Zur Entstehung des altprovenzalischen Streitgedichts.* 1959. – In: Erich Köhler: *Trobadorlyrik und höfischer Roman. Aufsätze zur französischen und provenzalischen Literatur des Mittelalters.* – Berlin 1962, S. 153–192. Vgl. auch Hettche (2001), wie Anm. 1, S. 24f.

25 Köhler, wie Anm. 24, S. 154.

26 Vgl. August Langen: *Dialogisches Spiel. Formen und Wandlungen des Wechselgesangs in der deutschen Dichtung (1600–1900).* – Heidelberg 1966, S. 163.

27 Vgl. Hettche (2001), wie Anm. 1, S. 25.

28 Vgl. ebd., S. 29.

29 *Sitzungs-Protokolle des Literarischen Sonntags-Vereins (Tunnel über der Spree) zu Berlin,* wie Anm. 11. Vgl. auch Fontane / Lepel, wie Anm. 4, Bd. II, S. 421.

30 *Sitzungs-Protokolle des Literarischen Sonntags-Vereins (Tunnel über der Spree) zu Berlin,* wie Anm. 11. Vgl. auch Fontane / Lepel, wie Anm. 4, Bd. II, S. 421.

31 HFA III/4, S. 442.

32 Ebd., S. 442.

Literaturgeschichtliches
Interpretation
Kontexte

Wie Fontane die Mark Brandenburg entdeckte

Peter Wruck

Die letzten zehn, zwölf Jahre haben aus Fontanes *Wanderungen durch die Mark Brandenburg* einen verlegerischen Massenartikel gemacht. Es kam ihnen zugute, daß die märkischen Territorien dem gesamtberliner und dem gesamtdeutschen Tourismus wieder offen stehen, daß man im Bundesland Brandenburg bemüht ist, sich seiner Identität zu versichern, und daß – überbordend im verflossenen Jubiläumsjahr der Königsberger Königskrönung – erneut eine Welle der Preußen-Renaissance durchs Land geht.[1] Um was für eine Ausnahmeerscheinung es sich handelt, fiel in einer Zeit, die das Publikum mit Reiseberichten und Reiseführern überschüttet, weniger auf. Fontane war ein Wurf gelungen, wie er in der deutschen regionalen Reiseliteratur, die den Gattungsrahmen der *Wanderungen* bildet, so kein zweites Mal begegnet. Ein ganz außergewöhnlicher, jahrzehntelanger Arbeitsprozeß führte zu einem episodischen Großtext, dessen Vielfältigkeit den verschiedensten Interessen entgegenkommt. Und die derzeit kulminierende Rezeptionsgeschichte, die davon zehrt, sucht nicht bloß der Dauer und Quantität nach ihresgleichen. Fontanes *Wanderungen durch die Mark Brandenburg* begründeten ihre eigene Spezies und zogen, ohne freilich jemals erreicht zu werden, eine ganze Literatur von märkischen Bildern, Reisen, Fahrten nach sich.

Das alles verstand sich nicht von selbst. Es war Fontane, dem geborenen Märker und Wahlberliner nicht an der Wiege gesungen worden, daß er aus der Mark Brandenburg sein ureigenes literarisches Revier machen würde, mit dem ihn geradezu symbiotische Beziehungen verbanden. Bis ins Mannesalter suchte er das Land seiner Herkunft nur aus persönlichen und familiären Gründen hin und wieder auf. Als er dann den ersten Gedanken an das Projekt faßte, aus dem die *Wanderungen* hervorgingen, war er fünfunddreißig und hatte schon lange den märkischen Sand von den Füßen geschüttelt.

Auf die Landkarte übertragen, erweist sich der Weg des Schriftstellers Fontane in die Mark, der von Entdeckungen gesäumt war, als ein weitläufiger Um- und Rückweg, der über England und Schottland führte und, wie sich zeigen wird, tiefe Spuren hinterlassen hat. Fontane hielt sich als Pressebeauftragter der preußischen Regierung schon ein Jahr in London auf, als er unter dem 19. August 1856 in dem Tagebuch, das er regelmäßig führte, das folgende Vorhaben vermerkte:

»Einen Plan gemacht. ›*Die Marken*, ihre Männer u. ihre Geschichte. Um Vaterlands- u. künftiger Dichtung willen gesammelt u. herausgegeben von Th. Fontane.‹ – Die Dinge selbst geb' ich alphabetisch. Wenn ich noch dazu komme *das* Buch zu schreiben, so hab' ich nicht umsonst gelebt u. kann meine Gebeine ruhig schlafen legen.«[2] Gleich dieser erste Gedanke, der völlig überraschend zutage trat, basierte auf einer Entdeckung, die für alles weitere den Grund legte. Fontane hatte erkannt, daß dem Literaten, in dessen Berufsrolle er sich damals einrichtete, die Mark in vollem Umfang den Stoff für ein schriftstellerisches Großprojekt hergab. Sein Plan lief hinaus auf ein Lebenswerk, und nicht weniger als ein Lebenswerk ist ungeachtet gravierender Modifizierungen daraus auch geworden, das ihn bis ans Ende seiner Tage beschäftigte und sein Autorenprofil in der Öffentlichkeit auch dann noch immer prägte, als der Berliner Romancier über den märkischen Wanderer schon beträchtlich hinausgewachsen war.[3]

Fontane kam zu seinem Vorhaben überraschend, aber nicht voraussetzungslos. Seine Hinwendung zur Mark korrespondierte entfernt, doch ersichtlich mit zwei älteren Unternehmungen. Als Poet hatte er zehn Jahre zuvor in seinen Feldherrnliedern bereits den *Männern und Helden* aus der Geschichte des größeren preußischen Vaterlandes die Ehre erwiesen, wobei er sich auf die »im Volke lebenden Vorstellungen«[4] berief – eine zyklisch gereihte Galerie, die der Vervollständigung offenstand.[5] Kompendiös gedacht war dann ein großes Werk, das »Volksgeist und Volksleben in seinen (des Volks) *Inschriften*«[6] erfassen sollte. Es wurde nichts daraus, er hatte aber mit Brandenburg beginnend 1853 zunächst wenigstens die Stoffsammlung in die Wege geleitet – der erste Schritt, um weiträumig eine vernachlässigte und verstummte Hinterlassenschaft, von der er sich Aufschlüsse über Land und Leute versprach, zu erkunden und zum Sprechen zu bringen.

Als das Tagebuch am 4. Juni 1857 wiederum berichtet: »Ein Buch intendirt, unter dem Titel: ›*Brandenburgische Geschichten.*‹«, ist das Konzept des frühesten, ursprünglichen Plans, den Fontane anscheinend für sich behalten hat, nicht wiederzuerkennen. Im Sinn hat er jetzt »z. B. also: der falsche Waldemar, die Hussiten vor Bernau. Die schöne Gießerin. Die weiße Frau. Die alten adligen Geschlechter u. ihre Sagen. Derflinger. Sidonie von Borck.

(pommersch.) Die kurfürstl: Schlösser. Rheinsberg. Kohlhaas. Prinz v. Hessen Homburg etc.«[7] Anstatt einer Art Bestandsaufnahme zeichnet sich eine bunte Auswahl aus der Überlieferung ab, die sich an die reizvollen Gegenstände hält und eine anspruchsvollere, erzählerische Darstellungsweise erwarten läßt.

Wenn er dem Freund und Mentor Wilhelm von Merckel 1858 beiläufig seine wachsende Neigung gesteht, vaterländisches Leben künstlerisch zu gestalten – »wohlverstanden, im allerkleinsten Stil«[8] –, dann liegt der Gedanke an diese *Brandenburgischen Geschichten* nahe. Der betont bescheidenen Dimensionierung wegen läßt sich die Bemerkung nicht auf Fontanes Romanvorhaben beziehen, das bis in die fünfziger Jahre zurückreicht und später den Titel *Vor dem Sturm* erhielt. Sie paßt auch nicht zu den wirklichen *Wanderungen*, die Fontanes ästhetischen Anschauungen nach außerhalb der kunstliterarischen Sphäre lagen. Zudem bedurfte es, damit die *Wanderungen* überhaupt Gestalt annahmen, erst noch der beiden elementaren Faktoren, die er vorher nicht in Betracht gezogen hatte: des Topographischen, »landschaftlich Deskriptive(n)« sowie des damit einhergehenden titelgebenden und strukturbildenden der Reise. »In das Erwanderte wurde Geschichte hineingelegt [...]«[9] Der anfängliche, kompendiöse Plan wurde aber, als es so weit war, deswegen nicht gleich preisgegeben. Fontane dürfte ein Neben- und Miteinander vorgeschwebt haben, als er 1860 Theodor Storm mitteilte: »Ich beschäftige mich jetzt ausschließlich mit dem Studium unsrer Mark und habe zwei darauf Bezug habende Arbeiten vor, die mich ohngefähr zehn Jahre kosten und zwanzig Bände füllen werden.«[10] Dafür spricht das unlängst aufgefundene, gleichzeitige Gutachten des Kunsthistorikers Carl Schnaase[11], das erfolgreich für eine ministerielle Beihilfe plädierte und sich naturgemäß auf Fontanes Angaben stützte. Es besagte, daß eine Koppelung der eigentlichen *Wanderungen* mit dem zuerst in Aussicht genommenen Sammelwerk geplant war.

Den privatim geäußerten Absichtserklärungen stellte Fontane alsbald ein öffentliches Bekenntnis zur Seite, das die wichtigsten Vorüberlegungen enthielt. Sie wurden ihm von einer Besichtigungstour eingegeben, die ihn in Gesellschaft seines Dichterfreundes und Tunnelgefährten Bernhard von Lepel 1858, also kurz vor der Heimkehr nach Berlin, ins historisch und literarisch weltberühmte Schottland führte. Er berichtete darüber wenig später in seiner Reisebeschreibung *Jenseit des Tweed.* Eine Schiffsfahrt den River Forth hinauf, die durch die schottische Geschichtslandschaft führte, sollte dem Leser nahe gebracht werden. Da griff Fontane zu dem probaten Mittel, das Unbekannte durch das Bekannte zu erklären und erinnerte an die heimische Havel, die der märkische Fluß schlechthin ist und von ihm besonders geliebt

und hochgehalten wurde. »Jedes Land und jede Provinz hat ihre *Männer*, aber manchem Fleck Erde wollen die Götter besonders wohl, und ihm die Rennbahn näher legend, die Gelegenheit zur Kraftentwicklung ihm beinahe aufzwingend, gönnen sie dem bevorzugten Landesteil eine gesteigerte Bedeutung. Ein solcher Fleck Erde ist das beinah inselförmige Stück Land, um das die Havel ihr blaues Band zieht. Es ist der gesunde Kern, daraus Preußen erwuchs, jenes Adlerland, das die linke Schwinge in den Rhein und die rechte in den Njemen taucht.«[12]

Aus der anschließenden ins einzelne gehenden Lobrede erfährt der Leser, der hier bereits als ein heimischer angesprochen wird, mehr über diesen »historische(n) Boden«[13], als er aus dem ganzen Kapitel über die Geschichtslandschaft entnehmen kann, die sich an den Ufern des Forth erstreckt. In gedrängter Folge ziehen das Schlachtfeld von Fehrbellin und die Quitzows, die Hohenzollernschlösser, die Städte, wo Winckelmann, Schinkel und Schadow herkamen, und die Herrensitze der Zieten, Knesebeck und Humboldt vorüber.[14] Ihre Herbeiführung, in der allerdings nicht die Spur eines Erlebnisses mitschwingt, verschiebt den Effekt von der Vergegenwärtigung des Schottischen pars pro toto zur Aufwertung der Mark (die sie allerdings, wie sich ergeben wird, auch nötig hatte). Auf Kosten des Schottlandreisenden, mit dem er sonst vieles gemein hat, meldet sich bei diesem Exkurs der Wanderungsschriftsteller zu Wort, obwohl auf das Projekt, das sich ankündigt, noch jeder Hinweis fehlt. Das Topographische steht aber schon im Vordergrund, während eine Übertragung des Reisevorgangs, der Flußfahrt, die anhand der großen deutschen Ströme kurz erörtert wird, auf die Havel noch unterbleibt.

Fontane kam auf die Schottlandfahrt zurück, als die *Wanderungen*, die er seit 1859 Stück für Stück zumeist in der Berliner *Kreuzzeitung* und im Stuttgarter *Morgenblatt für gebildete Stände* vorveröffentlicht hatte, nach zwei Jahren zum ersten Mal als Buch erschienen. Er stellte ihnen ein Vorwort voran, auf das er viel Mühe verwandte, um nunmehr poetisch überhöht und mit allen Mitteln der Kunst sozusagen die Geburt des Wanderungsschriftstellers, der jetzt vor die Leserschaft hintrat, in Szene zu setzen. Erneut wird eine Wasserfahrt heraufbeschworen. Sie führt die Reisenden über den geschichtsträchtigen Leven-See hin, wo sich ein verhängnisvoller Akt in der Tragödie der Maria Stuart zutrug, die der Welt- und der Literaturgeschichte angehört und Fontanes besondere Neigung genoß. Unversehens ruft die Szenerie bei ihrem Besucher aber nicht bloß diese Reminiszenzen hervor, sondern läßt Gedächtnisbilder aus der eigenen Heimat in ihm aufsteigen.

»Auch eine Wasserfläche war es; aber nicht Schwarztannen faßten das Ufer ein, sondern ein Park und ein Laubholzwald nahmen den See in ihren

Arm. Im Flachboot stießen wir ab und so oft wir das Schilf am Ufer streiften, klang es, wie wenn eine Hand über knisternde Seide fährt. [...] Endlich legten wir an, wo die Wassertreppe an's Ufer führt, und ein Schloß stieg auf mit Flügeln und Thürmen, mit Hof und Treppe und mit einem Säulengange, der Ballustraden und Marmorbilder trug. Dieser Hof und dieser Säulengang, die Zeugen wie vieler Lust, wie vielen Glanzes waren sie gewesen? Hier über diesen Hof hin hatte die Geige Graun's geklungen, wenn sie das Flötenspiel des prinzlichen Freundes begleitete; hier waren Le Gaillard und Le Constant, die ersten Ritter des Bayard-Ordens, auf und abgeschritten; hier waren, in buntem Spiel, in heitrer Ironie, fingirte Ambassaden aus aller Herren Länder erschienen und von hier aus endlich waren die heiter Spielenden hinausgezogen und hatten sich bewährt im Ernst des Kampfs und auf den Höhen des Lebens. Hinter dem Säulengange glitzerten die gelben Schloßwände in aller Helle des Tags, kein romantischer Farbenton mischte sich ein, aber Schloß und Thurm, wohin das Auge fiel, alles trug den breiten historischen Stempel – die Fundamente der Romantik lagen da. Von der andern Seite des See's her grüßte der Obelisk, der die Geschichte des Siebenjährigen Krieges im Lapidarstyl trägt.

So war das Bild des *Rheinsberger* Schlosses, das wie eine Fata Morgana über den Leven-See hinzog, und ehe noch unser Boot auf den Sand des Ufers lief, trat die Frage an mich heran: so schön dies Bild war, das die Insel im Leven-See vor dir entrollte, war jener Tag minder schön, als du im Flachboot über den Rheinsberger See fuhrst, die Schöpfungen und Erinnerungen einer großen Zeit um dich her? und ich antwortete: *nein.*«[15]

Kunstästhetisch interpretiert, hat man es hier mit einem Akt der Inspiration zu tun. Doch es geht um mehr. Kein Zweifel: Fontane läßt seine *Wanderungen* aus einem regelrechten Erweckungserlebnis entspringen. Säkular durch und durch, weist es dennoch die obligaten Züge auf, die aus dem christlichen Raum vertraut sind. Es wird ausgelöst durch die Erscheinung der zwar nicht anbetungs-, aber verehrungswürdigen Gründergestalt, die Friedrich der Große ist. Dem Autor fällt es wie Schuppen von den Augen; er bezeugt seine Erleuchtung und verspürt den Auftrag, die empfangene Lehre zu verkündigen und zur Konstituierung einer Traditionsgemeinschaft beizutragen. Am Schluß steht sein Wunsch, auch in anderen »die Liebe und Anhänglichkeit an die Heimath« wachzurufen, von denen er im eigenen Herzen erfahren habe, »daß sie ein Glück, ein Trost und die Quelle echtester Freuden sind.«[16] Brieflich hatte er schon zuvor von einer »Art Mission« gesprochen, die er seinem reichen Material gegenüber empfinde.[17] In die Bildlichkeit des Märchens übertragen, legte er sich danach sogar die Eigenschaft eines Erlösers zu.[18] Des weiteren ließ er es auch nicht an der Bekundung

seiner Wirkungsabsichten fehlen, die den Landsleuten galten und sich sukzessiv herausschälten. Ihm komme es an auf »die Belebung des Lokalen, die Poetisierung des Geschehenen, so daß (ganz wie es am Rhein, in der Schweiz, in Schottland und an vielen Orten ist) in Zukunft jeder Märker, wenn er einen märkischen Orts- oder Geschlechtsnamen hört, sofort ein bestimmtes Bild mit diesem Namen verknüpft, was jetzt gar nicht oder doch nur in einer prosaisch-häßlichen Weise der Fall ist.«[19] Durch wen und auf welche Weise immer – die allgemeine Aneignung des Märkischen, das Fontane hochhob, war der Endzweck, den er verfolgte. Seine Voraussetzung war, daß dieses Märkische im wesentlichen zusammenfiel mit dem autochthon Preußischen. Das wurde jetzt im angestammten Boden und in den Gemütern aufgesucht, verankert und konsolidiert von demselben Manne, der 1848 dem »jetzigen Preußen« den Untergang verheißen und gefragt hatte: »Was gilt dem Schlesier die Schlacht bei Fehrbellin, was gilt ihm selbst der Siebenjährige Krieg mit seinem zweifelhaften Recht? Was gelten dem Sachsen, dem Rheinländer unsere Siege bei Dennewitz und Großbeeren? Sie fochten auf feindlicher Seite, als wir den Tempel unseres Ruhms mit Trophäen schmückten.«[20]

Man muß die Inszenierung des Vorworts, die Fontane sehr viel später zwar bekräftigte[21], für die aber keine gesicherte Quelle vorhanden ist, nicht unbedingt für bare Münze nehmen. Das hochgradig Artistische, das die Parallelführung der schottischen und der märkischen Begebenheit auszeichnet, gibt eher Grund zur Skepsis. Während der Drucklegung von *Jenseit des Tweed* hatte Fontane zwar erklärt, jener Reisetag sei einer der schönsten für ihn gewesen.[22] Doch begnügte er sich damit, in das Kapitel *Lochleven Castle*, auf das er deshalb besonderen Wert legte, kurzgefaßt die Erinnerung an eine traumhaft glückliche Stimmung einzublenden, von der es heißt: »wir denken nichts Bestimmtes, wir fühlen nichts Bestimmtes«[23], um sogleich wieder in den nüchternen Bericht einzulenken. Ernst und wortwörtlich zu nehmen ist das schottisch-märkische Vorspiel jedoch unter allen Umständen. Denn darauf gestützt, versieht der Autor sich und sein Werk mit den höheren Weihen der Kunst und des Preußisch-Patriotischen. Aber auch damit noch nicht genug. Die Entdeckung und Behauptung der Ebenbürtigkeit der brandenburgisch-preußischen Geschichtslandschaft mit der englisch-schottischen kam einem Geniestreich gleich. Der Maßstab ist eben alles, wie Fontane gelegentlich feststellte. Indem er dem Hohenzollernstaat – übrigens auch ausdrücklich und zumindest seit der friderizianischen Ära nicht zu Unrecht – eine »Großgeschichte«[24] europäischen Formats zuschrieb, enthob er die preußische Zentralprovinz dem innerdeutschen, d. h. partikularstaatlichen Rahmen und entzog sich damit von vornherein dem naheliegenden Einwand des Pro-

vinziellen, wenn nicht gar des Provinzialismus, den er selber gegen Storm vorgebracht hatte.[25] Ob den derart avisierten ehrgeizigen Ansprüchen nachher im einzelnen immer Genüge geschehen ist, steht freilich dahin.

Zugleich entzog er auf diesem Wege die Mark, die er den Landsleuten und dem Reisenden zu erschließen gedachte, einem Vergleich mit dem bevorzugten »malerischen und romantischen Deutschland«, dem sie beim besten Willen nicht gewachsen war. Das Bild, das zumal der Landfremde von ihr hatte, war immer noch von Sand, Sumpf und Kiefernwäldern geprägt, die man gut tat auf der Durchreise rasch hinter sich zu bringen. Die folgende Äußerung steht für viele:

»Wenn ein Wanderer aus dem Norden [...] die Gaue der alten Sorben und Wenden betritt und dann seine Wanderung nach Süden fortsetzt, so findet er nichts als eintönige Flächen und traurige Sandhügel, keinen Eichenwald, keine Trümmer einer Vorzeit, und er wandert betrübten Herzens weiter und weiter, hofft und harrt auf eine schönere, reizendere Natur und findet sich lange noch getäuscht. Ist dies das Land des kräftigen Stammes der Germanen? fragt er sich dann. Sind hier auf diesen Sandflächen des Großen Friedrich Helden, sind hier die Männer geboren, die so kühn das Banner gegen den Welteroberer erhoben, so mutig für König und Vaterland fochten? Bedarf es denn keiner erhabenen Natur, um Menschen zu bilden, die groß und erhaben sind? So fragt er sich, und nur die Hoffnung tröstet ihn noch, an den Ufern der Elbe das Land voller wunderbarer Schönheit zu finden, er ergreift von neuem seinen Wanderstab und eilt dem schönen Sachsenland zu.«[26]

Diese Mißfallensbekundung ist älteren Datums, sie lag, als Fontanes erste *Wanderungen* erschienen, bereits zwei Jahrzehnte zurück, war jedoch trotz der gegenteiligen Beteuerungen, die er mehrfach vorbrachte, nicht wirklich überholt.[27] (Rückblickend räumte er das auch ein.) Sie entstammt dem repräsentativen Monumentalwerk *Das malerische und romantische Deutschland*, das der Leipziger Verleger Georg Wigand unter Beteiligung namhafter Schriftsteller und erprobter Zeichner, welche die Vorlagen für die obligatorischen Stahlstiche lieferten, Ende der 1830er Jahre herausbrachte. Die 10 Sektionen waren Gebieten gewidmet, die ein Hoch- oder wenigstens Mindestmaß an landschaftlichen, geschichtlichen, volkskundlichen Attraktionen aufzubieten hatten. Größtenteils führten die Einzelbände auch schon die Bezeichnung *Wanderungen*, was den konventionellen Charakter bezeugt, den diese Titelgebung lange vor Fontane angenommen hatte. Wanderungen durch den Harz, das Riesengebirge, Tirol und Steiermark oder die Sächsische Schweiz wetteiferten mit ebensolchen durch Schwaben oder Thüringen. Der Rhein und die Donau, die Nord- und Ostsee fehlten nicht.

Die selbstbewußte und selbstkritische Abwägung der eigenen Vorzüge im Vergleich mit den übrigen – die auf Schottland bezogen bei Fontane wiederkehrt – ist in den Einleitungen stehendes Inventar. Schwaben und die Rheinlande erfreuen sich der überschwänglichsten Anerkennung, während das Lob Thüringens zu Lasten des »platten Landes« geht. »Manche Quadratmeile Thüringer Boden ist mehr wert, ist denkwürdiger als die ganze Mark Brandenburg samt Pommerland.«[28] Die Mark wurde dem malerischen und romantischen Deutschland nicht zugerechnet und von Wigand nicht berücksichtigt. Sie teilte dieses Schicksal mit Westfalen, einer anderen preußischen Provinz. Hier und dort fiel die Reaktion auf diese Nichtachtung, die ähnliche Gründe hatte, indes ganz verschieden aus. Ferdinand Freiligrath und Levin Schücking stellten, unterstützt von keiner Geringeren als Annette von Droste-Hülshoff, um 1841 dem Wigandschen Sammelwerk einen eigenen Band über *Das malerische und romantische Westphalen* an die Seite und entgegen. Dergleichen hatte Brandenburg nicht aufzuweisen; es blieb Fontane vorbehalten, das Renommee der preußischen Kernprovinz auf dieselbe Stufe zu heben – nicht ohne mit seinem Vorwort den Rechtfertigungszwang zu überbieten, dem mehr als jeder andere der Schilderer der Mark unterlag. Der machte sich die eingebürgerte »Redeform des ›Malerischen‹«[29] zu eigen, um sie auf das »verspottete Sumpf- und Sandland«[30] anzuwenden, und glich seine Landschaftsdarstellungen den Konventionen an, die ihm aus der englischen Reiseliteratur und der Malerei geläufig waren.[31]

Ob er die besagten Bücher kannte, ist ungewiß. Man wird aber an sie erinnert, wenn er 1859 kurz vor den ersten Fahrten in die Mark einer »historisch-romantischen Reiseliteratur« das Wort redet, die in England blühe, in Deutschland jedoch zu schwach vertreten sei und der spezielleren Heimat fast ganz fehle. »Nicht bloß der Rhein, so meinen wir, oder andere bevorzugte Flußufer haben Anspruch darauf, sondern jeder Fleck Erde ist eine Heimat vieler Tausende, und jede Quadratmeile märkischen Sandes hat ebensogut ihre Geschichte wie das Main- und Neckarland, nur erzählt, nur gefunden muß sie werden. Es fehlt östlich der Elbe noch durchaus die Wünschelrute, die den Boden berührt und die Gestalten erstehen macht.«[32]

Er befand sich also mit seinem Projekt, auf das diese Bemerkungen abzielen, gehörig im Nachtrab. Das gilt auch gegenüber der bildenden Kunst. Die Vedutenmaler und Landschafter, unter denen Karl Blechen und Eduard Gärtner hervorragen, hatten ihr Feld schon lange über die Haupt- und Residenzstädte Berlin und Potsdam hinaus erweitert, die sie mit Vorliebe darzustellen pflegten. Ende der fünfziger Jahre, als Fontane mit den ersten *Wanderungs*-Aufsätzen auf den Plan trat, kam gerade eine Sammlung von Ansichten heraus, die sich *Brandenburgisches Album* nannte und in 60 Stahlstichen

ihrerseits die »Städte, Architecturen und Denkmäler«[33] des Landes vor Augen führte. So wie Fontane auf die Illustration mit lokalen Sehenswürdigkeiten verzichtete, verzichtete sie auf einen Begleittext. Sie enthielt aber ein vollständiges Subskribentenverzeichnis, welches das Interesse zu erkennen gibt, das der Mark und ihren Örtlichkeiten nunmehr entgegengebracht wurde. Die Liste umfaßt an die sechshundert Personen, an der Spitze die Königin von Preußen und sechs weitere königliche Hoheiten, denen eine Vielzahl von Militärs und Beamten, Unternehmern und Kaufleuten bis hin zum Handwerksmeister folgten. Die verteilten sich wie zu erwarten meist auf die märkischen Haupt- und Provinzstädte, lebten aber vereinzelt auch in Dresden, Hamburg, München, und die eine oder andere Bestellung stammte sogar aus London, St. Petersburg, Stockholm und Rotterdam.

Vergleichsweise spät, wie Fontane mit seinen *Wanderungen* herauskam, kamen sie zur rechten Zeit. Das Gespür, das er dafür bewies, gehört auch zu den schriftstellerischen Fähigkeiten. Kaum daß der Band erschienen war, konnte er berichten, die *Wanderungen* seien jetzt »bei Adel und Offiziercorps fashionable«[34], sie würden vielfach und mit Anerkennung bei Hofe gelesen[35], und die Königin-Witwe lasse sich jeden Abend daraus vorlesen.[36] Nach weiteren zwei Jahren lautete sein Fazit: »Man darf sagen, Mark Brandenburg ist Mode geworden«[37], und 1865 geht er aus von »der erwachten Neigung, die engere Heimat, das Land zwischen Elbe und Oder, historisch und landschaftlich kennenzulernen.«[38]

Fontanes eigener Beitrag zu diesem Wandel kann schwerlich ermessen werden. Ihm war völlig klar, daß er die Priorität nicht für sich in Anspruch nehmen konnte. Er resumierte vielmehr: »Mark Brandenburg, jahrhundertelang das Aschenputtel unter den Töchtern des Reichs, ist, seitdem Willibald Alexis die Bahn brach, von Dichtern und Künstlern viel umworben worden, und ›Märkische Landschaften‹ haben seit zwanzig Jahren begonnen, einen ebenso unerläßlichen Bestandteil unserer Kunstausstellungen zu bilden, wie ›Märkische Romane‹ eine vielfach bevorzugte Abteilung unserer Bibliotheken und ihrer Kataloge geworden sind.«[39] In jüngster Zeit erschienen zudem einige äußerst detaillierte territorialgeschichtliche und topographische Gesamtdarstellungen[40], die er mitunter nachschlug. Im einzelnen durfte er sich nichtsdestoweniger zugute halten, daß er dennoch oftmals Dinge herausfand, die vor ihm noch niemand wahrgenommen oder bekanntgemacht hatte. »[…] als das Buch halb fertig war, fing ich an, unter Beibehaltung leichter, feuilletonistischer Form mich in meine Aufgabe zu vertiefen und so sind schließlich verschiedne Arbeiten entstanden, *die absolut Neues bringen* und in ihrem Kern weit über das blos Unterhaltliche hinausgehend, unsre Spezial-Geschichte in der That bereichern. Diese Arbeiten sind das Beste was über

die betreffenden Dinge und Personen existirt, weil eben nichts existirt als das was ich darüber gesagt habe.«[41] Er bestand darauf, daß er »recht eigentlich auf Entdeckungsreisen ausgehe.«[42] Im großen Ganzen aber fand er keine tabula rasa, keinen weißen Fleck vor und wies deshalb entschieden, obschon mit geteilten Gefühlen den gut gemeinten Ehrentitel des Entdeckers der Mark von sich, den man ihm öffentlich beilegte.[43]

Fontane war nicht der literarische Entdecker der Mark. Aber die Mark war seine Entdeckung, die er im Ganzen und im Einzelnen Schritt für Schritt recherchierte, sich selber und den Lesern und Reisenden verfügbar machte und ihnen zum Nachvollzug unterbreitete. Nicht in der Priorität – in der Originalität, auf die er sich etwas zugute hielt, und die (hinsichtlich der Gegenstände und der Herangehensweise) das Erstmalige einschließt, liegt die Einzigartigkeit seiner *Wanderungen* begründet.[44] Während seiner ersten Italienreise verdeutlichte er diese schriftstellerische Eigenart seinem Chefredakteur von der *Vossischen Zeitung*, der mit Reiseberichten seines Mitarbeiters gerechnet haben mochte. In einem Brief aus Rom vom 22. Oktober 1874 vermeldete er:

»Eine mehrtägige Krankheit abgerechnet sowie den Umstand, daß ich, um eine auf drei Wochen gemietete Wohnung nach achtzehn Stunden wieder los zu werden, die ganze Miete mit hundertundfünfzig Franken auf ein Brett zahlen mußte – ich sage, diese zwei Fatalitäten abgerechnet, ist es mir gut ergangen. Nur *schreiben* kann ich über nichts! Es widersteht mir von Grund aus, hundertfältig Gesagtes noch einmal zu sagen. Man muß diese Sachen *kennen*, aber man muß es aufgeben, sich darüber vor versammeltem Volk vernehmen lassen zu wollen.«

Und nun verstieg er sich zu einer Ungeheuerlichkeit. »Nach dieser Seite hin war eine kleine Fahrt, die ich vier Wochen vor meiner Reise von Cöpenick nach Teupitz spreeaufwärts machte, unendlich ergiebiger als Venedig, Florenz und Rom zusammengenommen.«[45] Was Fontane dieser Flußfahrt abgewonnen hat, ist unter der Überschrift *An Bord der Sphinx* im Wanderungsband über das Spreeland nachzulesen; man kann darin mit dem Herausgeber »eines der schönsten und lebendigsten Kapitel des gesamten ›Wanderungen‹-Zyklus«[46] erblicken.

Der Ehrgeiz, von dem sich Fontane bei seinem brandenburgischen Großprojekt leiten ließ, war bis zuletzt ein literarischer, der sich auf die Auswahl der Gegenstände, die er für darstellungswürdig hielt, ebenso erstreckte wie auf die Art ihrer Behandlung. Lesbarkeit, ohne die alle Mühe verloren war, hieß seine Devise. Im Gegensatz zu den ortskundigen Verfassern kleinerer lokalgeschichtlicher Arbeiten, die er sehr wohl zu schätzen wußte, konnten ihn die märkischen Spezialhistoriker in dieser Hinsicht ganz und gar nicht zufrieden stellen. Ohne sich um ihre anders gelagerten Forschungszwecke zu

kümmern, gab er sich ein ums andere Mal seiner Empörung hin: »Wo findet man nun aber Belehrung über *Beeskow-Storkow*!«, fragte er sich beispielsweise. »Berghaus, ein erbärmliches Buch, läßt mich, wie immer, im Stich; man kann sagen, er hat 2000 Seiten mit Stoff gefüllt, der in Akten aber nicht in Bücher gehört; alles todt und ledern. Die Weltgeschichte vom Registrator-Standpunkt aus angesehn.«[47]

Bei den Erschließungsarbeiten, die der Darstellung vorangingen, war seine Richtschnur die Anschauung, die Autopsie. Um sie in die Tat umzusetzen, um die Dinge an Ort und Stelle in Augenschein zu nehmen und mit seinen Auskunftspersonen und Gewährsleuten, den Pastoren und Schullehrern vor allem und nicht zuletzt den junkerlichen Guts- und Schloßherren ins Gespräch zu kommen, gelangte er wie von selbst zu einer neuartigen Reiseform, die sich als eine angemessene und moderne erweisen sollte. Der mangelnde Komfort in seinem vom Verkehr der Vergnügungs- und Bildungsreisenden unberührten Lande, auf den er vorsorglich hinwies, bildete nicht den Hauptunterschied zwischen einem »Reisen in der Mark«[48], wie er es praktizierte und offerierte, und den »großen Touren«[49], die auf diesem Gebiet das Übliche und ihm von Schottland her Vertraute waren. »Es ist eine Unsitte, die, wie überall, so auch in Schottland herrscht, dem Reisenden gleichsam eine bestimmte Reiseroute, eine bestimmte Reihe von Sehenswürdigkeiten aufzudrängen. Irgendeine Eisenbahn- oder Dampfschiffahrt-Kompagnie findet es für gut, *diesen See, diesen Berg, diese Insel* als das Schönste und Sehenswerteste festzusetzen; regelmäßige Fahrten werden eingerichtet, bequeme Hotels wachsen wie Pilze aus der Erde, Stellwagen und Postillone, Bootsführer und Dudelsackpfeifer, alles tritt in den Dienst der Gesellschaft, und der Reisende, der ein Mensch ist und in möglichst kurzer Zeit mit möglichst wenig Geld das Möglichste sehen möchte, überläßt sich wie ein Gepäckstück diesen Entrepreneurs und bringt sich damit um den vielleicht höchsten Reiz des Reisens, um den Reiz, *das Besondere, das Verborgene, das Unalltägliche* gesehen zu haben.«[50]

Die Reiseländer verfügten allerdings auch schon vor dem organisierten Tourismus, gegen den sich Fontane in seinem Schottlandbuch wandte, über sozusagen kanonische Sehens- und Denkwürdigkeiten, die in einem Zuge aufgesucht und abgearbeitet oder in der Wiedergabe zumindest demgemäß arrangiert werden konnten. Diesem Muster, das sich nachgerade von selbst verstand und auch im *Malerischen und romantischen Deutschland* vorherrschte, trug Fontane durchaus noch Rechnung, als er dem Verleger von *Jenseit des Tweed* versicherte: »Kein einziger Sprung, keine einzige Lücke ist da; es ist ein völliger Kreislauf, von Edinburg, an der *Ost*küste hin, bis Inverneß und von Inverneß aus, an der Westküste entlang, zurück nach Edinburg.«[51] Seine

märkischen Fahrten hingegen schlossen sich zu keiner Rundreise zusammen, nur ausnahmsweise und über kürzere Distanz folgten sie bisweilen einem Flußlauf, und sie legten auch keine Routen quer durch das Land, in dem er kaum eine Handvoll Örtlichkeiten vorfand, die über ein »Vorweg-Interesse« [52]verfügten. An die Stelle dieser gewohnten, von Station zu Station führenden, ganze Regionen erschließenden und dem Berichterstatter die geeignete Struktur vorgebenden Großformen trat bei Fontane die Vielzahl radialer Kurzreisen, Abstecher oder Ausflüge, die fast jedesmal von Berlin ausgingen, das als der Ausgangspunkt insofern mittelbar und nicht immer stillschweigend vorhanden war, obwohl die Stadt ähnlich wie Potsdam in die eigentliche Darstellung nur selten einbezogen wurde. Fontane brachte es auf weit über hundert derartige Kurz- und Nahreisen, die eine um die andere je nach dem Arbeitsvorhaben, das anhängig war, in die Wege geleitet wurden.

Fontanes Fahrten teilten mit den Kapiteln, zu denen sie dienten, die relative Selbständigkeit, die aufs beste den Praktiken des Berliner Haupt- und Großstädters entsprach, der in wachsendem Maße die Erholungsmöglichkeiten der näheren und weiteren Umgebung wahrnahm und ihre touristischen Anziehungspunkte aufsuchte. Diese Übereinstimmung zählt zu den Voraussetzungen der Lebenskraft, welche die *Wanderungen* heute mehr denn je an den Tag legen, obwohl die Aussichten sehr andere sind als 1864, wo der Autor mit der Verheißung lockte: »Du wirst Entdeckungen machen, denn überall, wohin Du kommst, wirst Du, vom Touristen-Standpunkt aus, eintreten wie in ›jungfräuliches Land‹.«[53]

Es war keine Spiegelfechterei, daß er die mangelnde Planmäßigkeit, die auf der Hand lag und mit dem Mangel an kanonischen Reisezielen zusammenhing, von vornherein zum Vorzug erklärte: » […] das immerhin Umfangreiche, das ich in nachstehendem biete«, sagt das erste Vorwort, »ist auf wenig Meilen eingesammelt: am Ruppiner See und vor den Thoren Berlins. Und sorglos hab' ich es gesammelt, nicht wie einer, der mit der Sichel zur Erndte geht, sondern wie ein Spaziergänger, der einzelne Aehren aus dem reichen Felde zieht. Es ist ein Buntes, Mannigfaches, das ich zusammengestellt habe: Landschaftliches und Historisches, Sitten- und Charakterschilderung, – und verschieden wie die Dinge, so verschieden ist auch die Behandlung, die sie gefunden.«[54] Ihr Abwechslungsreichtum konnte in der Tat dazu beitragen, die *Wanderungen* einem Leser zu empfehlen, der nicht vom Fach war, der gleich im zweiten Vorwort mit »Lieber Freund«[55] und dem vertraulichen Du angesprochen wurde und sich durch das Wir, das der Wanderer in vielen Kapiteln verwendet, auf dessen Erkundungen mitgenommen sah.

Dessen unbeschadet ergaben sich im Verlauf auch Verschiedenheiten grundsätzlicher Natur. Fontane wechselte zwischen einer feuilletonistischen

und einer zur historischen Abhandlung neigenden Anlage. Im Rückblick favorisierte er die »Reisefeuilletons«[56]. Er besann sich damit auf die innewohnende lebendige Vergegenwärtigung, die das Hauptpotential seiner Texte zur Überführung des entdeckten Reichtums in die bezweckte Aneignung war. Dieses Vergegenwärtigungsbestreben ging in Einzelfällen so weit, daß er mit eigenen Auffassungen in die Diskussion umstrittener Erscheinungen von geschichtspolitischer Aktualität eingriff. Das eine Mal verfaßte er eine Apologie des Generals Friedrich August Ludwig von der Marwitz auf Schloß Friedersdorf am Rande des Oderbruchs, der eine Gallionsfigur der hochkonservativen junkerlichen Kreuzzeitungspartei war. Ein andermal vertiefte er sich in den Hochverratsprozeß gegen den Kronprinzen Friedrich, aus dem dann der Große wurde, und dessen Fluchthelfer, den Leutnant Katte. Im Streit um die Rechtmäßigkeit des Machtspruchs, mit dem der Soldatenkönig Friedrich Wilhelm I. entgegen dem Gerichtsurteil über Katte den Tod verhängte, nahm Fontane die Partei des Monarchen.[57]

Das Brandenburgische der *Wanderungen* wird vom Preußischen durchdrungen und überwölbt. In Gestalt der Hohenzollernmonarchie macht es sich bis in die geographischen Konturen hinein geltend und bestätigt handgreiflich den Grundsatz, der auf Fontanes märkische Arbeiten überhaupt anzuwenden bleibt: »Räume – Regionen, Provinzen, Heimaten allzumal – werden nicht literarisch *dargestellt*, sondern *konstituiert*.«[58] Im Ergebnis wäre dann zutreffender davon zu sprechen, wie Fontane – mehr als die Mark Brandenburg – seine Mark Brandenburg entdeckte.[59] Der Umkreis, in dem sich der Wanderer von Berlin aus bewegt, überschreitet nämlich in allen Himmelsrichtungen kaum die hundert Kilometer. Die linkselbische Altmark, rechts der Elbe die Prignitz, im Nordosten die Uckermark und jenseits der Oder die ausgedehnte, heute polnische Neumark bleiben weitestgehend unberücksichtigt. Das heißt, Fontanes Brandenburg deckt sich im wesentlichen mit der Mittelmark. Dafür lassen sich praktische Gründe heranziehen; die entfernteren Landesteile konnten mit den Kurz- und Nahreisen, auf die er angewiesen war, schwer erreicht werden. Den Ausschlag dürfte aber die historische Geographie gegeben haben. Fontane erblickte in der Mittelmark »das Kernstück der Monarchie«[60].

Anmerkungen

1 Vgl. Peter Wruck: *Welches Preußen? Fontanes Auseinandersetzung mit seinem Liebling Friedrich August Ludwig von der Marwitz.* In: *Berliner Lesezeichen* 9, H. 6/7 (Juni/Juli 2001). S. 46–55.

2 Theodor Fontane: *GBA Tage- und Reisetagebücher.* Bd. 1. *Tagebücher 1852. 1855–1858*, S. 161.

3 Zunächst vermerkte er nicht ohne Genugtuung, daß er »nun mal auf das ›märkische Wandrerthum‹ eingeschworen« war, »die Stelle, wo mein Rühmchen tanzt.« An Wilhelm Hertz, 8. September 1879. In: Theodor Fontane: *Briefe an Wilhelm und Hans Hertz 1859–1898.* Hrsg. von Kurt Schreinert und Gerhard Hay. Stuttgart 1972, S. 221. Nachdem er 1881 mit dem vierten Band die Reihe der *Wanderungen* abgeschlossen, die Arbeiten daran aber keineswegs stillgelegt hatte und enttäuscht mit dem Echo auf *Schach von Wuthenow* rang, schlug er andere Töne an. Er legte der deutschen Presse zur Last, beständig »einen bestimmten Schriftsteller an eine bestimmte Stelle festnageln zu wollen. Es ist das Bequemste. *Mein* Metier besteht darin, bis in alle Ewigkeit hinein, ›märkische Wanderungen‹ zu schreiben. Alles andre wird nur gnädig mit in den Kauf genommen.« An Wilhelm Friedrich, 19. Januar 1883. In: Theodor Fontane: *Briefe Bd. 3. 1879–1889.* München 1998, S. 230.

4 An Hermann Hauff, 18. Mai 1847. In: Fontane: *Briefe*, wie Anm. 3, Bd. 1, 1833–1860, S. 34.

5 Fontane bot an, seine Gedichtsammlung, für die er einen Verleger suchte, um passende Texte zu erweitern. Sie »würden den ›Männern und Helden‹ ähnlich sehen wie ein Ei dem andern …« An Paul Heyse, 21. Juni 1850. Ebd., S. 123.

6 An Friedrich Witte, 3. Oktober 1853. In: *Fontanes Briefe in zwei Bänden.* Ausgew. u. erl. von Gotthard Erler. Bd. 1. 3. Aufl. Berlin u. Weimar 1989, S. 135 (Bibliothek deutscher Klassiker).

7 Theodor Fontane: *GBA Tage- und Reisetagebücher*, wie Anm. 2, S. 251.

8 An Wilhelm von Merckel, 20. September 1858. In: *Die Fontanes und die Merckels. Ein Familienbriefwechsel 1850–1870.* Hrsg. Von Gotthard Erler. Bd. 2. 18. März 1858–15. Juli 1870, S. 120.

9 Theodor Fontane: *Geschichten aus Mark Brandenburg.* In: *GBA Wanderungen durch die Mark Brandenburg.* Bd. 7. *Das Ländchen Friesack und die Bredows*, S. 39.

10 An Theodor Storm, [Mitte Juli 1860]. In: Fontane: *Briefe*, wie Anm. 4, S. 711. Bisher wurde hier eine Bezugnahme auf die Anfänge von *Vor dem Sturm* angenommen.

11 Henrik Karge: *Theodor Fontane und Karl Schnaase. Ein neugefundenes Gutachten beleuchtet die Anfänge der Wanderungen durch die Mark Brandenburg.* In: Fbl H. 67 (1999), S. 10–34.

12 Theodor Fontane: *Jenseit des Tweed.* In: NFA Bd. XVII. *Aus England und Schottland.* S. 285. Hinreißenden Ausdruck fand seine Verbundenheit in dem Gedicht *Havelland*, das statt eines Vorworts dem gleichnamigen Band der Wanderungen vorangestellt ist.

13 Ebd.

14 Ebd. ist ein Passus eingefügt, den man als Reverenz an die *Kreuzzeitung* und deren Trägerschaft verstehen kann. (Fontanes Text war das erste der vier dort vorabgedruckten Kapitel.) »Entlang an den Ufern des Flusses [...] hatten (und haben noch) jene alten Familien ihre Sitze, die, von den Tagen der Quitzows an, mehr auf Charakter als auf Talent hielten und deren Zähigkeit und Selbstgefühl, die doch nur die Typen unseres eigenen Wesens sind, wir uns endlich gewöhnen sollten mehr mit Respekt als mit Eifersucht anzusehn.«

15 Theodor Fontane: *Wanderungen durch die Mark Brandenburg.* Berlin 1862, S. VI f. Die Erstfassung wird zitiert wegen der späteren Veränderungen. Vgl. Peter Wruck: *Stichproben die Editionen und den Status der Fontaneschen Wanderungen durch die Mark Brandenburg betreffend.* In: *Berliner Hefte zur Geschichte des literarischen Lebens* 2 (1998), S. 95–101. Zu einer unerwarteten Erklärung der »Fata Morgana« aus den Örtlichkeiten am Loch Leven gelangen Elisabeth und Helmuth Nürnberger: *»Ein Schloß stieg auf ...« Kinross House – eine visuelle Anregung für Fontanes Rheinsberg-Erlebnis am Leven-See?* In: FBl. 59 (1995), S. 90–101.

16 Theodor Fontane wie Anm. 15, S. VIII.

17 An Wilhelm Hertz, 22. Februar 1861. In: Theodor Fontane: *Briefe an Wilhelm und Hans Hertz,* wie Anm. 3, S. 27.

18 An Wilhelm Hertz, 31. Oktober 1861. Ebd., S. 52

19 An Ernst von Pfuel, 18. Januar 1864. In: Theodor Fontane: *Briefe,* wie Anm. 3, Bd. 2., S. 115.

20 Theodor Fontane: *Preussens Zukunft.* In: NFA Bd. XIX. *Politik und Geschichte,* S. 46.

21 So gegenüber Mathilde von Rohr am 16. Mai 1888. In: *Briefe,* wie Anm. 3, Bd. 3, S. 604 f.

22 An Julius Springer, 13. Mai 1860. In: Theodor Fontane: *Briefe,* wie Anm. 3, Bd. 1, S. 704.

23 Theodor Fontane: *Lochleven-Castle.* In: NFA XVII, wie Anm. 12, S. 419.

24 Theodor Fontane: GBA, wie Anm. 9, Zweiter Teil. *Das Oderland,* S. 299.

25 Aus seiner Londoner Befindlichkeit heraus erklärte er: »Ich bin nicht zufrieden hier mit meinem Leben und wünschte tausenderlei anders, *das* aber segne ich und stimmt mich zum herzlichsten Dank gegen mein Geschick, daß ich aus *dem* heraus bin, was ich mit einem Wort das ›Theodor Stormsche‹ nennen möchte, aus dem Wahn, daß Husum oder Heiligenstadt oder meiner Großmutter alter Uhrkasten die Welt sei.« An Wilhelm von Merckel, 20. September 1858. In: *Die Fontanes und die Merckels,* wie Anm. 8, S. 125.

26 A. Tromlitz (d.i. Karl August Friedrich von Witzleben): *Romantische Wanderung durch die Sächsische Schweiz.* Zitiert nach der Neuausgabe von *Das male-*

rische und romantische Deutschland im Verlag Lothar Borowsky, München o. J. (dort unter dem Titel *Sächsische Schweiz*), S. 5.

27 So begann er schon den Entwurf zu einem Verlagsprospekt vom November 1861 mit der Behauptung: »Die Vorstellung daß die Marken nur Sand und Sumpf, nur Boden-Armuth und landschaftliche Dürftigkeit seien, ist längst zu Grabe getragen; aber noch immer fehlt es an einer Schätzung, die der Sache selbst gerecht würde.« In: Theodor Fontane: *Briefe an Wilhelm und Hans Hertz*, wie Anm. 3, S. 421 f. Die altgewohnten Voreingenommenheiten mochten aus der internen berlin-brandenburgischen Sicht erledigt erscheinen, ihre Virulenz ergibt sich jedoch aus der Anwaltshaltung, welche die Fürsprecher so beharrlich einnehmen, daß sie sich zum Topos verfestigt. Ein Indiz ist der Artikel *Brandenburg (Provinz)* in der *Allgemeinen deutschen Real-Encyklopädie für die gebildeten Stände. Conversations-Lexikon.* Elfte, umgearbeitete, verbesserte und vermehrte Auflage. Leipzig: F.A. Brockhaus 1864. Bd. 3, S. 598: »Die Provinz B. […] liegt strichweise sehr niedrig […] Indessen ist die Oberfläche keineswegs eine völlige Ebene, vielmehr großentheils ein welliges Flachland, das hier in tiefgesenkten, breiten Flußthälern, dort in Höhenzügen oder Hügelgruppen in Verbindung mit zahlreichen Flußadern und Seespiegeln, ausgedehnten Waldungen, Wiesengründen und Getreidefluren weit mehr Abwechslung darbietet, als der süd- und mitteldeutsche Spötter sich träumen läßt, welcher sich unter der von alters her als ›Sandbüchse des Heiligen Römischen Reichs‹ verrufenen Mark eine wagerechte Sandwüste vorstellt. Nur einzelne Landstriche haben diesen Charakter und gehören allerdings zu den traurigsten Deutschlands.«

28 Friedrich Gottlieb Wetzel im Vorwort zu Ludwig Bechstein: *Wanderungen durch Thüringen.* (Unter dem Titel *Thüringen*, wie Anm. 26), S. 5.

29 Wulf Wülfing: *Reiseliteratur und Realitäten im Vormärz. Vorüberlegungen zu Schemata und Wirklichkeitsfindung im frühen 19. Jahrhundert.* In: *Reise und soziale Realität am Ende des 18. Jahrhunderts.* Hrsg. von Wolfgang Griep und Hans-Wolf Jäger. Heidelberg 1983, S. 389.

30 Theodor Fontane: GBA wie Anm. 9, Zweiter Teil. *Das Oderland*, S. 44 Anm.

31 Diesen Nachweis führte Hubertus Fischer in seiner subtilen Untersuchung *Märkische Bilder. Ein Versuch über Fontanes Wanderungen durch die Mark Brandenburg, ihre Bilder und ihre Bildlichkeit.* In: FBl. 60 (1995), S. 117–142.

32 Theodor Fontane: *Die Ostsee und ihre Küstenländer. Geschildert von Anton von Etzel.* In: GBA, wie Anm. 9, Bd. 7. *Das Ländchen Friesack und die Bredows*, S. 312. Die Bildlichkeit am Schluß des *Malerischen und romantischen Westfalen* ähnelt auffällig derjenigen in den verschiedenen frühen Äußerungen Fontanes. »Wir stehen am Ende unsrer Wanderung; die Wünschelrute in meiner Hand, die von der alten Domstadt Minden, wo ich als neuer Führer mich euch stellte, bis hierhin, über die eigentlichen Marken des Vaterlandes hinaus, auf

so manchen frischsprudelnden Quell eines poetischen Elements wies. Ich würde den Zauberstab sonst [...] auf eure Brust richten, um zu sehen, ober auch dort jetzt auf einen Born wiese – auf den Born des Heimathgefühls und der Heimatliebe, den ich gestrebt habe, zu frischem Aufsprudeln zu wecken.« FERDINAND FREILIGRATH und LEVIN SCHÜCKING: *Das malerische und romantische Westphalen.* Barmen und Leipzig 1841, S. 236

33 *Brandenburgisches Album. Eine Sammlung in Stahlstich ausgeführter Ansichten der Städte, Architecturen und Denkmäler.* Hamburg o. J. Reprint der Originalausgabe 1860, Leipzig 1985.

34 An Wilhelm Hertz, Sylvester 1861. In: THEODOR FONTANE: *Briefe an Wilhelm und Hans Hertz,* wie Anm. 3, S. 68.

35 An denselben, 3. Januar 1862. Ebd., S. 69.

36 An denselben, 7. Februar 1862. Ebd., S. 70.

37 THEODOR FONTANE: *Zwischen Sumpf und Sand. Vaterländische Dichtungen von Geoge Hesekiel.* In: GBA, wie Anm. 9, Bd. 7. *Das Ländchen Friesack und die Bredows,* S. 317.

38 THEODOR FONTANE: *In die märkische Schweiz.* In: NFA Bd. XVIII. *Unterwegs und wieder daheim,* S. 613.

39 THEODOR FONTANE, wie Anm. 37.

40 HEINRICH BERGHAUS: *Landbuch der Mark Brandenburg und des Markgrafthums Nieder-Lausitz in der Mitte des 19. Jahrhunderts; oder geographisch-historisch-statistische Beschreibung der Provinz Brandenburg.* Bd. 1–3. Brandenburg 1854–1856; E. FIDICIN: *Die Territorien der Mark Brandenburg oder Geschichte der einzelnen Kreise, Städte, Rittergüter, Stiftungen und Dörfer in derselben, als Fortsetzung des Landbuchs Kaiser Karl's IV. bearbeitet.* Bd. 1–4. Berlin 1857–1864; W(ILHELM) RIEHL und J(UST) SCHEU: *Berlin und die Mark Brandenburg mit dem Markgrafthum Nieder-Lausitz in ihrer Geschichte und in ihrem gegenwärtigen Bestande.* Berlin 1861.

41 An Wilhelm Hertz, [24. November 1861]. In: THEODOR FONTANE: *Briefe an Wilhelm und Hans Hertz,* wie Anm. 3, S. 60.

42 An denselben, 14. Dezember 1869. Ebd., S. 138.

43 Zu diesem Zweck traf er sogar Anstalten für einen Aufsatz. »Er lautet: Die Mark Brandenburg und ihre Darstellung in Lied, Drama und Novelle und läuft darauf hinaus, den Unsinn bloßzustellen, als ob ich so zu sagen die Mark literarisch erst entdeckt hätte.« An Eduard Engel, 7. Dezember 1882. In: CHARLOTTE JOLLES: *»Dutzende von Briefen hat Fontane mir geschrieben . . .« Neuentdeckte Briefe Fontanes an Eduard Engel.* In: *Jahrbuch der Deutschen Schillergesellschaft* 28 (1984), S. 32 f. »Literarisch« meint hier auf künstlerischem Gebiet, nicht auf dem publizistischen der *Wanderungen.* Die Vorarbeiten sind abgedruckt in: GBA, wie Anm. 7, Bd. 7. *Das Ländchen Friesack und die Bredows,* S. 128–136.

44 »Meine ›Wanderungen‹ haben den einen großen Vorzug, als etwas relativ Originelles da zu stehn, während Romane, selbst gute, im Dutzend verschwinden.« An Emilie Fontane, 18. August 1874. In: GBA *Emilie und Theodor Fontane. Der Ehebriefwechsel.* Bd. 3, S. 18.

45 An Hermann Kletke. In: Theodor Fontane: *Briefe an Hermann Kletke.* Hrsg. von Helmuth Nürnberger. München 1969, S. 54.

46 Gotthard Erler in: GBA, wie Anm. 9, Vierter Teil. *Spreeland*, S. 492. Dort auch ein Hinweis auf den Brief an Kletke und die »Originalität des Sujets«.

47 An Friedrich Holtze, 10. Januar 1879. In: Jutta Neuendorff-Fürstenau: *Briefe Theodor Fontanes an Friedrich Wilhelm Holtze.* In: *Jahrbuch der Deutschen Schillergesellschaft* 4 (1960), S. 370.

48 Theodor Fontane: *Wanderungen durch die Mark Brandenburg. Erster Theil. Die Grafschaft Ruppin. Barnim –Teltow.* Zweite vermehrte Auflage. Berlin 1865, S. IX.

49 Ebd., S. 6.

50 Theodor Fontane: *Lochleven-Castle.* In: NFA Bd. XVII, wie Anm. 12, S. 418 f.

51 An Julius Springer, 19. Februar 1860. In: Theodor Fontane: *Briefe*, wie Anm. 4, S. 697.

52 Theodor Fontane: GBA wie Anm. 9, Vierter Teil. *Spreeland.* S. 439. Außer dem Zieten-Sitz Wustrau kann er nur noch drei derartige »Idealstofff(e)« nennen: Rheinsberg, Küstrin und Fehrbellin.

53 Theodor Fontane wie Anm. 48, S. XI.

54 Theodor Fontane wie Anm. 15, S. VIII.

55 Theodor Fontane wie Anm. 53, S. IX. Die Anrede fehlt in den heutigen Ausgaben.

56 Theodor Fontane: GBA wie Anm. 9, Vierter Teil. *Spreeland*, S. 439.

57 Es handelt sich um die Aufsätze *Friedrich August Ludwig von der Marwitz* und *Die Katte-Tragödie* im Band *Oderland.*

58 Hans Peter Ecker: *Region und Regionalismus. Bezugspunkte für Literatur oder Kategorien der Literaturwissenschaft?* In: *Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte* 63 (1989), S. 314.

59 Eine äußerst aufschlußreiche Vorleistung erbrachte Hubertus Fischer: *Gegenwanderungen. Streifzüge durch die Landschaft Fontanes.* Frankfurt/M., Berlin 1986 (Ullstein-Buch Nr. 35237).

60 An Wilhelm Hertz, 18. Dezember 1872. In: Theodor Fontane: *Briefe an Wilhelm und Hans Hertz*, wie Anm. 3, S. 154. Fontane identifizierte dieses Kernstück mit den folgenden Landesteilen, weshalb er eine Erweiterung auf sechs Bände vorschlug: *»1. Die Grafschaft Ruppin. 2. Ober-Barnim und Lebus. 3. Nieder-Barnim und Glin. 4. Teltow und die wendische Spree. 5. Osthavelland und Potsdam. 6. Westhavelland und Brandenburg.«*

Unser Fritz
Fontane im Dreikaiserjahr[1]

HUBERTUS FISCHER

Kaiser Wilhelms altes Herz
Ruht nun aus von Lust und Schmerz.

Unser Fritz ging auch zu Ruh,
Vicky kommt nach Monbijou.

Wilhelm II. nun Kaiser ist,
Der uns unsre Juden frißt.

Stöcker luthert sich heran,
Zukunfts-Stoff für Trümpelmann.[2]

Der ziemlich genau vierzig Jahre nach seiner Entstehung in der *Vossischen Zeitung* veröffentlichte *Knittelvers*[3] zeigt den privaten, lakonisch bis sarkastischen Kommentar des Dichters zum Dreikaiserjahr[4]: zwei Kaiser tot, eine Witwe weggeschlossen, der junge Kaiser ein Judenfresser, ein Hofprediger und Antisemit macht sich heran, gibt damit einem anderen Pfarrer den Stoff an die Hand, ein religiöses Festspiel in Szene zu setzen.[5] Gesehen hatte den Vers bis 1928 außer dem Dichter wohl nur sein Sohn Friedrich, der auch den ersten Entwurf unter dem Titel *Gassenhauer bei Kaiser Friedrichs III. Tod*[6] notierte. Dem Publikum dagegen stellte sich Fontane im Dreikaiserjahr als Epigrammatiker und Balladendichter dar, der mit *Grabschrift* und *Letzte Fahrt* in Emil Dominiks gelesenen Zeitschriften *Zur guten Stunde*[7] und *Der Bär*[8] ganz andere Töne anschlug: »[…] Du sahst dein Reich und ließ'st es deinem Erben, / Du fandst nur Zeit, um wie ein Held zu sterben.«[9] Der Anklang an die bekannten Verse »Und als er kam zu sterben, / Zählt' er seine Städt' im Reich, / Gönnt' alles seinen Erben […]«[10] schmeichelte dem Ohr des bür-

gerlichen Publikums. Gesucht ist selbst in der Grabschrift zur epigrammatischen Kürze der balladeske Ton. Doch Thule war fern und die »Zeit« des todkranken Kaisers die Stunde der ärztlichen Spezialisten.

Der alte Ton im Stoff geschichtlicher und sagenhafter Begebenheiten, ob diese »nordisch«, »englisch-schottisch« oder »deutsch« und »märkisch-preußisch«[11] waren, tritt in den Dienst der Gegenwart und ihrer Poetisierung. Er bemächtigt sich jener Momente, in denen vor dem Tod Kaiser Friedrichs III. am 15. Juni 1888 sich menschlich Bewegendes zugetragen hat. Und er bemächtigt sich des postmortalen Blicks, der Größe im Leiden und Sterben erkennt. Der *Letzten Fahrt* läßt Fontane 1889 *Letzte Begegnung* in *Zur guten Stunde* folgen[12], der *Grabschrift* zur Jahreswende *Ré Umbertos Kranz* in *Der Bär. Berlinisch-märkischer Kalender für das Jahr 1890*[13]. Für die dritte Ausgabe der *Gedichte*, deren Druck im Juni 1889 begann, band Fontane alle vier Texte zu dem Zyklus *Kaiser Friedrich III.* zusammen. Dabei ist es in den Ausgaben zu Lebzeiten, 1892 und 1898, geblieben. Hat man den *Knittelvers* noch im Ohr, tritt man in eine andere poetische Welt ein, dann schlägt einem aus *Letzte Begegnung* ein Atem entgegen, der, wüßte man es nicht besser, fast daran zweifeln läßt, ob da derselbe Dichter spricht:

König Oskar, vom Mälar kommt er daher,
Fährt über den Sund, fährt über das Meer,
Nun sieht er die Küste: Deutsches Land,
Heide, Kiefer, märkischer Sand,
Und nun Avenuen und Schloß und Alleen, –
Er kommt, um den sterbenden Kaiser zu sehn.

Dem melden sie's. »König Oskar ist da.«
Kaiser Friedrich wie suchend um sich sah,
Ein leuchtendes Bildnis hängt an der Wand,
Sein Bildnis von Angelis Meisterhand,
Orangeband, Orden, Helmbuschzier,
Pasewalker Kürassier,
Er blickt drauf hin und den Blick sie verstehn:
»*So soll* mich König Oskar sehn.«

Und sie legen ihm Koller und Küraß an,
Aufrecht noch einmal der sterbende Mann,
Aufrecht und hager und todesfahl –
König Oskar tritt in den Marmorsaal,

Sprechen will er, er kann es nicht,
Ein Tränenstrom seinem Aug entbricht,
Da steht sein Freund in des Jammers Joch,
Gebrochen und doch ein Kaiser noch:
Den Pallasch zur Seite, den Helm in der Hand,
Kaiser Friedrich vor König Oskar stand.

»Bild einst von Größe, Schönheit, Glück,
Das ist das letzte, *das* blieb zurück«;
Stumm neigt sich der König, und noch einmal,
Und nun zum dritten und – läßt den Saal.[14]

Stünde unter dem Gedichttitel nicht »(14. Juni 1888)« und wüßte man nicht, wer »König Oskar« war, dann dächte man wohl, jetzt fängt eine »nordische« Ballade an: »König Oskar, vom Mälar kommt er daher, / Fährt über den Sund, fährt über das Meer« – das klingt wie »König Gorm herrscht über Dänemark«[15] oder »Swend *Gabelbart*, über Sund und Belt«[16]. Fontane notierte im Tagebuch fürs erste Jahresquartal: »Dann korrigiere ich Balladen, schreibe auch ein paar neue und entwerfe andre. Meist nordische Stoffe.«[17] 1888/89 entstanden *Nordische Königsnamen, Harald Harfager, Olaf Kragebeen, Swend Gabelbart, Waldemar Atterdag* und *Admiral Herluf Trolles Begräbnis*.[18] Das färbte ab – auf Oskar II., König von Schweden (1872–1907), der sich Verdienste um die Heeresreform, den Ausgleich in der Zollpolitik, um Arbeiterschutz und Arbeiterversicherung, nicht zuletzt um die friedliche Trennung der Schwedisch-Norwegischen Union und die Beilegung des Samoakonflikts erwarb. Ein König auf der Höhe seiner Zeit, den Fontane poetisch in die »nordische« Vergangenheit rückte. Steht dieser »Wandel der Ballade«[19] schon für ihre Erneuerung ein, indem nun dem »alten Balladenton eine neue Stoffwelt«[20] zugeführt wird? Mit der »balladesken Behandlung […] aus der Tageschronik […] entnommene[r] Stoffe«[21] stellt sich noch eine andere Frage: Entspricht diese Behandlung auch dem gewandelten Weltton?

»Märkischer Sand«, »Schloß und Alleen« führen noch immer nicht in die moderne Welt, sondern vom »Nordischen« ins »Deutsche«, ins »Märkisch-Preußische« hinüber. Und »Avenuen« hat auch schon der große Friedrich gesehen. Der »Pasewalker Kürassier« mit »Koller« und »Helmbuschzier« erinnert dann an den Generalfeldmarschall in der Uniform des Kürassierregiments Königin[22], erinnert vor allem an altpreußische Tradition: Willenskraft bis zum Ende, erst recht auf dem Thron. Wie der Dichter dann Friedrich und Oskar gegenüberstellt, wie der eine, vom Anblick erschüttert, nicht mehr an sich hält, und der andre, vom Tod gezeichnet, die Haltung des

Bildes[23] bewahrt, um nur noch das äußere Bild seiner selbst zu geben[24] – das ist erzählt, als hätte es sich nicht erst gestern, sondern vor Zeiten begeben. Im übrigen hat sich Fontane im Tag geirrt, Friedrich empfing Oskar nicht am 14., sondern am 13. Juni 1888.[25] Die Gedichtausgaben vermerken das nicht. Das Versehen ist verzeihlich, denn auf den Tag kommt es bei diesem Gedicht nicht an.

Es trug sich zu im »Marmorsaal« von »Schloß Friedrichskron«, wie in Erinnerung an Friedrich den Großen und zu Ehren des kaiserlichen Bewohners zeitweilig das Neue Palais in Potsdam hieß. Über dem Ganzen liegt aber ein Klang, der das gestern Geschehene der Gegenwart entrückt, so völlig entrückt, daß das Publikum aus seiner eigenen Zeit herausgehalten wird. Die Fragen, die Friedrichs Tod hinterlassen hat, klingen nicht einmal von ferne an. »Hier scheint«, hat Karl Richter jüngst bemerkt, »die aus der Balladentradition gewohnte szenische Vergegenwärtigung teils in direkter Rede, teils im Bericht des Erzählers, noch eigentümlich intakt.«[26] Das und andere poetische Mittel mehr machen *Letzte Begegnung* zu einem Gedicht auffälliger Ungleichzeitigkeit, einer Ungleichzeitigkeit, die man als Flucht in die Tradition bezeichnen kann.[27]

Noch deutlicher tritt das zutage, wenn man in Rechnung stellt, wie anders Fontanes Publikum an der Kehlkopfkrebserkrankung des Kaisers teilgenommen hatte. Als Friedrich III. im April und Mai 1888 auf ärztlichen Rat »sein Hoflager in Charlottenburg hielt, bewegte sich täglich ein ununterbrochener Strom von Neugierigen und Teilnehmenden zu Fuß, zu Pferd und zu Wagen aus Berlin durch den Tiergarten über das Knie zum Gitter des Charlottenburger Schlosses. Um die Fragen und die Besorgnis des Publikums zu befriedigen, wurden schließlich die jeweils letzten ärztlichen Bulletins zu jedermanns Kenntnis außerhalb des Schlosses angeschlagen.«[28] (Abb. 1) Ähnlich verfuhr man nach der Übersiedlung nach Potsdam vor »Schloß Friedrichskron«, wo sich bis zum Morgen des 15. Juni täglich die wartende Menge versammelte, um die amtlichen Krankenberichte zu lesen. In der Sprachwissenschaft würde man solche Anschläge als eine Form der fachexternen »indirekten Kommunikation zwischen Fachleuten und Laien« bezeichnen.[29] Die ärztlichen Bulletins beschrieben jedenfalls eine Pathologie, angesichts derer das Pathos »Da steht sein Freund in des Jammers Joch, / Gebrochen und doch ein Kaiser noch« seltsam fremd anmutet. Und die Gemahlin Viktoria »war ganz bestürzt, als Fritz darauf bestand […] König Oskar von Schweden in voller Galauniform mit dem Helm in der Hand zu empfangen. Die Anstrengung nahm ihn sehr mit.«[30] Der Preis war ein »Zusammenbruch«.[31]

Die Anmutung verstärkt sich noch, wenn man außer dem pathologischen den polemischen Diskurs in Rechnung stellt. Als Fontane *Letzte Begegnung*

Abb. 1: H. Lüders: Anschlag des ärztlichen Bulletins über das Befinden des Kaisers vor dem Schloß Charlottenburg. Leipziger Illustrirte Zeitung 1888

verfaßte, geschah dies in dem Wissen, daß Krankheit und Tod des Kaisers der Ausgangspunkt einer Kampagne geworden war.[32] Sie »brach in Sachen der Behandlung Friedrichs III. los, die Viktoria vorwarf, daß sie infolge ihrer einseitigen Bevorzugung des englischen (genauer schottischen) Arztes Sir Morell Mackenzie gegenüber den deutschen Fachleuten für den vorzeitigen Tod Kaiser Friedrichs III. verantwortlich sei. Die Ressentiments gegen die ›Engländerin‹ auf dem kaiserlichen Thron, der man nicht trauen könne und die jederzeit fähig sei, Landesverrat zu begehen, erlangten eine neue, destruktive Qualität.«[33] Fontane notierte im Tagebuch, als Friedrichs Tod noch nicht einmal einen Monat zurücklag: »Das Hauptereignis der Woche war der Ausbruch der großen Ärztefehde, die schwere Anklage v. Gerhardt-Bergmanns gegen Mackenzie. Dieser erklärt alles für Lüge. Der Streit ist noch im ersten Stadium und wird (hoffentlich) viel ans Licht bringen. Denn mit dem ewigen ›alles im Dunkeln lassen‹ ist es Gott sei Dank vorbei! Das Mogeln muß nach Möglichkeit ein Ende nehmen.«[34] *Daß* gemogelt wurde, stand ihm offenbar fest – soweit es die ärztliche Kunst betraf.[35]

Und die Balladenkunst? Sein »Pasewalker Kürassier« hatte zwar ein Bild eiserner Willenskraft »ans Licht« gebracht, im übrigen aber ästhetisch gemogelt. Denn das Bild ließ nicht einmal die Spur jener Wirklichkeit durchscheinen, die sich inzwischen des verstorbenen Kaisers bemächtigt hatte. Wiederholt hatten Bismarck und der junge Kaiser Wilhelm II. versucht, »den Tod Friedrichs III. zu politisieren.«[36] Vergiftet waren über dem Tod die Beziehungen zwischen den Ärzten, vergiftet das Verhältnis der Witwe Viktoria zu ihrem Sohn Wilhelm und zu Bismarck. Und die Chancen, mit England in ein engeres Verhältnis zu kommen, waren mit Friedrichs frühem Tod beträchtlich gesunken. Umgekehrt lebten nun die antienglischen Ressentiments wieder auf und erhielten Nahrung aus offiziösen Quellen. Wie bei solchen Erregungen nicht unüblich, hat die Affäre noch ein Nachspiel gehabt – im medizinischen Kabinett von *Castan's Panopticum*, das im Spätsommer 1888 von der Kaisergalerie, der Passage an der Ecke Friedrichstraße/Behrenstraße, in die Obergeschosse des Pschorrbräuhauses umgezogen war.[37] Dort konnten Neugierige, die es ganz genau wissen wollten, nach Friedrichs Tod einen Blick in den Kehlkopf des Kaisers werfen. Das Wachsmodell mit Kopf und Halsdurchschnitt war lebens- oder besser: todesecht.[38] Auch *das* kann der Erfolg sein, wenn »viel ans Licht« gebracht werden soll. Vom Makabren führt indes der Weg zu Versen der Moderne: »Als ich von der Brust aus / unter der Haut / mit einem langen Messer / Zunge und Gaumen herausschnitt, / muß ich sie angestoßen haben, denn sie glitt / in das nebenliegende Gehirn.«[39]

Im Sprachgestus näher an der Gegenwart als *Letzte Begegnung* ist, wenigstens auf den ersten Blick, *Letzte Fahrt* mit dem Zusatz *»(6. Juni 1888)«*. Wieder wählt Fontane einen Tag unmittelbar vor dem Tod Kaiser Friedrichs, diesmal aber ist der Handlungskern nichts Offizielles, keine Audienz, kein Monarchenbesuch, sondern etwas Familiäres, Intimes, das denn auch ganz alltäglich beginnt in schlichtem Umgangston. Doch dann verwandelt es sich über dem brausenden Orgelton in eine Epiphanie des Erlösers, der hohe, trostreiche Worte spricht. Es sind darin Worte von Friedrichs Konfirmation am 19. September 1848 in der Schloßkapelle zu Charlottenburg enthalten: »Sei getreu bis in den Tod, so will ich dir die Krone des Lebens geben« (Offb 2,10). Besser vielleicht als jede nachträgliche Interpretation zeigt die zeitgenössische Rezeption, wie dieses Gedicht zu verstehen ist – oder doch verstanden werden konnte. In *Unser Fritz, Deutscher Kaiser und König von Preußen. Ein Lebensbild von Hermann Müller-Bohn* schafft der Erzählerbericht die entsprechende Disposition für die Aufnahme des Gedichts:

»Der Kaiser hatte mehrfach Spazierfahrten in die Umgegend [von Potsdam, H.F.] gemacht; es war, als ob er von all den lieben Stätten, den Zeugen einstiger glücklicher Tage noch einmal vor seinem Tode Abschied nehmen wollte. Am 6. Juni erfaßte ihn ein unwiderstehliches Verlangen, der Kirche des in der Nähe gelegenen Alt=Geltow, zu der er den Grundstein gelegt hatte, und die während seiner Abwesenheit vollendet worden war, noch einen letzten Besuch abzustatten. Wir brachten das freundliche Kirchlein bereits vorn in einem stimmungsvollen Bilde. In dem Gotteshause wird eine Gedenktafel mit folgender Inschrift noch den späteren Geschlechtern von jenem Tage erzählen, an dem der Unvergeßliche hier zum letzten Male den Klängen der Orgel gelauscht hat. Die Inschrift lautet: ›An dieser Stätte weilte am 6. Juni 1888, 9 Tage vor seinem Tode, unser allergnädigster Herr, Kaiser Friedrich, das einzige Mal, daß er diese unter seinen Augen erbaute, aber in seiner Abwesenheit vollendete und geweihte Kirche betreten hat.‹«[40] Als hätte sich nun alles so und nicht anders zugetragen, wird mit diesem einen Satz zum Vers übergeleitet: »Die ergreifenden Vorgänge während dieses Besuchs hat Theodor Fontane in folgendem tiefempfundenen Gedichte geschildert«:

Kaiser Friedrichs letzte Fahrt[41]

»Ich sähe wohl gern« (er sprach es stumm)
»Noch einmal die Plätze hier herum.
Am liebsten auf Alt-Geltow zu, –
Und ihr kommt mit, die Kinder und du.«

Das Dorf, es lag im Sonnenschein,
In die stille Kirche tritt er ein,
Die Wände weiß, die Fenster blank,
Zu beiden Seiten nur Bank an Bank.
Und auf der letzten – er blickt empor
Auf Orgel und auf Orgelchor
Und wendet sich und spricht: »Wie gern
Vernähm ich noch einmal ›*Lobe den Herrn*‹;
Den Lehrer im Feld, ich mag ihn nicht stören,
Vicky, laß du das Lied mich hören.«

Und durch die Kirche, klein und kahl,
Als sprächen die Himmel, erbraust der Choral,
Und wie die Töne sein Herz bewegen,
Eine Lichtgestalt tritt ihm entgegen,
Eine Lichtgestalt, an den Händen beiden
Erkennt er die Male: »Dein Los war Leiden.
Du lerntest dulden und entsagen,
Drum sollst du die Krone des Lebens tragen.
Du siegtest, nichts soll dich fürder beschweren:
Lobe den mächtigen König der Ehren …«

Die Hände gefaltet, den Kopf geneigt,
So lauscht er der Stimme.
Die Orgel schweigt.[42]

Das ist, zweifellos, ein poetischer Spagat: vom anrührend einfachen »›Und ihr kommt mit, die Kinder und du‹« zur Epiphanie, *imitatio Christi* und Verheißung. Dazu die Kirche, »klein und kahl«, und der »›Lehrer im Feld‹«, die der Dichter als Evokationen des realistischen Genres zwischen die dörfliche Idylle und den Orgelchoral stellt. Es ist die »Kunst […] der Fortlassungen, der Sprünge«, verbunden wiederum durch die »Kunst der Wiederholungen […], der Leitmotive«[43] und eine ausgefeilte Tonalität. Der Meister des Verses bewältigt das souverän. Verstanden wurde *Letzte Fahrt* indes als eine Art Erbauungsgedicht, und eine aufbauende Bewegung ist der Ballade bis zum *»König der Ehren«* auch eingeschrieben. In *Unser Fritz* liest man unmittelbar nach »Die Orgel schweigt« Sätze im Reichsbibelton: »Die Kaiserstandarte auf Schloß Friedrichskron weht auf Halbmast! Es ist geschehen! Der kaiserliche Dulder hat sein schweres Werk vollbracht, ein Werk so voller Entsagung, so voller Schmerz, so voll bitterer Kämpfe, daß alle seine Ruhmestaten

dagegen verblassen. […] Deutschlands Hoffnungsstern, sein Glück, seine Zukunft liegt kalt auf der Bahre! Vorbei! Dahin!«[44] Was es mit dem »Hoffnungsstern« auf sich hat, darauf wird zurückzukommen sein; auch auf die Frage, ob dieser »Hoffnungsstern« Fontane ebenso geleuchtet hat.

Extra-Ausgabe.

Berliner

Börsen-Courier.

Morgen-Ausgabe.

Unser Kaiser Friedrich

ist um 11 Uhr 15 Minuten

gestorben.

Abb. 2: Berliner Börsen-Courier. Morgen-Ausgabe. Extra-Ausgabe. 15. Juni 1888

Nachrichten über die Sterbestunden langweilten ihn (Abb. 2), von ein paar raren »Momenten« abgesehen. Er schrieb am 16. Juni 1888 an Georg Friedlaender: »Von Kaiser Friedrich spreche ich nicht; schon in den Zeitungen steht so viel, daß man halb zu Tode geödet wird. Nur dann und wann ein Goldkorn, wie ›lerne leiden ohne zu klagen‹ und dann vorgestern, oder vielleicht gestern erst, der Moment, wo der Sterbende die Hand seiner Frau in die Hand Bismarcks legte. Kolossal ergreifend, groß, eine ganze Geschichte. Was liegt da alles drin! Liebe, Vergebung, Bitte, Vertraun. Und wie immer ist das, was das Herz thut, das Klügste. Wenn ihr, der armen Frau (und das ist sie, so wenig sympathisch sie mir allezeit gewesen ist) irgendwer helfen kann,

so ist es Bismarck. Sonst ist sie unterm Schlitten.«[45] Das war deutlich. Und was ist mit dem »Goldkorn«? Als Friedrichs Sohn, der Nachfolger Kaiser Wilhelm II., vor dem Krankenlager seines Vaters stand, schrieb dieser ihm die Worte auf das Papier: »Lerne leiden, ohne zu klagen, das ist das Einzige, was ich Dich lehren kann.«[46] Indirekt ist der Spruch in die Verse »Dein Los war Leiden. / Du lerntest dulden und entsagen« eingegangen. Der postume Friedrichkult ging dann sonderbare Wege. So gab es ein kleines Messingschwein, im Mund einen Kaiser-Friedrich-Pfennig, darin das Motto eingraviert: »Lerne leiden ohne zu klagen.«[47] Das »Goldkorn« wurde, wie man sieht, auch von Devotionalienfabrikanten dankbar aufgenommen.

Ebensowenig wie die »erschütternde«[48] Belehrung des Sohnes am Krankenbett durfte in *Unser Fritz* der Besuch am 14. Juni 1888, dem Vor-Todestag, fehlen: »Auch der Reichskanzler erschien im Laufe des Nachmittags noch einmal am Sterbelager. Es war ergreifend, als Kaiser Friedrich die Hand seiner Gemahlin ergriff und sie in die Rechte des Fürsten Bismarck legte.«[49] Fontane hielt den »Moment« – wie gesagt – für »kolossal ergreifend«, für den Ober-Hof- und Hausmarschall Hugo Fürst Leczyc von Radolin-Radolinski »war es ›die aufregendste ergreifendste Szene‹ seines Lebens«[50]. Die *imagerie populaire* sorgte für rasche Verbreitung entsprechender Szenen. Eine Chromolithographie mit Friedrich III. auf dem Totenbett zeigt ihn von seiner Familie umgeben, während Bismarck an seinem Kopfende Wache hält.[51] Tatsächlich konnte von Versöhnung nicht die Rede sein. Die Witwe schrieb kurz nach dem Tod ihres Mannes an ihre Mutter Queen Victoria: »Wilhelm II. folgt Wilhelm I. ... und je früher Friedrich III. vergessen ist, desto besser, je schneller seine Witwe verschwindet, um so lieber.«[52]

Gegen »Vicky« wurde intrigiert, sie selber isoliert; bald schon war ihres Bleibens nicht mehr in Potsdam und Berlin. »Der Tod Friedrichs III. setzte der Kampagne gegen Viktoria keineswegs ein Ende. Auch ihre Bemühungen, das Werk ihres Gemahls auf sozialpolitischer Ebene fortzusetzen und damit das Ansehen Friedrichs III. zu erhalten, hatten jedenfalls zunächst keine Breitenwirkung. Im Rückblick urteilte Viktoria bitter über ihren aussichtslosen Kampf: ›Warum standen wir denn gewissermaßen in der Opposition? Weil unser Patriotismus die Größe unseres Vaterlandes verbunden sehen wollte mit dem edlen Sinn für Recht, Moralität, für Freiheit und Kultur, für Selbständigkeit des Individuums, für die Hebung des einzelnen als Mensch und als Deutscher, Europäer und Weltbürger.‹«[53] Das ging über den Horizont Bismarcks und derer, die sich im Bismarckreich, so wie es war, zu Hause fühlten.

Bismarck hielt in den achtziger Jahren gegen die liberale Tendenz einen strikt konservativen Kurs in Preußen. Er wollte einem »Kabinett Gladstone«, einem liberalen Regierungswechsel nach englischem Vorbild, im Falle des erwarteten Thronwechsels mit allen Mitteln vorbeugen. Erwartungen dieser Art hatten sich an die Thronbesteigung des Kronprinzen geknüpft, die der todkranke Kaiser dann nicht mehr erfüllen konnte. So schwand mit seinem Tod etwa für Friedrich Nietzsche »›die letzte Hoffnung‹ auf eine freiheitliche Entwicklung in Deutschland«[54] dahin. Überhaupt war die öffentliche Anteilnahme nicht gering. »Vor den großen Kunsthandlungen«, heißt es in *Unser Fritz*, »drängen sich dichte Menschenmassen, die auf den zahlreich ausgestellten Bildern aus den letzten Leidenstagen des Heimgegangenen noch einmal seine lieben Züge betrachten wollen.«[55] Den »Pasewalker Kürassier« mit Orangeband konnte man in Emaille gleich doppelt auf der Männerbrust nach Hause tragen – lorbeerumkränzt am Hosenträger (Abb. 3). Das gehört wie die Spieluhr mit dem Miniaturbild des Kaisers, die Biskuitstatuette und

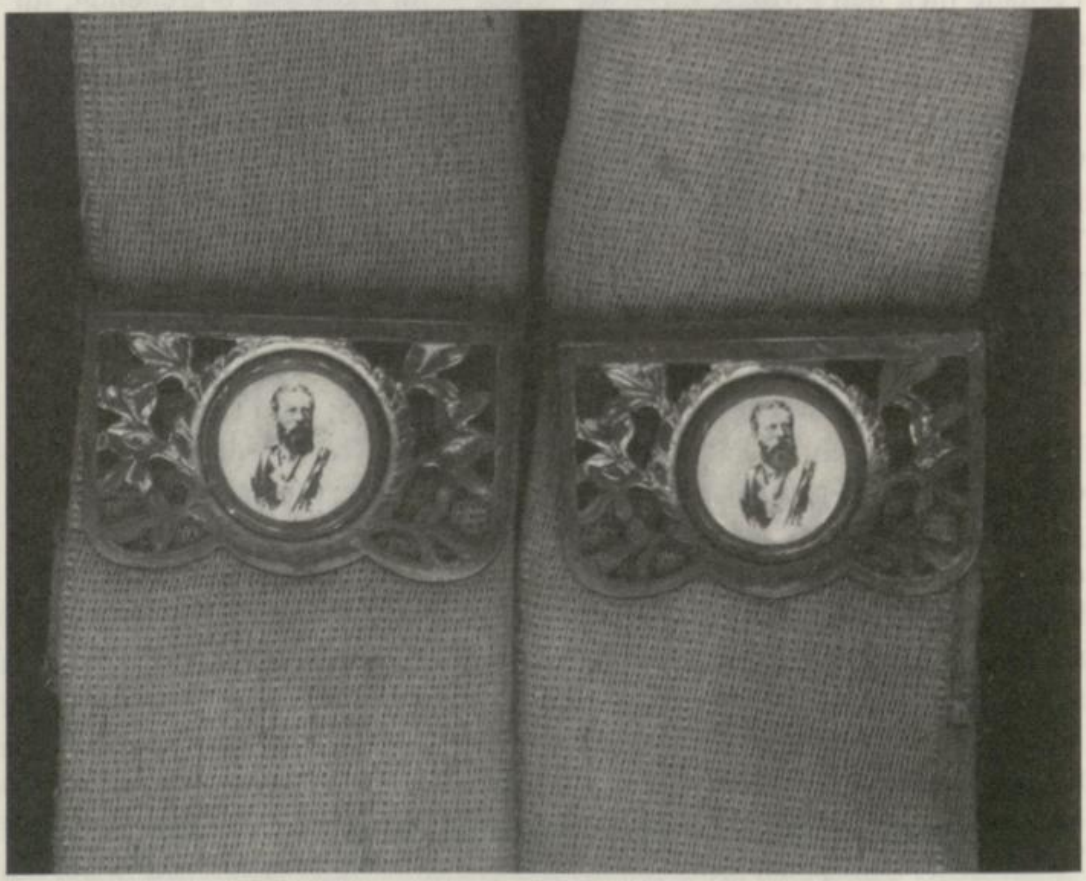


Abb. 3: Hosenträger mit Bildnis Kaiser Friedrichs III. Stoff mit Emaille und vergoldetem Blech. 1888

die Taschenuhr mit dem Bildnis Friedrichs in das *Musée sentimental de Prusse*.[56] Aber es gehört auch zu jener Trivialkultur, die 1888/89 den Resonanzboden für Kaiser-Friedrich-Gedichte abgab.

In Müller-Bohns *Unser Fritz*, einem Goldschnitt-Andachtsbuch für die nach Friedrichs Tod noch wunde deutsche Bürgerseele, müssen es Fontanes Verse auch beim *Tag von Düppel* – »Sechs Kolonnen. Ist das ein Tritt!«[57] – und beim *Einzug (20. September 1866)* – »Viktoria hat heute Dienst am Tor«[58] – machen. Einmal heißt es: »So schildert Theodor Fontane mit meisterhafter Anschaulichkeit den Beginn des furchtbaren Kampfes«[59], und im Fall der *ehernen* Viktoria: »Theodor Fontane, der es in unübertrefflicher Weise versteht, Humor mit tiefem Ernst zu verbinden, giebt in nachfolgenden Strophen eine köstliche Schilderung des Einzuges, bei welchem er der Siegesgöttin auf dem Brandenburger Thore die Rolle eines Thorschreibers zuerteilt.«[60] Er befand sich mit seinen Versen in mehr oder minder guter Nachbarschaft mit Ernst Moritz Arndt, Friedrich Förster, Emanuel Geibel, Georg Herwegh, Edmund Höfer, Johannes Hüll, Hermann Jahnke, Wilhelm Jensen, Hugo Kegel, August Kopisch, Wolrad Kreusler, Hermann Müller-Bohn, Ernst Scherenberg, Friedrich Schiller, Moritz Graf Strachwitz, Ludwig Uhland, Johann Nepomuk Vogl und Ernst von Wildenbruch. Die meisten Verse lieh sich der Biograph jedoch bei ihm aus. Ob Fontane die Nachbarschaft behagte? Bei dem einen oder anderen Namen sind Zweifel angebracht; einen Wink könnte die Tagebuchnotiz vom Frühjahr 1888 geben: »Ein verrückter Spandauer Verleger wollte zur ›Erhebung des Kronprinzen‹ einen Band ›Kronprinzengedichte‹ ›rausgeben‹ – natürlich wieder Felix Dahn und Ernst von Wildenbruch an der Spitze. Fehlt bloß noch Johannes Parricida, denn wenn ihn die Ärzte nicht klein kriegen, diesem mörderischen Dichteranfall wäre er unterlegen.«[61]

Für Fontane war Friedrich nicht eigentlich *›Unser‹ Fritz*, denn er gehörte nicht zu jenen Kreisen, die seit dem preußischen Verfassungskonflikt der sechziger Jahre ihre Hoffnung auf den Kronprinzen gesetzt hatten. Das waren Leute von der *Deutschen Fortschrittspartei* oder später von der *Deutschen Freisinnigen Partei*, Parteien, denen Fontane wegen ihrer »patentierten Freiheit« allezeit reserviert gegenüberstand. Wohl heißt es in seinem *Prolog. Zum Kolonie-Familienfest am 29. Oktober 1888*: »Und auch das Fest, das *heute* wir begehn, / Sah sich bedroht: zwei Könige, zwei Kaiser, / Der eine durch Geschehnes uns vereinigt, / Der andre durch Erhofftes, schieden hin«.[62] Doch das sind Festtagsworte, auf Wunsch geschrieben und im Namen der Französischen Kolonie durch ihren Sekretär Dr. Richard Béringuier bei Kroll vorgetragen. Sie haben gleich darauf in der *Vossischen Zeitung*[63] und in den Mitteilungen der Französischen Kolonie[64] gestanden, sind aber in keiner vom

Autor besorgten Ausgabe seiner *Gedichte* enthalten. Eher war die Kolonie, waren vor allem die Leser der liberalen *Vossischen* mit ihrem »Fritz« durch »Erhofftes [...] vereinigt«[65] – als der Prologdichter, der einer Pflicht genügen mußte.

Auf Wunsch desselben Béringuier hat Fontane auch für die Festsitzung des *Vereins für die Geschichte Berlins* am 13. Oktober 1888 einen *Prolog* gedichtet: *Zur Erinnerung an Kaiser Wilhelm I. und Kaiser Friedrich III.* So trat nicht nur der Epigrammatiker und Balladendichter, sondern auch der Festtagsdichter im Dreikaiserjahr mit seinen Versen vor das Berliner bürgerliche Publikum. Eine Herzensangelegenheit war ihm das nicht. Er schrieb am 2. Oktober 1888 an Emilie: »Das Gedicht zur Erinnerung an die beiden Kaiser muß ich machen und zu Trost und Lohn dafür noch gleich ein zweites (und zwar zum Coloniefest) das dann wieder die Colonie-Gärtnersgöhre aus der Ackerstraße mit ihrer Berliner Blechstimme sprechen soll. Mir recht.«[66] Drei Tage später heißt es in einem Brief an Georg Friedlaender: »[...] und jetzt dichte ich seit 8 Tagen für meinen Freund Béringuier, der in einer Festsitzung des Berliner Geschichtsvereins das Andenken der beiden verstorbenen Kaiser, mit Hülfe etlicher Ottaverime von mir, zu feiern wünscht.«[67] Der Sekretär und Amtsgerichtsrat wünschte im historischen Verein mit Geschichtsfreunden und Honoratioren zu feiern; der Dichter sollte ihm dabei behilflich sein. Fontane griff routiniert auf die »Ottaverime«, die achtzeilige Strophe der Stanze, zurück, von der er bereits 1851 in seinem Manteuffel-Gedicht Gebrauch gemacht hatte.[68] Ihr eignet ein festlicher Charakter, und dieser braucht Raum, um sich zu entfalten. Vier Stanzen hat Fontane an den *Prolog* gesetzt, hier soll es nur um eine gehen:

> Und denken *deiner*, der, auf Tage nur,
> Uns grüßend ansprach, im Vorüberschweben,
> Doch dieser neunundneunzig Tage Spur
> Ist uns als ewig Erbe nun gegeben,
> Wie Balder, blond und leuchtend am Azur,
> So kamst du, gingst du, Freiheit war dein Leben,
> Im Reich des Lichtes der Erwählten einer, –
> Ja, Kaiser Friedrich, wir gedenken deiner.[69]

Wie meist bei deutschen Stanzen sind es jambische Fünftakter mit abwechselnd männlicher und weiblicher Kadenz, deren erste sechs alterierend, die beiden letzten paarig reimen. Man kennt das aus Goethes *Zueignung*. Die Zäsur nach sechs Zeilen macht das finale Verspaar besonders für einen krönenden Abschluß geeignet. Das versichernde »Ja, Kaiser Friedrich, wir ge-

denken deiner« überzeugt jedoch nicht. Muß nach »Und denken deiner« nochmals gesagt werden, was man ohnehin schon tut? *Erinnerung an [...] Kaiser Friedrich III.* steht über dem Gedicht. Das könnte so verstanden werden, als ginge es ohne wiederholte Versicherung nicht. Die Strophe gibt genau gelesen mehr preis, als diese Feierworte ahnen lassen. Zwar mag man sich den kräftigen und hochgewachsenen Friedrich nur mit Mühe ›schwebend‹ vorstellen, aber im »Vorüberschweben« deutet es sich an: Der Vergleich mit dem nordischen Lichtgott Baldur rückt die Gestalt in mythische Ferne, in Ätherhöhen – und entwirklicht sie. Dieser Entwirklichung verfällt im gleichen Atemzug ihr »Freiheits«-Leben. So schwimmt das »Reich des Lichtes«, der Aufklärung, des liberalen Geistes, zwischen Mythos und Azur dahin. Und wenn es heißt »Doch dieser neunundneunzig Tage Spur / Ist uns als *ewig*[70] Erbe nun gegeben«, dann hat es keine Eile, das Erbe hier und jetzt auch anzutreten.

Ist es erlaubt, die Verse gegen den Strich zu lesen? Der Dichter selbst, befragt man ihn als Zeitgenossen, gibt die Berechtigung dazu. Denn was hielt Fontane tatsächlich von »dieser neunundneunzig Tage Spur«? Ins Tagebuch trug er ein: »Zum Glück dauerte es nicht lange. Nach 99 Tagen starb Friedrich III., und alles atmete auf, als das Kranken- und Weiberregiment ein Ende nahm und der jugendliche Kaiser Wilhelm II. die Zügel in die Hand nahm. Es war hohe Zeit.«[71] Das liest sich wie ein Dementi der *Grabschrift*, die Fontane noch am Todestag verfaßt hat: »Du fandst nicht Zeit, zu bilden und zu bauen, / Nicht Zeit, der Zeit den Stempel aufzudrücken, / Du fandst nur eben Zeit noch, zu beglücken«.[72] Der Zeitgenosse fand sich nicht beglückt, nur dankbar »dafür«, wie er an die Tochter Martha schrieb, »daß dies Qualenleben wenigstens ohne Qual erloschen ist.«[73]

Dann ist da noch der Bittvers aus *Letzte Fahrt*: »Vicky, laß du das Lied mich hören«. Dieselbe Viktoria ist gemeint, wenn Fontane vom »Kranken- und Weiberregiment« spricht. Dabei fiel der Kaiserin notwendigerweise eine Schlüsselfunktion zu. Als Friedrich Wilhelm, so hieß er als Kronprinz, am 9. März 1888 todkrank die Nachfolge Wilhelms I. antrat (Abb. 4), gab es schon einige Zeit keine »Kronprinzenpartei« mehr; denn die für ein gemäßigt-liberales Kabinett in Frage kommenden Persönlichkeiten hatte Bismarck sämtlich ausgeschaltet. Seiner Stimme durch einen Luftröhrenschnitt beraubt, konnte Friedrich seine Wünsche und Vorstellungen nur mühsam und in schriftlicher Form äußern, so daß Viktoria ganz von selbst in eine entscheidende Rolle rückte. »Aber«, bemerkt Wolfgang J. Mommsen, »ihr waren weitgehend die Hände gebunden, und selbst die Kommunikation mit ihren engsten Beratern, insbesondere Ludwig Bamberger, mußte inkognito und durch Vermittlung der Frau von Stockmar erfolgen.«[74]

An Mein Volk!

Aus Seinem glorreichen Leben schied der Kaiser.

In dem vielgeliebten Vater, den Ich beweine, und um den mit Mir Mein Königliches Haus in tiefstem Schmerze trauert, verlor Preußens treues Volk seinen ruhmgekrönten König, die Deutsche Nation den Gründer ihrer Einigung, das wiedererstandene Reich den ersten Deutschen Kaiser!

Unzertrennlich wird Sein hehrer Name verbunden bleiben mit aller Größe des Deutschen Vaterlandes, in dessen Neu-Begründung die ausdauernde Arbeit von Preußens Volk und Fürsten ihren schönsten Lohn gefunden hat.

Indem König Wilhelm mit nie ermüdender landesväterlicher Fürsorge das Preußische Heer auf die Höhe seines ernsten Berufes erhob, legte Er den sicheren Grund zu den unter Seiner Führung errungenen Siegen der Deutschen Waffen, aus denen die nationale Einigung hervorging. Er sicherte dadurch dem Reiche eine Macht-Stellung, wie sie bis dahin jedes Deutsche Herz ersehnt, aber kaum zu erhoffen gewagt hatte.

Und was Er in heißem, opfervollem Kampfe seinem Volke errungen, das war Ihm beschieden, durch lange Friedens-Arbeit mühevoller Regierungsjahre zu befestigen und segensreich zu fördern.

Sicher in seiner eigenen Kraft ruhend, steht Deutschland geachtet im Rathe der Völker und begehrt nur, des Gewonnenen in friedlicher Entwickelung froh zu werden.

Daß dem so ist, verdanken wir Kaiser Wilhelm, Seiner nie wankenden Pflichttreue, Seiner unablässigen, nur dem Wohle des Vaterlandes gewidmeten Thätigkeit, gestützt auf die von dem Preußischen Volke unwandelbar bewiesene und von allen Deutschen Stämmen getheilte opferfreudige Hingebung.

Auf Mich sind nunmehr alle Rechte und Pflichten übergegangen, die mit der Krone Meines Hauses verbunden sind, und welche Ich in der Zeit, die nach Gottes Willen Meiner Regierung beschieden sein mag, getreulich wahrzunehmen entschlossen bin.

Durchdrungen von der Größe Meiner Aufgabe, wird es Mein ganzes Bestreben sein, das Werk in dem Sinne fortzuführen, in dem es begründet wurde, Deutschland zu einem Horte des Friedens zu machen und in Uebereinstimmung mit den Verbündeten Regierungen sowie mit den verfassungsmäßigen Organen des Reiches wie Preußens, die Wohlfahrt des Deutschen Landes zu pflegen.

Meinem getreuen Volke, das durch eine Jahrhunderte lange Geschichte in guten wie schweren Tagen zu Meinem Hause gestanden, bringe Ich Mein rückhaltloses Vertrauen entgegen. Denn Ich bin überzeugt, daß auf dem Grunde der untrennbaren Verbindung von Fürst und Volk, welche, unabhängig von jeglicher Veränderung im Staatenleben, das unvergängliche Erbe des Hohenzollernstammes bildet, Meine Krone allezeit ebenso sicher ruht, wie das Gedeihen des Landes, zu dessen Regierung Ich nunmehr berufen bin, und dem Ich gelobe, ein gerechter und in Freud wie Leid ein treuer König zu sein.

Gott wolle Mir Seinen Segen und Kraft zu diesem Werke geben, dem fortan Mein Leben geweiht ist!

Berlin, den 12. März 1888.

Friedrich.

Abb. 4: Friedrich III.: An mein Volk. Proklamation zum Regierungsantritt. 12. März 1888

Fontane hat die Rolle Viktorias anders, genauer gesagt: äußerst kritisch gesehen: »Aber der neue Kaiser war bereits ein Sterbender, und so hatten wir nicht einen liberalen Regierungswechsel, sondern die alte Regierung blieb, in die nun ›vom Kabinett aus‹, d. h. durch die Kaiserin, fortschrittlerisch hineingewirtschaftet wurde. So daß Willkürlichkeit und Konfusion dieser ganzen Epoche den Stempel aufgedrückt haben.«[75] Nichts davon trifft zu, weder das »Hineinwirtschaften« der Kaiserin noch »Willkürlichkeit und Konfusion«. Fontane gibt nur wieder, was dank Bismarcks gezielten Hinweisen an die Presse offiziöse Lesart der Epoche war.[76] Die Regierungsgeschäfte gingen ihren Gang, wie schon das *Reichs=Gesetzblatt 1888* zeigt, und hätte es in dem »Gesetz, betreffend den Schutz von Vögeln« vom 22. März 1888 nicht den Satz gegeben: »Auch wird der in der bisher üblichen Weise betriebene Krammetsvogelfang [...] durch die Vorschriften dieses Gesetzes nicht berührt«[77], dann sähe sich der Leser Fontanes um mehr als nur ein paar Tafelfreuden gebracht. Kontinuität also auch beim Wacholderdrosselfang.

Das Jahr 1888 war kein Epochen- oder Schwellenjahr der deutschen Geschichte, denn eine Richtungsänderung der Politik unterblieb. Fontanes gelegentlich unterschätzter Roman *Die Poggenpuhls* trägt dem schon durch die Art der Erzählung Rechnung: »Erzählzeit ist das ›Dreikaiserjahr‹ 1888 [...]. Aber die neun Monate, in denen die ›Handlung‹ abläuft, bringen nichts Neues, trotz angeblichen ›happy-ends‹. Prinzipiell ändert sich in dieser Gesellschaft nichts.«[78] Als tiefer Einschnitt wurde erst die Entlassung Bismarcks zwei Jahre später und der Wechsel zum »Neuen Kurs« empfunden. Dennoch hat das Dreikaiserjahr in Fontanes Brief-, Roman- und Gedichtwerk vielfältige, darunter durchaus dissonante Spuren hinterlassen.[79] Nicht alles konnte hier zur Sprache kommen, doch wird demnächst Gelegenheit sein, einen weiteren Blick auf Friedrich III. zu werfen.[80] Wie die Gestalt die Phantasie des Romanciers herausgefordert hat, möchte eine nicht unwillkommene Ergänzung zur Befragung des Friedrich-Dichters sein.

Anmerkungen

1 Dem Aufsatz liegt ein Vortrag zugrunde, der auf der 11. Jahrestagung der Theodor Fontane Gesellschaft am 22. September 2001 in Potsdam gehalten wurde. Vgl. Wolfgang Schneider: *Regeln für den Menschenquark. Der Dichter selbst läßt sich entschuldigen: Die Fontane-Gesellschaft tagt in Potsdam.* – In: *Frankfurter Allgemeine Zeitung.* Nr. 225, 27. September 2001, S. 54. – In erweiterter Fassung wurde der Vortrag am 13. März 2002 im Fontane-Kreis Niederrhein in Kaiserswerth gehalten.

2 Theodor Fontane *Knittelvers.* – In: GBA *Gedichte.* Bd. 2. *Gedichte in Prosatexten. Gedichte aus dem Nachlaß.* Hrsg. von Joachim Krueger u. Anita Golz. 2., durchges. u. erw. Aufl. Berlin 1995, S. 451. – Für den *Knittelvers* wie für die im folgenden besprochenen Gedichte unergiebig die neue Monographie von Jens Erik Classen: *»Altpreußischer Durchschnitt«? Die Lyrik Theodor Fontanes.* Frankfurt am Main, Berlin u.a. 2000 (Historisch-kritische Arbeiten zur deutschen Literatur, Bd. 29).

3 *Vossische Zeitung.* Nr. 248, 27. Mai 1928 (*Das Unterhaltungsblatt*, Nr. 123).

4 Gedrängter Überblick bei Volker Ullrich: *Die nervöse Großmacht 1871–1918. Aufstieg und Untergang des deutschen Kaiserreichs.* 4. Aufl. Frankfurt am Main 2001, S. 107–113.

5 »Stöcker war der erste Politiker im Kaiserreich, der den Antisemitismus ganz bewußt als Instrument zur Mobilisierung der Massen einsetzte«, schreibt Ullrich: *Großmacht* (wie Anm. 4), S. 387. Wilhelm II. hatte bereits als Kronprinz im November 1887 seine geistige Nähe zu den antisemitischen Kreisen dokumentiert, als er eine Versammlung Stöckers aufsuchte (vgl. ebd., S. 112). August Trümpelmann (1837–1915), Pfarrer und Schriftsteller, brachte 1888 in neuer Bearbeitung sein Festspiel *Luther und seine Zeit* (1869) heraus.

6 GBA *Gedichte* (wie Anm. 2). Bd. 2, S. 673.

7 Theodor Fontane: *Grabschrift.* – Erstdruck in: *Zur guten Stunde.* Bd. 2, September 1888, Sp. 1103 unter dem Titel »Kaiser Friedrich III. (gest. 15. Juni 1888)«. Zu dieser Zeitschrift vgl. Roland Berbig unter Mitarb. von Bettina Hartz: *Theodor Fontane im literarischen Leben. Zeitungen und Zeitschriften, Verlage und Vereine.* Berlin, New York 2000 (Schriften der Theodor Fontane Gesellschaft, Bd. 3), S. 258–262.

8 Theodor Fontane: *Letzte Fahrt.* – Erstdruck in: *Der Bär.* Jg. 15, Nr. 1, Oktober 1888, unter dem Titel *Kaiser Friedrichs letzte Fahrt.* Zu dieser Zeitschrift vgl. Berbig: *Fontane* (wie Anm. 7), S. 320–325.

9 Theodor Fontane: *Grabschrift.* – In: GBA *Gedichte* (wie Anm. 2). Bd. 1, S. 229.

10 Johann Wolfgang Goethe: *Der König in Thule.* – In: J. W. Goethe: *Sämtliche Gedichte.* Erster Teil. München 1961, S. 103. – Wiederum in dem bekannten Vers »bis lobesam / Der von Ribbeck auf Ribbeck zu sterben kam« zitiert.

11 So die Unterteilung der »Bilder und Balladen« in der Ausgabe der Gedichte; vgl. GBA *Gedichte* (wie Anm. 2). Bd. 1, S. 71: » I. Nordisches«; S. 88: »II. Englisch-Schottisches«; S. 158: »III. Deutsches. Märkisch-Preußisches«.

12 Theodor Fontane: *Letzte Begegnung.* – Erstdruck in: *Zur guten Stunde.* Bd. 4, Nr. 45, 22. Juni 1889, Sp. 597f. unter dem Titel *Letzte Audienz vor Kaiser Friedrich.*

13 Theodor Fontane: *Ré Umbertos Kranz.* – In: *Der Bär. Berlinisch-märkischer Kalender für das Jahr 1890*, S. 71 unter dem Titel *Ré Umbertos Kranz für Kaiser Friedrich.*

14 GBA *Gedichte* (wie Anm. 2). Bd. 1, S. 228.

15 Ebd., S. 73.

16 Ebd., S. 79.

17 Theodor Fontane: *Tagebücher 1866–1882. 1884–1898.* Hrsg. von Gotthard Erler unter Mitarb. von Therese Erler. – GBA *Tagebücher.* Bd. 2. 2. Aufl. 1995, S. 241.

18 GBA *Gedichte* (wie Anm. 2), S. 71f., S. 75ff., S. 77ff., S. 79ff., S. 81f.; Kommentar S. 487, S. 489, S. 490, S. 491, S. 495.

19 Vgl. Karl Richter: *Das spätere Gedichtwerk.* – In: Christian Grawe/Helmuth Nürnberger (Hrsg.): *Fontane-Handbuch.* Stuttgart 2000, S. 726–747, hier S. 742ff.

20 Theodor Fontane an Pol de Mont, Berlin, 24. Mai 1887. – In: HFA IV/3, S. 537–538, hier S. 538.

21 Theodor Fontane an Pol de Mont, Berlin, 17. Dezember 1889. – In: HFA IV/3, S. 743–744, hier S. 744.

22 (Pommersches) Nr. 2. – Hier konnte Fontane auf das Bildgedächtnis seiner Leser bauen, denn von dem Generalfeldmarschall (Ernennung im Herbst 1870) in dieser Uniform gab es eine Anzahl von Holzschnitten, Drucken und Fotos.

23 Heinrich von Angeli (?): *Kronprinz Friedrich Wilhelm von Preußen.* Pastell 125 x 81 cm. Stiftung Preußische Schlösser und Gärten, Schloß Charlottenburg. Vgl. die Abbildung in: *Fontane Blätter* 72 (2001), S. 78.

24 Zur Beziehung zwischen Bild und Tod vgl. Thomas Macho: *Tod und Trauer im kulturwissenschaftlichen Vergleich.* – In: Jan Assmann: *Der Tod als Thema der Kulturtheorie.* Frankfurt am Main 2000 (Erbschaft unserer Zeit. Vorträge über den Wissensstand der Epoche, Bd. 7), S. 89–120, hier S. 99–105: »Bild und Tod. Die Materialität des Toten«.

25 Vgl. *Berlin und Preußen und das Reich 1888. Ein deutsches Bilderbuch.* Ein Schicksalsjahr im Spiegel der Pressebilder gesammelt und erläutert von Klaus J. Lemmer. Berlin 1981, S. 49. – *Kaiser Friedrich III. (1831–1888).* Ausstellung des Geheimen Staatsarchivs Preußischer Kulturbesitz anläßlich der 100. Wiederkehr des Dreikaiserjahres 1888. Berlin 1988, S. 184.

26 Karl Richter: *Die Erneuerung der Ballade in Fontanes Alterswerk.* – In: *Fontane Blätter* 71 (2001), S. 102–119, hier S. 110.

27 Daran ändert auch nichts, daß es »die Nähe zum Tod [ist], die die Herrschergröße noch einmal aufscheinen läßt, bevor sie dem Tod anheimfällt« (Richter: *Erneuerung* [wie Anm. 26], S. 110).

28 LEMMER: *Berlin und Preußen* (wie Anm. 25), S. 49.
29 Vgl. DIETER MÖHN/ROLAND PELKA: *Fachsprachen. Eine Einführung.* Tübingen 1984 (Germanistische Arbeitshefte, 30), S. 152.
30 HANNAH PAKULA: *Victoria. Tochter Queen Victorias, Gemahlin des preußischen Kronprinzen, Mutter Wilhelms II.* Aus dem Amerikanischen von WALTRAUD KOLB u. BRIGITTE RAPP. München 1999, S. 519f.
31 *Kaiser Friedrich III.* Ausstellungskatalog (wie Anm. 25), S. 184.
32 Zur Krankengeschichte und zum Streit der Mediziner detailliert JOHN C. G. RÖHL: *Wilhelm II. Die Jugend des Kaisers 1859–1888.* München 1993, S. 643ff.
33 WOLFGANG J. MOMMSEN: *Bismarck ließ verbreiten, die Engländerin habe eine Meise.* – In: *Frankfurter Allgemeine Zeitung.* Nr. 179, 4. August 2001, S. 42.
34 FONTANE: *Tagebücher* (wie Anm. 17), S. 244f.
35 Vgl. PAKULA: *Viktoria* (wie Anm. 30), S, 537–539.
36 Ebd., S. 537.
37 Vgl. JOHANN FRIEDRICH GEIST: *Die Kaisergalerie. Biographie der Berliner Passage.* München, New York 1997, S. 45.
38 Vgl. MARIE-LOUISE PLESSEN/DANIEL SPOERRI (Hrsg.): *Le Musée sentimental de Prusse.* Ausstellungskatalog. Berlin 1981, S. 132 mit Abb.
39 GOTTFRIED BENN: *Die kleine Aster.* – In: *Menschheitsdämmerung. Ein Dokument des Expressionismus.* Mit Biographien u. Bibliographien neu hrsg. von KURT PINTHUS. Hamburg 1959 [zuerst Berlin 1920] (Rowohlts Klassiker 55/56), S. 53.
40 HERMANN MÜLLER-BOHN: *Unser Fritz, Deutscher Kaiser und König von Preußen. Ein Lebensbild.* Mit zahlreichen Illustrationen von ersten deutschen Künstlern. 3. Aufl. Berlin o.J., S. 415.
41 So der Titel in MÜLLER-BOHN: *Unser Fritz* (wie Anm. 40), S. 415 und im Erstdruck in *Der Bär* (vgl. Anm. 8).
42 GBA *Gedichte* (wie Anm. 2). Bd. 1, S. 227. Vgl. den Kommentar ebd., S. 577f.
43 Theodor Fontane an Pol de Mont, Berlin, 24. Mai 1887. – HFA IV/3, S. 537-538, hier S. 538.
44 MÜLLER-BOHN: *Unser Fritz* (wie Anm. 40), S. 416.
45 Theodor Fontane an Georg Friedlaender, Berlin, 16. Juni 1888. – In: HFA IV/3, S. 613–615, hier S. 613f.
46 MÜLLER-BOHN: *Unser Fritz* (wie Anm. 40), S. 407.
47 PLESSEN/SPOERRI (Hrsg.): *Musée* (wie Anm. 38), S. 134 mit Abb.
48 MÜLLER-BOHN: *Unser Fritz* (wie Anm. 40), S. 407.
49 Ebd., S. 418.
50 PAKULA: *Viktoria* (wie Anm. 30), S. 520.
51 PLESSEN/SPOERRI (Hrsg.): *Musée* (wie Anm. 38), S. 133 mit Abb.
52 PAKULA: *Viktoria* (wie Anm. 30), S. 529.

53 Mommsen: *Bismarck* (wie Anm. 33).
54 Ullrich: *Großmacht* (wie Anm. 4), S. 109.
55 Müller-Bohn: *Unser Fritz* (wie Anm. 40), S. 422.
56 Plessen/Spoerri (Hrsg.): *Musée* (wie Anm. 38), S. 131–134.
57 Müller-Bohn: *Unser Fritz* (wie Anm. 40), S. 99. – GBA *Gedichte* (wie Anm. 2). Bd. 1, S. 210–212.
58 Müller-Bohn: *Unser Fritz* (wie Anm. 40), S. 139. – GBA *Gedichte* (wie Anm. 2), Bd. 1, S. 219f.
59 Müller-Bohn: *Unser Fritz* (wie Anm. 40), S. 100.
60 Ebd., S. 138f.
61 GBA *Tagebücher* (wie Anm. 17). Bd. 2, S. 242.
62 GBA *Gedichte* (wie Anm. 2). Bd. 2, S. 91.
63 *Vossische Zeitung*. Nr. 516, 31. Oktober 1888.
64 *Die Französische Kolonie*. Jg. 2, 1888, S. 138.
65 Pakula schreibt: »[…] die *Vossische Zeitung* trauerte um diesen ›Siegfried …diesen ritterlichen Prinzen …, der vom bösartigen Tod hinweggerafft wurde‹. Während sich die Konservativen öffentlich freuten, daß seine Regierungszeit so kurz gewesen war, stellte die *Frankfurter Zeitung* fest, daß der Verstorbene nicht umsonst gelebt hatte: ›Das Gute, das er getan, die Größe, nach der er gestrebt … bleiben seiner Familie, der Nation und der Welt erhalten‹« (*Victoria* [wie Anm. 30], S. 525).
66 Theodor Fontane an Emilie Fontane, Berlin, 2. Oktober 1888. – In: HFA IV/3, S. 642–645, hier S. 643.
67 Theodor Fontane an Georg Friedlaender, Berlin, 5. Oktober 1888. – In: HFA IV/3, S. 645–647, hier S. 645.
68 Vgl. Rudolf Muhs: *»Die Lilie der Legende«. Ein unbekanntes Huldigungsgedicht Theodor Fontanes an Königin Elisabeth von Preußen*. – In: *Berliner Hefte zur Geschichte des literarischen Lebens* 2 (1998), S. 65–74; das Manteuffel-Gedicht S. 73f.
69 GBA *Gedichte* (wie Anm. 2). Bd. 1, S. 256.
70 Hervorhebung von mir, H. F.
71 GBA *Tagebücher* (wie Anm. 17). 2. Bd., S. 243.
72 GBA *Gedichte* (wie Anm. 2). Bd. 1, S. 228f.
73 Theodor Fontane an Martha Fontane, Berlin, 15. Juni 1888. – In: HFA IV/3, S. 611–612, hier S. 612.
74 Mommsen: *Bismarck* (wie Anm. 33).
75 GBA *Tagebücher* (wie Anm. 17). 2. Bd., S. 243.
76 Vgl. Otto Pflanze: *Bismarck*. München 1997–98. Bd. 2, S. 540. – Pakula: *Victoria* (wie Anm. 30), S. 489–525.

77 (Nr. 1784.) Gesetz, betreffend den Schutz von Vögeln. Vom 22. März 1888. – In: *Reichs=Gesetzblatt.* 1888. Enthält die Verordnungen u.s.w. vom 14. Januar bis 23. Dezember 1888 [...]. Hrsg. im Reichsamt des Innern. Berlin [1888], S. 111–114, hier S. 113.

78 Eda Sagarra: *Die Poggenpuhls. Roman.* – In: Grawe/Nürnberger (Hrsg.): *Fontane-Handbuch* (wie Anm. 19), S. 651–662, hier S. 658.

79 Vgl. Dietmar Storch: *Theodor Fontane – Zeuge seines Jahrhunderts.* – In: Grawe/Nürnberger (Hrsg.): *Fontane-Handbuch* (wie Anm. 19), S. 168–171.

80 Die Frühjahrstagung der Theodor Fontane Gesellschaft 2003 in Bad Homburg wird sich u.a. Fontanes schriftstellerischen Beziehungen zu Viktoria und Friedrich III. widmen.

Rezensionen

Theodor und Martha Fontane. Ein Familienbriefnetz. Hrsg. v. Regina Dieterle. Berlin, New York: Walter de Gruyter 2002. XVI, 971 Seiten. 34 Abb., 17 Faks. (Schriften der Theodor-Fontane-Gesellschaft. Hrsg. v. Luise Berg-Ehlers, Helmuth Nürnberger, Henry H. H. Remak. Bd. 4) 128,– Euro

Theodor Fontane. Meine liebe Mete. Ein Briefgespräch zwischen Eltern und Tochter. Hrsg. v. Gotthard Erler. 1. Aufl. Berlin: Aufbau Taschenbuch Verlag 2001. 584 Seiten. 1 Abb. 12,50 Euro

Lange Zeit waren die Briefe Theodor Fontanes an seine Tochter Martha und die Briefe Marthas an die Eltern nur in zwei getrennten Editionen verfügbar: die Briefe Fontanes – erstmals zu einem Komplex zusammengefaßt – im zweiten Band der von Kurt Schreinert und Charlotte Jolles herausgegebenen Propyläen-Briefausgabe (1968–71)[1], die Briefe Marthas in dem wenig später ebenfalls bei Propyläen erschienenen Band von Edgar R. Rosen (1974)[2].

Nun endlich liegen diese Briefe zusammen mit den erstmals veröffentlichten Nachschriften Emilie Fontanes in einem Band vor – allerdings in zwei Editionen, die unterschiedlicher nicht sein könnten! Gotthard Erlers im Aufbau Taschenbuch Verlag publizierte Ausgabe konzentriert sich auf den Briefwechsel zwischen Eltern und Tochter. Regina Dieterles voluminöse, gebundene Ausgabe bei de Gruyter erweitert diesen Briefwechsel durch Briefe aus dem Familien- und Freundeskreis zum Briefnetz. Die Problematik der doppelten bzw. mehrfachen Fontane-Ausgaben wird damit weiter fortgesetzt.

Während Erler dem Abdruck der Briefe neben einem Portrait von Martha Fontane lediglich einen kurzen Anhang (37 S.) mit Nachwort, editorischen Anmerkungen »Zu dieser Ausgabe« und einer Zeittafel (»Mete Fontane und ihr Umfeld«) hinzufügt, also auf einen Apparat verzichtet, liefert Dieterle auf über 450 Seiten zusätzliches Material. Neben Erläuterungen »Zur Edition« und einer Einführung finden sich Abbildungen (Fotos aus dem Familien- und Freundeskreis) und Dokumente (u. a. zwei Briefentwürfe Fontanes mit Faksimiles), ein Anmerkungsapparat, zwei Register, ein Verzeichnis der Briefe und Dokumente sowie ein Familienstammbaum und eine familiengeschichtliche Zeittafel.

Dieterle druckt 180 Briefe Fontanes an Martha – vom 21. 5. 1870 bis zum 16. 5. 1898. Den 90 bei Rosen edierten Briefen Marthas, die den Zeitraum vom 1. 8. 1880 bis zum 19. 9. 1882 umfassen, fügt sie noch zwei Kinderbriefe aus dem Juli 1867 hinzu.

Da Erler diese Kinderbriefe nicht in seine Edition aufnimmt, insgesamt aber 270 Briefe abdruckt, wobei die Datierungen des ersten und letzten Briefes von Fontane bzw. Martha mit Dieterle übereinstimmen[3], könnten beide Konvolute also identisch sein. Allerdings gibt Erler an, von Fontane seien 178 Briefe, von Mete »92 dicht aufeinanderfolgende

Briefe aus den Jahren 1880/82« erhalten! (S. 548) Beim mühsamen Durchzählen finden sich in Erlers Ausgabe dennoch nur 90 Briefe Marthas, demnach müßten also 180 Briefe von Fontane abgedruckt sein. Da Erler aber betont, er habe nur einen Brief Fontanes zusätzlich abgedruckt (S. 567), also 178 + 1, bleiben Unstimmigkeiten, die ohne ein Briefverzeichnis nicht geklärt werden können.[4] Zum Problem wird in diesem Zusammenhang auch, daß Erler einen Briefentwurf Fontanes an Martha aus dem Frühjahr 1884 als Brief mitzählt (Nr. 131), der von Dieterle dagegen nicht in das Briefkorpus aufgenommen, sondern als Dokument I, 2. (S. 555–561) präsentiert wird.

Besonders ärgerlich ist das Fehlen eines Briefverzeichnisses schließlich bei der Suche nach den erstmals veröffentlichten Briefpassagen von Emilie Fontane. Denn wo diese zu finden sind, kann Erlers Leser einzig beim Durchblättern der Ausgabe in Erfahrung bringen, während Dieterles Briefverzeichnis die erstmals veröffentlichten Briefe bzw. die Briefe mit bisher unveröffentlichten Teilen durch Kursivdruck markiert.

Dieterle wie Erler präsentieren insgesamt 17 neue Textpassagen Emilies – neben ihrem einzigen erhaltenen Brief vom 2. 6. 1876, dem ein Briefteil Fontanes folgt, schließen 16 Zusätze Emilies jeweils an Fontanes Briefe an. Nach welchem Prinzip Erler hier noch Nachschriften und Briefteile unterscheidet, bleibt allerdings unklar.

Letztlich stimmen die Editionen Erlers und Dieterles im Hinblick auf den Briefwechsel zwischen Eltern und Tochter mit 270 bzw. 272 Briefen jedoch weitgehend überein. Beide folgen zudem dem Vorbild Rosens, wenn sie die Briefe Marthas aus Klein Dammer durch Briefe Eugenie von Mandels und Marie Schreiners ergänzen.[5] Erlers Briefkorpus ist damit abgeschlossen. Dieterle, die den Briefwechsel von Eltern und Tochter dagegen lediglich als Kern eines Familienbriefnetzes betrachtet, das sich nicht nur auf die Söhne George und Theo mit ihren Frauen sowie Friedrich, sondern auch auf die »Familienfreunde« erstreckt, bezieht 59 weitere Briefe (davon 39 erstmals veröffentlicht) in ihre Edition ein. (S. Xf.)

Nach den Handschriften neu ediert wurden die Briefe in beiden Ausgaben. Aber während Dieterle dabei buchstaben- und zeichengetreu verfährt, gleicht Erler die Texte »den üblichen Gepflogenheiten vor der Rechtschreibreform von 1999« an (S. 568f.), und man fragt sich warum? Ist doch die buchstaben- und zeichengetreue Wiedergabe inszwischen das grundlegende Editionsprinzip aller neueren Ausgaben, insbesondere auch der von Erler herausgegebenen *Großen Brandenburger Ausgabe* und des von ihm dort edierten Ehebriefwechsels[6].

Der Anmerkungsapparat von Dieterle verzeichnet die Überlieferung der Briefe mit Handschriften, Erst- und Folgedrucken, ergänzt den edierten Text um seine Entstehungsvarianten und liefert einen umfangreichen Stellenkommentar. Auf Randbemerkungen in den Briefen wird jeweils in Fußnoten verwiesen, Texte der Herausgeberin finden sich, kursiv gedruckt, nur in den Fußnoten und im Stellenkommentar.

Da Erler in seiner Ausgabe auf einen Apparat verzichtet, werden Kommentare des Herausgebers, durch [ ] gekennzeichnet, in die Briefe integriert. Neben Hinweisen auf Randbemerkungen und Korrekturen von Ort und Datum werden insbesondere »abgekürzte oder indirekt genannte Namen sowie ungenau zitierte Titel« (S. 569) ergänzt. Zudem werden einzelne Anspielungen auf Fontanes Werke, auf Familienereignisse und historische Ereignisse aufgelöst. Der Entschluß zur Modernisierung von Interpunktion, Orthographie und Grammatik der Texte zieht schließlich entsprechende Korrekturen und die Kennzeichnung eigentümlicher Schreibweisen nach sich.

Dieser letztlich nur punktuelle Kommentar Erlers scheint – wie der Verzicht auf buchstaben- und zeichengetreue Textwiedergabe – dem Publikationsort und damit den möglichen Adressaten der Ausgabe geschuldet zu sein. Denn der Eltern-Tochter-Briefwechsel erscheint – übrigens in gleicher Austattung wie der Briefwechsel Fontanes mit Mathilde von Rohr[7] – in der Aufbau-Taschenbuch-Reihe, in der auch die alte *Aufbau Fontane-Ausgabe* (1969–1993) unter Auslassung ihres Stellenkommentars nachgedruckt wird. Er wird damit eingeordnet in eine Reihe von Ausgaben, die angesichts der neuen *Großen Brandenburger Ausgabe* auf überholten Textgrundlagen beruhen, allerdings den ›normalen‹ Fontane-Lesern und -Liebhabern nicht zuletzt wegen des niedrigen Preises genügen können.

Erlers Kritik an den Propyläen-Ausgaben von Schreinert/Jolles und insbesondere von Rosen zeigt jedoch, daß er durchaus einen wissenschaftlichen Leser im Blick hat! Denn er beklagt neben »ungezählten Fällen« von Lese- und Flüchtigkeitsfehlern in der Rosenschen Edition auch, daß »ein reichliches Dutzend« der Briefe Fontanes aus dem Potsdamer Fontane-Archiv bei Schreinert/Jolles nur »höchst unzureichend ediert« sei. Gegenüber den bisherigen Publikationen seien daher »zahlreiche Versehen« in den Briefen Fontanes korrigiert und »vor allem die Briefe Marthas erstmals exakt wiedergegeben« worden. (S. 567f.) Die implizite Schärfe dieser Aussagen überrascht nicht nur, weil Erler dem Leser weder Briefverzeichnis noch Apparat zur Verfügung stellt. Zu fragen ist auch, in welchem Umfang die entsprechenden Korrekturen in einem modernisierten Text überhaupt sichtbar werden? Daß der Briefwechsel nicht in derselben Ausstattung wie der von Erler vorbildlich edierte Ehebriefwechsel Aufnahme in die *Große Brandenburger Ausgabe* gefunden hat, ist umso bedauerlicher.

Gänzlich ohne Probleme ist aber auch Dieterles Publikation in den Schriften der Theodor Fontane Gesellschaft – einer Reihe, die außerhalb aller Werkausgaben steht – nicht. Der hohe Preis wird die Rezeption nicht begünstigen. Und auch die Benutzerfreundlichkeit dieses schweren Buches, in dem zwischen Briefen und Apparat hin- und hergeblättert werden muß, hätte durch die Teilung in zwei Bände durchaus erhöht werden können. Schließlich kann man die Lesbarkeit des Apparates durch den Kursivdruck der Herausgeber-Kommentare eingeschränkt und das eine oder andere im

Stellenkommentar auch einfach überkommentiert finden. Aber das sind Petitessen angesichts einer präzise edierten und kommentierten Ausgabe, die für einige Zeit die wissenschaftlich maßgebliche Edition bleiben wird.

Worin liegt nun der Gewinn beider Editionen? Erscheinen die Fontanes in neuem Licht durch die erstmals veröffentlichten Briefe und Briefpassagen?

Schon in der Rosenschen Edition wurde deutlich, daß Martha Fontane ihre Briefe zwar meistens an die Mutter adressiert, immer aber auch den Vater mitmeint. Wie dagegen Emilie die Briefe ihres Mannes an die Tochter mitliest und mitschreibt, zeigen erst ihre Briefpassagen in den neuen Editionen.

Eine veränderte Bewertung des vieldiskutierten Verhältnisses von Fontane, Emilie und Martha ist die Folge. Zu Recht betont Erler hier – auch mit Blick auf den Ehebriefwechsel – die starke Position Emilies und die »herzlich-dauerhafte Bindung« Fontanes an sie. Emilie werde nicht durch die Tochter abgelöst, sondern Mete stoße als Dritte im Bunde hinzu. (S. 562f.) Zu diesem Ergebnis kommt letztlich auch Dieterle, wenngleich sie Vorbehalte äußert. (S. 8f.) Belege für die von ihr entwickelte These einer erotisierten Vater-Tochter-Beziehung ließen sich im Korpus des Kern-Briefwechsels jedoch auch finden, ohne daß Dieterle hier eigens noch einen Brief von Anna Witte einfügen müßte (Nr. 91).[8]

Was für die Briefe von Eltern und Tochter gilt, prägt in weitaus stärkerem Maß auch das Familienbriefnetz. Im Mitlesen und Mitschreiben von Briefen, die dann weitergeschickt werden, im Vorlesen und Abschreiben, ja sogar Verschenken von Briefen etablieren die Schreibenden eine gemeinsame Öffentlichkeit, die zuweilen allerdings auch durch entsprechende Briefzusätze eingeschränkt wird. (Dieterle, S. 2–4)

Erst die hier von Dieterle neu einbezogenen Briefe zeigen, wie eng die Familienmitglieder (und auch die Freunde) miteinander verbunden sind, und ermöglichen damit eine neue Einschätzung der Familien-Beziehungen. Verändert erscheint dabei vor allem das Verhältnis der Eltern zu den Söhnen, denen angesichts der herausgehobenen Stellung der Tochter und der kritischen Äußerungen Fontanes bislang nur eine untergeordnete Bedeutung zugemessen wurde. Sie sind nun in Familienfreuden wie der Verlobung Theos (Nr. 161ff.) ebenso präsent wie in den großen Familienkrisen. Vor allem der Tod von George 1887 (Nr. 168ff.) und die schwere Krankheit Fontanes 1892 (Nr. 254ff.) werden in ihrem vollen Umfang erst durch Emilies und Marthas Briefe an die Söhne bzw. Brüder faßbar.

Als »hochgradige Neurasthenie« (Emilie an Friedrich Fontane, 28. 6. 1892, Nr. 255) markiert die große Krise Fontanes zugleich den Höhepunkt einer Familien-Krankengeschichte, die zunächst durch Marthas Briefe aus Klein Dammer thematisiert wird. Ihre Beschwerden (Nr. 50, 54) werden von Fontane selbst als Nervosität diagnostiziert und auf die Nervosität der Eltern zurückführt (Nr. 108). Wie weit aber die Familien-Nervosität geht, verdeutlicht ein Brief

Emilies an den Sohn Theo, in dem sie dessen Gewitterangst als »Ableger« der eigenen Sturmkrankheit identifiziert (Nr. 196).

Am Ende von Dieterles Edition steht schließlich eine Reihe erstmals publizierter Briefe von Martha Fontane an verschiedene Adressaten aus dem Familien- und Freundeskreis: vier Briefe aus dem September 1898 (Nr. 321ff.) zeigen das tragische Aufeinandertreffen von Marthas Verlobung mit K. E. O. Fritsch und Fontanes Tod; die nachfolgenden Briefe aus dem Zeitraum zwischen 1902 und 1915 (Nr. 326ff.) gewähren erste Einblicke in die Nachlaß-Streitigkeiten und die Schwierigkeiten bei der Herausgabe der Familienbriefe Fontanes.

Sieht Gotthard Erler in seiner Edition des Briefwechsels vor allem »die tragisch überschattete Biographie der Tochter eines berühmten Vaters« (S. 555) dokumentiert, so zielt Regina Dieterle mit der Erweiterung ihrer Edition auf »ein differenzierteres Bild dieser ungewöhnlich begabten und gefährdeten Frau« (S. 6). Ihr Familienbriefnetz eröffnet dabei vielversprechende Ausblicke auf weitere, zu ergänzende Brief-Ausgaben.[9]

In der Brief-Edition wird, da gegenwärtig noch nicht alle Briefe Fontanes veröffentlicht sind, eine der wichtigsten Aufgaben der künftigen Fontane-Forschung liegen. Wann die in der *Großen Brandenburger Ausgabe* intendierte Gesamtausgabe der Briefe[10] zu verwirklichen ist, läßt sich nicht abschätzen, zumal neue Briefe angesichts des weit verstreuten Nachlasses jederzeit gefunden werden können. Auch sind die Briefe der anderen Familienmitglieder bislang noch kaum publiziert.[11]

Eine weitere Rekonstruktion des Familienbriefnetzes der Fontanes wäre aber vor allem für eine kulturwissenschaftlich orientierte Bürgertums- und Familienforschung zum 19. Jahrhundert von großer Bedeutung. Sie könnte ebenso in eine Geschichte der Familie Fontane münden, wie zu Vergleichen mit anderen Familiennetzen, beispielsweise dem der Familie Mann, genutzt werden.[12] Natürlich aber sollte Gotthard Erlers soeben vorgelegter Biographie von Emilie Fontane[13] zunächst eine Biographie Marthas folgen, die in Dieterles Briefauswahl ja auch intendiert ist.

Letztlich scheint auch die Auffindung neuer Texte nicht unmöglich: Emilies sog. *Jugendnovelle* ist im Anhang von Erlers Biographie abgedruckt. Vielleicht müßte nach Martha Fontanes Novelle[14] einfach noch einmal gesucht werden!

(Leicht gekürzte Version eines bei IASLonline erschienenen Artikels, ins Netz gestellt am 9.4.2002 unter http://iasl.uni-muenchen.de/rezensio/liste/kuhnau2.html)

❑ Petra Kuhnau

Anmerkungen

1 Theodor Fontane: *Briefe I–IV.* Hrsg. von Kurt Schreinert. Zu Ende geführt und mit einem Nachwort versehen von Charlotte Jolles. Erste wort- und buchstabengetreue Edition nach den Handschriften. – Frankfurt am Main, Berlin 1968 – 1971.

2 Mete Fontane: *Briefe an die Eltern. 1880–1882.* Hrsg. und erläutert von Edgar R. Rosen. Wort- und buchstabengetreue Edition nach den Handschriften. – Frankfurt am Main, Berlin 1974.

3 Lediglich den letzten Brief Marthas datiert Erler nicht wie Dieterle auf den 19. 9., sondern vermerkt nur: »Nach dem 13. 9. 1882« (S. 266).

4 Woher dieser Brief (Nr. 6 vom 15. 8. 1876) kommt, klärt Erler im übrigen nicht. Siehe bisher HFA IV, 2, Nr. 431.

5 Erler ordnet diese Briefe von Eugenie von Mandel an Martha sowie an Emilie (30. 12. 80) und von Marie Schreiner an Martha (31. 5. 81) unnumeriert in die Chronologie ein. Vgl. Dieterle, Nr. 55, 56, 85.

6 Theodor und Emilie Fontane: *Der Ehebriefwechsel.* 3 Bde. Hrsg. von Gotthard Erler unter Mitarbeit von Therese Erler. GBA. – Berlin, Weimar 1998. Siehe Bd. 1, Zu dieser Ausgabe, S. 515.

7 Theodor Fontane: *Sie hatte nur Liebe und Gutes für mich. Briefe an Mathilde von Rohr.* Hrsg. von Gotthard Erler. – Berlin 2000.

8 Siehe auch Regina Dieterle: *Vater und Tochter. Erkundung einer erotisierten Beziehung in Leben und Werk Theodor Fontanes.* – Bern u.a. 1996.

9 Vgl. zu einem jüngst entdeckten Brief-Konvolut Regina Dieterle: *Familie Fontane und Familie Fritsch. Unbekannte Briefe, Gelegenheitsgedichte, Dokumente, Fotografien.* – In: *Fontane Blätter* 72 (2001), S. 178–180.

10 Siehe dazu Theodor Fontane: *Wanderungen durch die Mark Brandenburg.* Hrsg. von Gotthard Erler und Rudolf Mingau. – Berlin 1994, Bd. I, Zu dieser Ausgabe, S. 776.

11 Siehe dazu Gotthard Erlers Biographie *Das Herz bleibt immer jung. Emilie Fontane.* – Berlin 2002, die im Anhang (S. 385–417) eine kleine Auswahl aus den 300 meist unveröffentlichten Briefen Emilies präsentiert.

12 Vgl. dazu erste Ansätze bei Regina Dieterle: *Im Banne des Vaters. Die Fontanesche Familientragödie.* In: *Theodorus victor. Theodor Fontane, der Schriftsteller des 19. am Ende des 20. Jahrhunderts.* Hrsg. von Roland Berbig. – Frankfurt am Main u. a. 1999, S. 203–221.

13 Erler, wie Anm. 11.

14 Die von Fontane 1883 der *Illustrirten Frauen-Zeitung* zum Druck angebotene Novelle Marthas (Dieterle, Nr. 137) ist nicht überliefert.

Ralf Harslem: Thomas Mann und Theodor Fontane. Untersuchungen über den Einfluß Theodor Fontanes auf das erzählerische Frühwerk von Thomas Mann. Frankfurt am Main (u.a.): Lang 2000. (Heidelberger Beiträge zur deutschen Literatur; Bd. 7). 236 S. 35,30 Euro
Mit einem Seitenblick auf: Theodor Fontane und Thomas Mann: Die Vorträge des internationalen Kolloquiums in Lübeck 1997. Hrsg. von E. Heftrich. Frankfurt am Main: Klostermann 1998. (Thomas-Mann-Studien; Bd. 18) 49,– Euro

Im Jahre 1995 bemerkte Henry H. H. Remak, daß beim naheliegenden Vergleich zwischen Fontane und Thomas Mann, einen »die erwarteten und unerwarteten Analogien und Kontraste derart überfallen, daß man kaum ein noch aus weiß« (FBL 59, 102). Dem ist schwerlich zu widersprechen, und es beschreibt ziemlich genau das, was Ralf Harslem in seiner Heidelberger Dissertation passierte. Ein viel größerer Aufwand im Logisch-Systematischen (wie im Historischen) wäre zu erbringen gewesen, um sinnvolle Vergleichsfelder sowohl abzustecken als auch ertragreich zu bearbeiten. Gedankliche Tiefen- und begriffliche Trennschärfe des analytischen Zugriffs sind gefragt, will man sich nicht – wie Harslem über weite Strecken – in wenig zielführenden »Parallelmonographien« verlieren.

Daß es dazu der Basis gründlicher Kenntnisse von Leben und Werk *beider* Autoren bedarf, versteht sich von selbst. Derartige Kenntnisse wird man Harslem nicht absprechen wollen, wobei aber vor allem sein biographisches Wissen über Fontane etwas schematisch anmutet und er insgesamt von den zu bewältigenden Stoffmassen gleichsam »niedergedrückt« erscheint. Dies hatte zur Folge, daß sich die Arbeit selten über die Ebene des Referats erhebt. Dennoch liegt im *Text*vergleich ihr Ertrag. Damit sind nicht Harslems Spekulationen über entlehnte »Sprachbilder«, Namengebungen und Motivübernahmen aus dem Romanwerk und den *Wanderungen* gemeint, welche in der Hypothese gipfeln, die Wendung »das Herz auf dem rechten Fleck haben« (S.57f.) bei Mann sei von Fontane übernommen sowie Christian Buddenbrook dem (hingerichteten) Fähnrich von Arnstedt aus *Hoppenrade* nachgebildet (144f.). Harslems Überlegungen zu *Effi Briest* und *Der kleine Herr Friedemann* vor dem Hintergrund des Falles Wagner im dritten Kapitel waren es, die zu diesem halbwegs versöhnenden Ergebnis kommen ließen. Bevor allerdings der eigentliche Ertrag der Dissertation hier dargestellt werden kann, sollen die wesentlichen Defizite des Textes nicht verschwiegen werden. Dieser steht, was die Sprachgestalt angeht, auf verdrießlich stimmende Weise seinem »Gegenstand« fern. Von Lesevergnügen, das es sehr wohl auch bei wissenschaftlichen Texten gibt, kaum eine Spur. Doch nicht überbordende Begrifflichkeit und dergleichen ist hier das Ärgernis, vielmehr sind es stilistische Entgleisungen auf nahezu jeder Seite,

Redundanzen (einschließlich aufreizender Wortwiederholungen), ermüdende Weitschweifigkeiten, in denen Stringenz und Kohärenz nicht selten abhanden kommen … All das weist natürlich über rein sprachliche Schwierigkeiten hinaus und ist auch nicht nur auf die üblichen architektonischen Probleme »computergenerierter« Arbeiten zurückzuführen, obgleich diese hier sehr gut zu studieren sind. Vor allem die oben schon angedeuteten methodisch-methodologischen Defizite kommen in der Sprache der Darstellung gleichsam als Wiederkehr des Verdrängten zu Worte …

Abgesehen aber vom – manchmal peinlichen – Individualstil Harslems: Sein Vorgehen liegt in der Tat im Trend der jüngsten Thomas-Mann-Forschung. Stoffhuberei bei weitgehendem Verzicht auf theoretische Erklärungsmodelle scheint en vogue; in der Abwendung vom Dogmatismus einschlägiger Paradigmen und deren hermetischen Wissenschaftsjargons verfällt man lustig ins andere Extrem. Eine *fröhliche* Wissenschaft wird daraus mitnichten … eher das Gegenteil.

Harslem, der zu seinem Schaden auf einen Forschungsbericht verzichtet, überschreibt z. B. ein siebenseitiges Unterkapitel *Historie und Psychologie. Die Thematik des Frühwerks* (36–43). Das – wohl als eine Art Einleitung gedacht – bezieht sich auf beide Autoren. Wer nun einen konzisen Grundriß des Problems erwartet, sieht sich getäuscht. Es ist weder »Historie« (angewandter Sozial- oder Mentalitätsgeschichte z. B.) noch »Psychologie« (etwa Kreativitäts- oder Sozialisationstheorie) am Werke. Auch nicht deren Anwendungen in der gegenstandsbezogenen Forschungsliteratur. Dabei geht es doch immerhin um die bekannte Kunst-Leben-Antinomie bei Thomas Mann, um das Verhältnis von Werk und Vita generell. Und ganz richtig, wenn auch in seinem spezifischen Duktus sagt Harslem: »Fontanes Frühwerk […] läßt sich nicht von seinem Spätwerk trennen, das Werden des ›alten Fontane‹ ist an seinem Gesamtwerk abzulesen. Biographie und Genese des Werks lassen sich bei Theodor Fontane wie überhaupt im Leben eines (Kunst-)Schaffenden nicht trennen; die wechselseitige Durchdringung von Leben und Werk läßt sich zumeist nicht leugnen.« (36, ähnlich 101) Seine diesbezüglichen Ausführungen beschränken sich jedoch auf referierende Plattitüden, die gerade die »wechselseitige Durchdringung« auch noch völlig ignorieren. Statt die thematische Fixierung der Autoren »psychogenetisch auszuloten« (91, ähnlich 171), bekommen wir von der Frau als Opfer einer Männerwelt (bei Fontane anhand von *Geschwisterliebe*) zu hören, während Mann »ganz im Gegensatz« gerne »den Mann als Opfer der Frau zeichnet«. (37f.) Außerdem wäre es letzterem im Unterschied zu Fontane um die »psychologische Entlarvung des dekadenten Künstlertyps« zu tun, der am Leben scheitere: »In der psychologischen Ausdeutung des dekadenten Künstlertyps beweist Thomas Mann ein hohes Maß an Scharfsinnigkeit, einen strengen und sicheren Blick auf sein eigenes Künstler-Ich; sein Blick erschöpft sich nicht allein im anderen, vielmehr richtet er seinen durchdringenden Blick auf

seine eigene Person als Künstler, als ein Repräsentant dieses Künstlertypus.« (38) Was der Meister dabei sieht, erfahren wir allerdings auf den 222 Textseiten nicht. Daß etwa Fontane – über das Mythologem der Seejungfrau – *doch* dem Phänomen moderner Persönlichkeitsstruktur Gestalt verliehen hat, über ein Motiv also, das ja Thomas Mann geradezu als zentrale Metapher für den Künstler verwandte, hätte Harslem z. B. von seinem Doktorvater Dieter Borchmeyer lernen können. (Vgl. Thomas-Mann-Studien, 242f.) Von Differenzierungen des Frau-als-Gesellschaftsopfer-Klischees bei Fontane ist Harslem recht weit entfernt, von Differenzierungen der Kontexte insgesamt. Mit dem komplexitätsreduzierenden Schattenriß des Problems »erschöpft sich allein« der Blick des Autors, etwa mit der bloßen Nennung von Bebels *Die Frau und der Sozialismus.* Und so geht es fort. »Eingedenk einer unterschwellig angerührten gesellschaftlichen Kritik im Werk Theodor Fontanes ist es nahezu unmöglich, seine Romane ohne zeitgeschichtlichen Rahmen zu lesen oder gar deuten zu wollen.« (177) Allerdings. Doch sehen wir auch »in dieser Hinsicht einen unbedarften Autor« (so Harslem S. 96 über den Fontane des Jahres 1853) am Werke. Der »zeitgeschichtliche Rahmen«, der hier gezogen wird, ist wenig präzise, was gelegentlich zu schweren Verzeichnungen führt. So etwa, wenn – im Zusammenhang mit der Nietzscherezeption und ausgerechnet mit Verweis auf Eda Sagarra – von Fontanes »zum Teil sehr aggressiver und polemischer Kritik am Katholizismus« (165) die Rede ist. Für den relevanten Zeitraum sollte doch wohl eher jene »ungewöhnliche Unvoreingenommenheit« gelten, von der Sagarra schrieb (FBL 59, 42). Der raffinierten kritischen Funktionalisierung des Katholizismus *gegen* Preußen in seinen Texten ganz zu geschweigen. Als – sporadisch herangezogene – historiographische Gewährsleute Harslems fungieren lediglich Gordon A. Craig und Golo Mann. *Allgemeingeschichte* ist nun aber gerade nicht der Maßstab, auf den sich Fontanes Werk hinreichend abbilden läßt. Ein solches Verfahren führt auch wieder nur zu unergiebigen Allgemeinplätzen, letztlich zu den sattsam bekannten rekursiven Deutungen.

In Hinblick auf Literaturgeschichte wirkt sich die mangelnde Präzision Harslems beinahe noch ärger aus. Im Kapitel *Wege des Realismus* unternimmt er den Versuch, poetologische Positionen der Autoren in ihrer Entwicklung zu beschreiben. Aber weder beim Vergleich der jeweiligen Beziehungen zu Goethe noch bei der Betrachtung programmatischer Essayistik bewegt er sich auf dem Niveau des entsprechenden Forschungsdiskurses. So fehlt jede Spezialliteratur zum weiten Feld des programmatischen Realismus (einer markanten Schnittstelle von Literatur- und Geschichtswissenschaft), wenn er sich Fontanes Aufsatz *Unsere lyrische und epische Poesie seit 1848* widmet. Mehr als ein teilweise in sich widersprüchliches Referat, schlecht verstandener Müller-Seidel mit – wahrscheinlich von Stefan Kohl übernommenem – Platon verschnitten, kommt dabei nicht heraus. Urteile wie: »Fontane zeigt

schon 1848 erste Ansätze einer allmählichen Abkehr von seiner frühen – einseitigen – Geschichtsauffassung« (124) bleiben im leeren Raume stehen. Was bitte ist damit gemeint? Eine kontrastive Analyse oder auch nur Beschreibung der frühen Geschichtsauffassung Fontanes suchen wir jedenfalls vergeblich; u. E. lassen sich Fontanes Kernüberzeugungen in Sachen Historie eher als Kontinuum begreifen, auch über die Zäsur 1848 hinaus. Von »naiver Geschichtsgläubigkeit« jedenfalls (124) ist bei ihm selbst in seiner »historistischsten« Phase, die überdies erst – ganz anders als Harslem meint – *nach* 1848 einsetzte, kaum etwas zu verspüren.

Doch was bringt das alles im Vergleich mit Thomas Mann? Fontanes Aussagen zur Kunst, von denen Thomas Mann nebenbei bemerkt wenige gekannt hat, sind (zeitgeistgetränkte) realistische Filationen der klassischen Ästhetik, der auch Thomas Mann – trotz aller Schulung durch die Wiener Moderne – verpflichtet blieb. (»Finden, nicht erfinden«, Leben als »Marmorsteinbruch«, ideelle Durchdringung des Stoffes, Humor usw.)

Viel interessanter wäre es da gewesen, jener Doppelformel von *Mythus und Kritik* nachzuspüren, die Mann für Fontane prägte. (Etwa am *beiderseitigen* Interesse am Friedrich-Stoff.) Oder dem »outing« Fontanes als *heimlichem Sänger*, was eingebunden ist in die – literaturhistorisch interessante – Verteidigung des Romans als Kunstform noch zu Beginn des 20. Jahrhunderts. Oder eben dem Mythologem der Seejungfrau.

Alle diese Themen gehören zusammen, sie weisen zum wichtigsten, aktuellsten – und in der Forschung umstrittensten Problem des Vergleichs, dem nämlich, ob Thomas Mann vom »Vater« Fontane, bei dem er in die Schule gegangen zu sein ja behauptete, auch ein wesentliches Element seiner epischen Kunst, nämlich die Komposition von »Themengeweben« gelernt habe. Hans Rudolf Vaget hat diese Frage neulich entschieden verneint (vgl. Thomas-Mann-Studien, 270); und zwar mit Verweis auf Wagner, den eigentlichen Kompositionslehrer Manns, er begründet dies mit einer – auf Karl S. Guthkes Oberflächenapodiktik gestützten – Abwertung von *Effi Briest* (»Das Hintergründige ist oft nicht hintergründig genug«; S. 270 – wer lacht da?). Harslem, der die Arbeit Vagets nicht im Literaturverzeichnis angibt (die Borchmeyers schon), geht nun interessanterweise von einem früheren Aufsatz Vagets aus, wenn er im dritten Kapitel *Nachwirkungen einer produktiven Auseinandersetzung* anhand des *Kleinen Herrn Friedemann* und *Effi Briest* untersucht, und zu einem konträren Ergebnis kommt, mit guten Einzelbeobachtungen und passablen Verallgemeinerungen. Daß sich in Manns »psychopathischer Novelle« Fontane-Einfluß dingfest machen läßt, ist nicht neu, darauf hat Vaget schon 1984 hingewiesen. Wichtig wird aber, was Harslem, der Effi Briest für »ein subtiles Gewebe aus Vorausdeutungen und Rückwendungen hält« (72) und für Thomas Mann eine »Freude am Versteckspiel« (55) konstatiert (welch hübscher Chiasmus autorentypischer Wortmarken), darüber hinaus zu sagen weiß. Im Detail

weist er – gegen Rühland und Vaget – die Empfänglichkeit von Effi für Wagners Musik nach, und er beschreibt die Funktion des Motivs als »Präfiguration von Effis Schicksal in jenem von Elsa und Brünnhilde« (66). Dem kann Rez. voll zustimmen, auch wenn er der begründeten Überzeugung ist, daß der Lohengrin des Spiels keineswegs Innstetten heißt. (Man sehe sich nur einmal die Abschiedsszene zwischen Effi und Crampas am Ufer der Kessine an; stellt sie nicht eine Inversion des Lohengrin-Abschieds am Ufer der Schelde dar?) Stichwort *Inversion*, Stichwort *Lohengrin*: auch für die Thomas-Mann-Forschung hat Harslem eine verblüffend plausible Entdeckung bereit, übernimmt doch Herr Friedemann seiner Meinung nach den Part der Elsa in der Mannschen Instrumentalisierung des Lohengrins in seiner Novelle. Das ist überzeugend, bedenkt man die Bedeutung des Androgynen, der Geschlechtsrollenkonfusion im Werk Thomas Manns.

Harslems Resümee fällt vielleicht etwas zu entschieden aus (und ist dafür begrifflich zu unsicher formuliert), aber es bestätigt die Erfahrung des Rez. mit Texten beider Autoren: »Über Effi Briest macht (Mann) die Bekanntschaft mit der Romanwelt Theodor Fontanes und durch diesen Roman gelangt u.a. ein wesentliches Stilmerkmal in sein erzählerisches Werk, das symbolische Zitat. Durch Theodor Fontane eignet er sich einen reminiszenten und dadurch gleichfalls vorausweisenden Erzählstil an«. (73)

Dem ist – trotz Wagner – nicht viel hinzuzufügen. Dieser Ertrag der Arbeit aber, er wäre u. E. in der weiteren Forschung mindestens zu bedenken, statt daß man weiter vorschnell von »Rückprojektionen« etc. spricht, wenn neue Spiele Fontanes aufgedeckt werden. Die Arbeit an seinem Bild ist noch lange nicht abgeschlossen.

❑ Michael Masanetz

Rudolf Helmstetter: Die Geburt des Realismus aus dem Dunst des Familienblattes. Fontane und die öffentlichkeitsgeschichtlichen Rahmenbedingungen des Poetischen Realismus. München: Wilhelm Fink Verlag 1998. 295 S., mit Personenregister. 38,– Euro

Helmstetters umfangreiche Studie, die aus dem Projekt »Journalistische Kontexte realistischer Fiktionen« der Deutschen Forschungsgemeinschaft hervorging, gliedert sich in zwei Teile. Im ersten Teil verschafft der Verfasser uns ein Bild des historischen Kontextes, innerhalb dessen Fontane seinen Platz hatte und seine sozial bedingte Rolle als Autor spielte. Der zweite Teil ist detaillierten Interpretationen der vier Romane *L'Adultera, Irrungen, Wirrungen, Stine* und *Effi Briest* gewidmet. Helmstetter verbindet beide Teile miteinander, indem er die Publikationsvoraussetzungen von Fontanes Romanen in der Zeit des Realismus in den Romanen sowohl erfüllt als auch umgeformt sieht. Fontane sei sowohl ein

Anwalt des Poetischen Realismus als ein Herold modernistischer Auffassungen vom Menschen und vom Erzählen über den Menschen und seine, die Welt perspektivierende Sprache gewesen.

Die Einbettung von Fontanes Werk und seiner schriftstellerischen Existenz in die Realien seiner Zeit ist bereits seit einigen Jahrzehnten Objekt der Fontaneforschung. Zwei Akzente sind dabei zu unterscheiden. Erstens das Interesse für die zeitgenössische Wirkung der Romane und Novellen Fontanes (G. Herdings *Theodor Fontane im Urteil der Presse*, 1945) und zweitens ein starkes Bewußtsein der ökonomischen und drucktechnischen Veränderungen der Literaturproduktion (U. Konieczny: *Theodor Fontanes Erzählwerke in Presseorganen des ausgehenden 19. Jahrhunderts*, 1978). Außerdem existieren zahlreiche soziologische Untersuchungen über das Lesepublikum des neunzehnten Jahrhunderts. Mit einiger Berechtigung kann man deswegen behaupten, daß Helmstetter sich ins gemachte Bett legen konnte. Er verdient ohne Zweifel Lob für seine komprimierte, sachkundige Darstellung der zeitlichen Voraussetzungen des Realismus im neunzehnten Jahrhundert. Ihm ist nur beizupflichten, wenn er schreibt: »Wie immer man aber die (deutsche) Öffentlichkeitsgeschichte der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts bewertet, speziell aus literaturgeschichtlicher Perspektive kommt man nicht umhin, das Phänomen der populären illustrierten Presse als Kontext und Möglichkeitsbedingung der Literaturproduktion zu beachten.« (S. 55) Vieles wußten wir zwar schon, einiges ist, besonders mit Hilfe von soziologischen Detailstudien, deren Vorhandensein sonst verborgen geblieben wäre, ins Licht gerückt. Ein Manko dieses ersten Teils ist allerdings, daß Untersuchungen, die sich mit der zeitgenössischen Würdigung von Fontanes Werk beschäftigen (z.B. L. Berg-Ehlers: *Theodor Fontane und die Literaturkritik. Zur Rezeption eines Autors in der zeitgenössischen konservativen und liberalen Berliner Tagespresse*, 1990) weitgehend außer Sicht bleiben.

Der Anspruch von Helmstetters Buch liegt in der Verbindung von literarischer, auf bestimmten Produktions- und Distributionsformen beruhender Öffentlichkeit während der Jahre 1860 bis 1900 mit dem Spielraum an besonderen Deutungsmöglichkeiten, der die Werke Fontanes im innersten Kern charakterisiere: »Arbeiten, die die Verflechtungen Fontanes mit dem ›literarischen Leben‹ seiner Zeit untersuchen, liegen seit längerem vor, werden aber noch von den jüngsten Interpretationen des fiktionalen Werkes so gut wie nicht berücksichtigt. Fontanes Produktions- und Publikationsgeschichte ist eigentlich gut erforscht, die Ergebnisse werden aber konsequent ignoriert, haben jedenfalls noch nicht zu anderen Lektüren der Texte und zu Revisionen der Autorimago Fontanes geführt. Die Macht der älteren Denk- und Lesegewohnheiten ist ungebrochen. Was Literatur ist, bestimmen die Leser, und gerade bei realistischer und gesellschaftskritischer Literatur spielt die Literatur keine Rolle, denn es geht um die Realität (und was man dafür hält) und um die Gesellschaft (und was man darunter versteht).« (S. 27) Ich

habe den Eindruck, daß beim letzten Satz zwei Gedanken durcheinander geraten sind. Auf jeden Fall war es mir nicht möglich, ein Quantum Ironie zu ergründen. Der Autor wird doch wohl nicht behaupten wollen, die Literaturwissenschaft müsse den Leser beiseite drängen, um die wahre Art der Literatur zu bestimmen. Wer ist übrigens »der Leser«? Sinnvoller ist es, hier zu Helmstetters Ausgangspunkt zurückzukehren. Die These lautet, daß die Erforschung der zeitgenössischen Voraussetzungen oder des realistischen Kontextes nicht zu Konsequenzen für die Deutung seines Werks geführt habe. Im zweiten Teil seiner Arbeit will Helmstetter in dieser Hinsicht für Abhilfe sorgen.

Es fehlt nicht an Stellen, an denen er sein Programm auf den Tisch legt: »Die literaturtheoretische Diskussion um Inter- (Trans- oder Archi-) Textualität hat Möglichkeiten geschaffen, die kontextvergessene Fokussierung von Einzeltexten und Werkgruppen zu überwinden und Texte (wieder) in dem Netz systematischer und historischer Beziehungen zu verorten, in welchem ihre Produktion steht. Die Fontane-Forschung hat von diesen Möglichkeiten noch kaum Gebrauch gemacht.« (S. 99) Um es mit meinen eigenen Worten etwas einfacher wiederzugeben als der Autor, der die Sprache des französischen Strukturalisten Gérard Genette zum Ausgangspunkt nimmt: der Verfasser setzt sich zum Ziel, in seinen Romaninterpretationen sichtbar zu machen, daß Fontane die literarischen Spielregeln des zeitgenössischen Lesepublikums realistischer Romane sehr gut kannte, diese Spielregeln aber so handhabte, daß sich neben die oberflächliche Auslegung viele Varianten einer subtilen, Variationen und Transformationen beachtenden Deutung stellten. Helmstetter nochmals ausführlich: »Fontane ist ›realistisch‹, indem er einen ›literarischen Dialekt‹ (Slawinski) verwendet, der dem durchschnittlichen Publikum geläufig war und der die Annehmbarkeit (›Akzeptanz‹) für die literaturvermittelnden Instanzen garantierte; er ist kritisch-realistisch, indem er diesen Dialekt als solchen begreift: seine Konventionalität, seine stereotypen Elemente und seine Wirklichkeit modellierende, vermittelnde und deformierende Effektivität, seinen primären standardisierten und standardisierenden Wirklichkeitsbezug, seine Grenzen und Ausschlüsse; er ist poetisch-realistisch, indem er in diesem enggesteckten vorgegeben[en] Rahmen an (hoch)literarische Traditionen anknüpft und Modellierungen von Realität unternimmt, die in den konfektionierten Realitätsauffassungen nicht vorgesehen waren: poetischer Realismus heißt hier, in die geläufigen Realitäten andere Möglichkeiten einzuspielen, andere Vorstellungen zu entwickeln.« (S. 102)

Folgerichtig betont Helmstetter in seinen Interpretationen jene Stellen in den Romanen, die die literarische Darstellung problematisieren und das eigene Erzählen durch Fragen an die Wahrheit von Sprache und Bild reflektieren. Ohne Zweifel sind bereits in *L'Adultera* solche Stellen sehr reichlich vorhanden. Ob dies nun aber den Beweis von Fontanes doppelter Identität von Treue gegenüber dem

Realismus und Untreue hinsichtlich einer trivialen Widerspiegelungstheorie liefert, scheint zweifelhaft. Gerade die von Helmstetter angeführten Beweisstellen sind nicht prinzipiell verschieden von vergleichbaren Elementen in populären Romanen. Die Problematik von Umrahmung des Bildes, wodurch ein Bild als Bild erkennbar wird, gibt es übrigens auch bei Adalbert Stifter, ja, bei ihm sogar in exzessivem Maße. Daher läßt sich durchaus fragen, ob *L'Adultera* ein gutes Beispiel für die von Helmstetter beschworenen »Variationen und Differenzierungen der Erwartungswahrscheinlichkeit« (S. 122) bildet.

Viel überzeugender dagegen ist die Interpretation von *Irrungen, Wirrungen.* Helmstetter hat ein feines Sensorium für Details und deren Funktionalität. Bedauerlich ist jedoch, daß die Voraussetzung seiner Betrachtungsweise – die doppelte Natur der Fontaneschen Erzählweise – immer wieder genannt werden muß: »Gegenstand des Romans ist nicht vorfindliche Außen- oder Sozial-Welt, sondern Modalitäten der Konstitution von Wirklichkeitsbezügen. Dadurch wird der ›Realitätsbezug‹ des Textes in Klammern gesetzt, und die Lektüre, sofern sie die Irritation automatisierter Bedeutungszuweisungen bemerkt, kann sich von den durch Schema-Reize ausgelösten semantischen Reflexen distanzieren.« (S. 144) Reden wir hier vom heutigen, in der Strukturalistik versierten Leser oder vom Leser der *Gartenlaube*? Brauche ich den verwickelten Umweg der französischen Strukturalisten, um folgende Deutung verstehen zu können: »*Irrungen, Wirrungen* leistet realistische Arbeit am Mythos der empfindsamen Liebe und emanzipiert die Liebe von der kulturellen Dominanz ihrer empfindsamen Version«? (S. 148)

Übrigens scheint mir sehr zweifelhaft, was hier behauptet wird, zweifelhaft nämlich im Lichte der von Lene Nimptsch vertretenen Norm, an der die Wirklichkeitsbezüge gemessen werden. Damit möchte ich den Wert der guten und überraschenden Beobachtungen nicht schmälern. Die Interpretation von *Effi Briest* hat Besonderheiten aus dem Roman mit einer ungeahnten, tiefen Bedeutung versehen (z.B. die Gymnastikübungen Effis im Zusammenhang mit der damaligen Theorie der Körpererziehung). Das ist sehr aufschlußreich und wird Teil der wiederholten Lektüre des Romans bleiben. Diese feinsinnigen Beobachtungen wären mir aber lieber gewesen ohne die etwas dogmatisch anmutende Wiederholung des Ausgangspunktes, den Helmstetter in Fontanes mehrschichtiger Erzählweise wahrnimmt.

Ich will ambivalente Gefühle während der Lektüre von Helmstetters Buch nicht verhehlen. Einerseits bewundere ich die Beobachtungsgabe und die Gewandtheit im Umgang mit dem Jargon der modernen und postmodernen Narratologie, andererseits stört mich die refrainartige Konstruktion einer Gegenposition zur bisherigen Forschung, die dieser Forschung wirklich nicht gerecht wird. Helmstetters Schlüsselwort bei der Darstellung von Fontanes charakteristischer Erzählweise lautet »arabesk«. Dieser Begriff, den er den Arbeiten von Gerhard

von Graevenitz entnommen hat, wird nirgends genügend erläutert. Wir müssen daran glauben, daß dieses Zauberwort klare Einsicht in die bestimmenden Formen der Fontaneschen Erzählweise verschafft, ohne daß dies überzeugend demonstriert wird.

Helmstetters Buch verlangt sehr viel von seinem Leser. Auf hohem theoretischen Niveau und in ausgesprochen polemischem Stil wird hier argumentiert. Ich meine, daß dieser scharfe Ton dem Buch nicht zum Vorteil gereicht.

Das erste Bedenken gilt der selektiven Verwendung der Resultate der Fontane-Forschung. So armselig wie hier beschrieben ist die Fontane-Forschung keineswegs. Helmstetter versäumt es zum Beispiel, die äußerst fruchtbaren Impulse z.B. von Mittenzwei, Schmidt-Brümmer, Brinkmann und Steinmetz in seine Analyse zu integrieren. So entsteht der Eindruck, daß hier bereits Bestehendes erneut erfunden wird. Schade ist außerdem, daß Helmstetter sich mit einer einseitigen Realismus-Auffassung begnügt und wichtige Einsichten in bezug auf die Subjektivität der menschlichen Wahrnehmung und die Perspektivität der Sprache völlig außer Acht läßt. Zumindest hätte die Theorie Otto Ludwigs hier an die Reihe kommen müssen. Helmstetter wird so der Realismus-Forschung nicht gerecht.

Daß der Autor minutiös lesen kann, hat er mit seinen Interpretationen deutlich nachgewiesen. Die Sorgfalt in bezug auf Fontanes Vermögen, ein feinmaschiges Netz an Bedeutungen aufzubauen, wäre in einem ausgewogeneren theoretischen Kontext besser am Platz gewesen. Die Eingliederung Fontanes in den Rahmen der publizistischen Öffentlichkeit zwischen 1860 und 1900 hätte zu ergiebigeren Resultaten geführt, wenn die zeitgenössische Rezeption der Werke Fontanes den Ausgangspunkt gebildet hätte bei der Einsicht in ihr Bedeutungspotential, ihr Surplus an legitimen Möglichkeiten, auch nach dem neunzehnten Jahrhundert, für uns hier und heute zur lebendigen Wirklichkeit zu werden. Die Rezeptionstheorie von Jauss und Iser hätte hier gute Dienste leisten können. Daß die meisten Romane Fontanes als Fortsetzungsromane in Familienzeitschriften oder literarischen Monatsschriften gedruckt wurden, hat eingreifende Folgen für die Strukturierung und für die Rezeption gehabt. Helmstetter nennt dieses Phänomen, ohne jedoch daraus die nötigen Konsequenzen zu ziehen. Seine eigenen Voraussetzungen bei der Lektüre von Fontanes Romanen: eine als selbstverständlich vorausgesetzte Ablehnung bürgerlicher Lebensordnung etwa, werden nicht zur Diskussion gestellt. Nun bleibt der Eindruck eines begabten Forschers zurück, der seine übermütigen Neigungen nicht unterdrücken konnte.

Die intensive Beschäftigung mit Helmstetters Buch ließ viele Fragen aufkommen. Eine gilt dem Fortschritt der Erkenntnis innerhalb der Fontane-Forschung. Ist die Forschung inzwischen nicht dabei, manche früheren Erkenntnisse zu wiederholen? Ist es nicht an der Zeit, ein Moratorium im Hinblick auf das Interpretieren (nicht das Rezipieren!) einzuführen? Eine zweite Beobachtung hat

mit der Sprache der Forschung zu tun. Helmstetter schreibt unnötig verwickelte Sätze, und darin bildet er bestimmt keine Ausnahme. Es hat sich ein autistischer germanistischer Jargon entwickelt, der sich mit einem Hinweis auf die Komplexität des literarischen Objektes rechtfertigt. Aber auch über komplexe Sachverhalte muß man klar und deutlich schreiben können.

❑ HANS ESTER

Verführer, Schurken, Magier. Hrsg. von Ulrich Müller und Werner Wunderlich. St. Gallen 2001. 990 S. (Mittelalter-Mythen Bd. 3). 95,– Euro

Der dritte Sammelband in der Reihe *Mittelalter-Mythen* – nach *Herrscher, Helden, Heilige* (1996) und *Dämonen, Monster, Fabelwesen* (1998) – widmet sich der ebenso heterogenen wie aufregenden und beziehungsreichen Gruppe von mythischen Verführern, Schurken und Magiern. Darunter verstehen die Autoren und Herausgeber, wie der Einführungsaufsatz von Werner Wunderlich erläutert, soziale Außenseiter und Widersacher der Gesellschaft, die überwiegend negativ dargestellt, aber nicht immer unter negativen Vorzeichen rezipiert wurden: Da ihr provokatives, nonkonformes Verhalten häufig auch die Fragwürdigkeit geltender Normen aufzeigt, konnten sie nicht nur zu abschreckenden Warnfiguren, sondern auch zu Identifikationsfiguren von beträchtlicher Anziehungskraft werden. Alphabetisch geordnet von Albertus Mag(n)us bis Venus sind hier 59 Aufsätze zu Figuren der Mythologie, Literatur und Kunst versammelt, die im kulturellen Gedächtnis der (abendländischen) Menschheit verankert sind oder es zu bestimmten Zeiten waren. Umbruchzeiten wie die Epoche der Christianisierung in der Spätantike bzw. – für den nordisch-germanischen und keltischen Bereich – im Früh- und Hochmittelalter sind besonders produktiv an Mythen, in denen die Erinnerung an eine vergangene Form der Weltdeutung bewahrt wird. Auch im Spätmittelalter, in dem die Entdeckung neuer Welten eine veränderte Sicht auf den Menschen hervorbringt und bestehende Normensysteme sich auflösen, der rationale Diskurs aber noch nicht alle Rätsel lösen, noch nicht alles verbindlich erklären kann, entsteht eine Vielzahl – meist literarischer – Mythen.

Mittelalter-Mythen, das sind also zunächst Mythen, die im Mittelalter eine große Rolle spielten und vielfach rezipiert wurden, so jene, die sich mit biblischen Figuren und Heiligen sowie mit Figuren der nordischen und klassischen Götterwelt und Literatur verbinden. Hier finden sich Aufsätze über die biblischen Verführerinnen Bathseba, Judith und die Frau des Potiphar, über Eva, Judas Ischarioth, Salome und Theophilus, aber auch über Freyja und Loki, über Venus, Kirke, Dido, Pandora, Phyllis, Helena und die Sibylle. Außerdem enthält der Band

Beiträge zu Mythen, die sich an historische Figuren und Ereignisse des Mittelalters knüpfen (Albertus Magnus, Nostradamus, Agnes Bernauer, die Jüdin von Toledo, La Reine Margot, der unglücklich liebende Dichter Macías). Daneben stehen mythische Figuren der mittelalterlichen Literatur, die Figuren der *matière de Bretagne* (Lancelot und Guenievre, Merlin und Taliesin, Morgan le Fay, Mordred, Maduc, Tristan und Isolde, der Zauberer Klingsor und die Gralsbotin Cundry) und der *Chansons de geste* um Karl den Großen (Genelun, Maugis), die paracelsischen Elementarwesen Melusine und Undine, die Schwanenjungfrauen der *Edda*, die *Belle Dame sans Mercy* des Minnesangs, die Erzählerin Scheherazade als »interkulturelles Frauenbild«, aber auch Markolf, der bäuerische Gegenspieler des weisen Salomon, oder *Reynke de vos*. Darüber hinaus umfaßt die Sammlung Mythen, die mittelalterliche Motive aufgreifen, aber selbst erst in der Literatur der Neuzeit entstehen oder als pseudomittelalterliche Mythen entworfen werden und sich als solche dem kollektiven Gedächtnis einschreiben (Blaubart, Don Juan, der Pícaro, Alcina und Armida, Oberon und Titania, Celestina, Eulenspiegel und seinesgleichen, der Hofnarr Gonnella, Hanswurst, Jedermann und seine »Buhlschaft«, der Freischütz, der Rattenfänger von Hameln). Schließlich finden sich Aufsätze zu Typenfiguren, die über die Epochen hinweg immer wieder zur Darstellung gelangen (der Narr, der Meisterdieb). Der Rezeptionsaspekt, auf den es den Herausgebern vor allem ankommt, erlaubt ihnen also eine weite Auslegung des Titels »Mittelalter-Mythen«. So kann man sich etwa bei der »Buhlschaft« aus Hofmannsthals und Mitterers *Jedermann* oder bei der Figur des Hanswurst, die erst im Theater des 17./18. Jahrhunderts Konturen annimmt, durchaus fragen, ob sie zutreffend als »Mittelalter-Mythen« bezeichnet sind. Andererseits kann der Erzverführer Don Juan im Band *Verführer, Schurken, Magier* natürlich nicht fehlen, auch wenn die Niederschrift des Stoffes erst um 1630 erfolgte – man würde diese Figur vermissen, wenn zu strenge zeitliche Auswahlkriterien angelegt worden wären.

Die Aufsätze stellen in der Regel den Grundmythos vor, diskutieren seine Ursprünge, verfolgen seine Aktualisierungen über die Jahrhunderte hinweg und zeichnen die Linien seiner Rezeption in Literatur, bildender Kunst, Musik, im Film, im Comic, aber auch in der modernen Forschung nach. Auch das Weiterleben mittelalterlicher Traditionen in der Gegenwart, wie etwa magisch-esoterische Zirkel in der Nachfolge der keltischen »neunfaltigen Schwesternschaften« im heutigen Großbritannien und Irland oder Spuren eines Loki-Kults im Internet, Rezeptionsformen im Bereich der Folklore und des Tourismus und selbst neuentstandene Mythen der Gegenwart wie der der »Queen of Hearts« Lady Diana, der mit dem Mythos der Agnes Bernauer in Beziehung gesetzt wird, finden ihren Platz in dem Band.

Weitverzweigte, diffuse Überlieferungen werden so »gebändigt«, Verstreutes wird aus vielerlei oft entlegenen Quellen

zusammengetragen und kundig und übersichtlich für heutige kulturwissenschaftliche Interessen aufbereitet. Zielpunkt der komparatistisch angelegten Aufsätze ist stets die Rezeption in der Neuzeit, daher werden Basics der klassischen Philologie und der Mediävistik knapp und für den Nichtspezialisten gut verständlich rekapituliert. Die Beiträge des Bandes bieten überwiegend solide, reichhaltige Information auf neuestem Forschungsstand, nicht in Form additiver Aneinanderreihung von Rezeptionszeugen, sondern kritisch einordnend, die großen Linien aufzeigend und den Mythencharakter der jeweiligen Figur bzw. ihren Mythisierungsprozeß reflektierend. Die meisten Beiträge zeichnen sich durch Übersichtlichkeit und gute Lesbarkeit aus, wenn sie auch sprachlich nicht gleichrangig sind (etwas problematisch sind teilweise die übersetzten Artikel). Die Textausgaben und die einschlägige Forschung werden in Fußnoten und/oder in Bibliographien am Ende der einzelnen Beiträge nachgewiesen. Ergänzt werden diese Spezialbibliographien durch eine Auswahlbibliographie mit theoretischer Literatur und Standardwerken zum Thema des Bandes. Eine Stichwortliste mit Registerfunktion am Ende des Bandes erleichtert das Aufsuchen einzelner Figuren.

Die Anlage der Beiträge ist unterschiedlich und auch formal nicht vereinheitlicht, da es sich nicht um Lexikonartikel, sondern eben um Aufsätze, zum Teil auch Vorträge handelt. Neben motivgeschichtlichen Darstellungen stehen daher Interpretationen zu einem Werk unter einem bestimmten Gesichtspunkt, wie etwa zur Ästhetik in Wolframs »Parzival« anhand der Figur der Cundry, wo die rezeptionsgeschichtlichen Exkurse zu Chrétien de Troyes und Richard Wagner etwas angeklebt wirken. Wegen dieser Heterogenität der Ansätze und Darstellungsmodi ist der Band nur bedingt als Lexikon im engeren Sinne zu benutzen – dafür aber als Buch äußerst anregend zu lesen. Dem entspricht auch, daß die Bibliographien keinen repräsentativen Überblick über die gesamte einschlägige Literatur bieten, wie man es in einem Handbuch erwarten würde, sondern meist lediglich die in dem betreffenden Aufsatz verwendete Literatur dokumentieren. Dem Sammelbandcharakter geschuldet ist auch das Fehlen anderer Lexikonfunktionen: So sind z. B. Entstehungsdaten von Werken meistens, aber nicht durchgängig genannt und Querverweise nicht konsequent durchgeführt. Zu manchen Mythen gibt es zwei Beiträge, die das Thema unter verschiedenen Aspekten beleuchten, wobei Wiederholungen nicht immer vermieden sind, so etwa bei den Aufsätzen zum Rattenfänger von Hameln und zum Rattenfängermythos oder zu den keltischen Seherinnen/Zauberinnen und den keltischen »neunfaltigen Schwesternschaften«. Die beiden Aufsätze zur – Fontaneleser natürlich besonders interessierenden – Figur der Melusine sind ihrem Titel nach chronologisch voneinander geschieden: Den Grundmythos, wie er bei Jean d'Arras, Coudrette und Thüring von Ringoltingen formuliert ist, und eine Reihe von Basisinformationen liefert jedoch der ei-

gentlich der Rezeption in der späteren Neuzeit bis zur Gegenwart gewidmete, sehr gehaltvolle Aufsatz von Renate Böschenstein, während man sie eigentlich im Beitrag von Günter Berger über die Realisierungen des Mythos im Mittelalter und in der Frühen Neuzeit erwarten würde; dort werden sie aber vorausgesetzt.

Diese Kritikpunkte aus benutzerpraktischer Sicht beeinträchtigen indes ebensowenig das Vergnügen des Lesers an einer Fülle interessanter, anregender Aufsätze wie die Freude des Wissenschaftlers über ein Kompendium, das reichhaltige Information zu den verschiedensten Figuren der Literatur und des Mythos in einer Weise darbietet, die heutigen Rezeptionsansprüchen und Fragestellungen gerecht wird. Alles in allem also ein Buch, wie man es sich schon lange gewünscht hat.

❑ Christine Hehle

Jens Erik Claßen: »Altpreußischer Durchschnitt«? Die Lyrik Theodor Fontanes. Frankfurt am Main u.a.: Lang 2000 (Historisch-kritische Arbeiten zur deutschen Literatur, Bd. 29) 45,50 Euro

Wer zwei Paar Hosen hat, der verkaufe eines und erwerbe – ach, nicht jederzeit kann der Rezensent seinen literarischen und bibliophilen Neigungen unbesorgt frönen. Nüchtern betrachtet, es gibt zu viele Bücher, und die dem Menschen gewährte Lebenszeit ist begrenzt, mithin wollen die Tauschartikel gepflegt sein. Auch metaphorisch sind die Hosen, die »Unaussprechlichen« des ansonsten wortmächtigen 19. Jahrhunderts, inzwischen von vermehrter Bedeutung, »von einer würklichen Importance«, wie Tante Marguerite gesagt haben würde (*Schach von Wuthenow*, 9. Kap.), seit Fontane es eine besondere Kunst genannt hat, den *Ideen* Hosen anzuziehen, was, wie er meinte, nur wenigen gelingt.

Claßen sicher nicht. Seine Ideen sind ganz nackt und bloß, und nur die vielen, als Motti verwendeten Zitate, die jedes der zwanzig Kapitel begleiten, sorgen, vom Alten Testament und Shakespeare über Karl Kraus und Benn bis Ingeborg Bachmann und Biermann, für einige, teils durchsichtige, teils dunkle Verhüllung. Was überwiegt, ist düstere Prophetie, etwa das dem 10. Kapitel »*Genesis und Armageddon* – ›Einzug‹ (1871)« folgende Motto: »Das kann nicht zusammenwachsen, das kann nur zusammen verfaulen« (Friedrich Hebbel). Entschieden setzen diese bekenntnishaft anmutenden, angestrengten Lesefrüchte oft falsche Akzente. Das Fontanes burschikosen Feldhernliedern gewidmete Kapitel wird mit Worten Hamlets eingeleitet (»Daß wir die Übel, die wir haben, lieber tragen als zu unbekannten zu fliehen«), die satirische Attacke *»Tut Buße! Kreuzritter-Gesang nach bek. Melodie der Neu-Preußischen«* mit dem 102. Psalm (»Mein Herz ist geschlagen und verdorrt wie

Gras, daß ich sogar vergesse, mein Brot zu essen«). Fontane schrieb dieses Gedicht – fast gleichzeitig mit sehr anders gearteten – relativ behaglich in Bethanien.

Die Untersuchung verschenkt leider ein interessantes Thema. Eine neuere Gesamtdarstellung zu Fontanes Lyrik fehlt. Das hängt mit der ungleichmäßigen Popularität der Teilbereiche seines vielgestaltigen Gedichtschaffens zusammen, das »alle wesentlichen Formen der Verskunst der nachromantischen Periode« (C. Jolles) umfaßt und daher auch unterschiedliche Forschungsinteressen weckte. Die politische Vormärzdichtung war, als um die Jahrhundertwende erste Überblicksdarstellungen erschienen, kaum bekannt; sie kam erst viel später mit den großen Gesamtausgaben wieder ans Licht. Gründlich, aber aus eher problematischer Perspektive, sind zunächst die frühen Balladen und Balladen-Übersetzungen untersucht worden, als man sich von der Dichtung des literarischen Sonntagsvereins *Der Tunnel über der Spree* noch eine Erneuerung der Gattung versprach, dagegen von der anspruchslos scheinenden Alterslyrik – »Gelegenheitsdichtung« – relativ wenig Notiz nahm. Als *deren* Zeit gekommen war, im wesentlichen erst in der sogenannten »Fontane-Renaissance«, beginnend in den Fünfzigern und Sechzigern, hatte wiederum die frühe Balladendichtung forschungsgeschichtlich an Reiz eingebüßt, verloren sogar Meisterwerke wie der *Archibald Douglas* im Kanon der Schule ihren Platz. Immer stärker dominierten zudem andere Gattungen des Gesamtwerks: die Erzählprosa, wohl auch die Briefe. Von »Lyrik im Licht und Schatten des Romans« hat Hans-Heinrich Reuter mit einer einprägsamen Formulierung gesprochen. Ungeachtet vieler guter Einzeluntersuchungen wäre mithin für eine ausgereifte Gesamtdarstellung sehr wohl Platz.

Entsprechende Erwartungen enttäuscht Claßens Untersuchung hauptsächlich deswegen, weil die ästhetische Dimension neben der soziologischen durchaus zu kurz kommt. Daß Fontanes »übermütiger Bummelton«, auf den er stolz war, von Claßen als »Brummelton« (S. 77) zitiert wird, ist hoffentlich ein Druckfehler, aber doch bezeichnend für die geringe Aufmerksamkeit, die er den Stärken (und sicherlich auch den Schwächen) dieser eigentümlichen Verskunst entgegenbringt. Worin aber besteht der Erkenntnisfortschritt seiner Arbeit? »Nicht allein im Prosawerk«, lautet es in der *Einleitung*, »sondern erst recht in der Lyrik erweist sich Fontanes Beitrag zur deutschen Literatur auch als scharfe Kritik an einer Gesellschaft im Umbruch, deren grenzenlose Profitgier von niemandem zu zügeln schien.« Claßen fährt fort: »Die Besonderheit dieser Lyrik liegt darin, daß der Leser sich nur allzuleicht in einem vielfältigen Labyrinth von Vexierspiegeln gefangen sieht, hinter denen sich die Bedeutung der Texte verbirgt, und die Sprödigkeit, mit der sie sich der einfachen Deutung versagt, fordert zu immer neuen Fragen heraus, bis die in den Texten angelegten Widersprüche zu einer Eindeutigkeit gelangen, die in ihrer notwendigen Kritik sehr viel drastischer ist, als es eine

ohne weiteres zu erkennende Attacke zu leisten vermöchte.« In Rücksicht auf diesen Ansatz sieht Claßen sich vermehrt herausgefordert, die »historischen Bedingungen der Texte« kenntlich zu machen. Er erklärt, daß seine Arbeit, »ebensosehr eine über den historischen Ort der Lyrik Fontanes wie über die Texte selbst geworden« sei, hält sich aber für überzeugt, »daß es nur so gelingen konnte, den Raum, in dem die literarhistorische Bedeutung dieser Lyrik erkennbar wird, zu beschreiben, nur so wird der Entwicklungsgang der fortschreitend bitterer werdenden Kritik nachvollziehbar, und nur so gelingt es schließlich, die Texte unter Einbeziehung des historischen Abstands gültig zu werten und zwischen den Polen der Zeitlosigkeit und Zeitgebundenheit den wiederum selbst historischen Zeitpunkt der Kritik zu bestimmen, zumal die Bedingungen, unter denen Fontanes Lyrik entstanden ist, bis heute nicht überwunden sind.« (S. 15f.)

So weit, so bemüht und wohl etwas umständlich; um etwas wirklich Neues, denkt der Rezensent, handelt es sich dabei nicht. Beiläufigeres und Fragwürdigeres aber – gemessen an der Zielsetzung – als die im Folgenden angestellten Analysen ist ihm selten vor Augen gekommen. Gerade bei der Bestimmung des »historischen Orts« bleibt Claßen weit hinter dem zurück, was der Kommentar von Joachim Krueger und Anita Golz in der Ausgabe des Aufbau-Verlags, auf die er sich stützt, zuverlässig bietet. Dabei geht es sowohl um Fragen der Terminologie und der faktischen Richtigkeit als auch der Interpretation.

Das Motto der *Einleitung* ist Micha 7, 1 entnommen (»Ach, es geht mir wie einem, der Obst pflücken will, der im Weinberge Nachlese hält, da man keine Trauben findet zu essen …«), aber auf das Klagelied des sechsten der zwölf kleinen Propheten darf Claßen sich, denkt der Rezensent, schwerlich berufen, denn wenn er philologisch etwas gewissenhafter zu Werke gegangen wäre, hätte er Nahrhaftes für sich schon finden können. Wie ist es möglich, daß eine Untersuchung, die in einer Reihe »Historisch-kritische Arbeiten zur deutschen Literatur« erscheint und die mit dem vom Autor gewählten Untertitel doch einen weitreichenden Anspruch verbindet, die bisherige Forschung in erheblichem Maße vernachlässigt? Grundlegende Arbeiten wie Kohlers 1940 erschienene Dissertation über den *Tunnel* werden in Text und Apparat noch nicht einmal erwähnt. Statt dessen wird mit höchst pauschalen Urteilen über eine »einseitige Literaturgeschichtsschreibung« (S. 13) operiert, die es wieder einmal versäumt hat, rechtzeitig zu begreifen, was nun endlich ins Licht gesetzt wird. Kohlers Gedichtinterpretationen schlagen auch unter historischem Aspekt – ungeachtet zeitbedingter Befangenheiten, die nicht verschwiegen werden sollen – diejenigen Claßens um Längen. Aber nicht nur ältere, sondern auch wichtige neuere Untersuchungen fehlen in dessen Bibliographie. Sogar Karl Richter, der sich um die Erforschung der Alterslyrik besonders verdient gemacht hat, wird nur mit drei Aufsätzen, aber nicht mit seinem grundlegenden Buch *Resignation* (1966) berück-

sichtigt. Um einen quantitativen Vergleich zu ermöglichen: Jolles' bei Metzler erschienener Abriß verzeichnet in der vierten Auflage von 1993 70 Titel nur zu Fontanes Lyrik, Claßens Bibliographie *Forschungsliteratur zu Theodor Fontane* insgesamt 23 Titel. Weder Berbig noch Blumenthal, Chambers, Horch, Schüppen oder Wruck werden genannt.

Wer unerwähnt bleibt, hat allerdings möglicherweise das bessere Los gezogen, denn auch Claßen neigt zu der wenig originellen Unart, die glücklich gefundene eigene Forschungsnische mit den vorgeblichen Irrtümern der Vorgänger zu tapezieren. So wird die *Einleitung* weder Sebastian Haffner noch Thomas Mann gerecht, die als Zeugen einer späteren Zeit für die »Mißdeutung als Glorifizierung« zitiert werden, die »Fontane als postumen Retter einer Gesellschaftsordnung brauchte, die ihrerseits seine verdeckten Attacken durchaus wahrgenommen und – negativ – honoriert hatte.« Haffner hat, mit Verlaub, nicht nur relativ unverbindliche »feine Ironie« (S. 14) bemerkt, sondern »bodenlose Objektivität und Ironie«, die Fontanes »Eigentlichstes, Eigenstes und Größtes« gewesen seien (*Preußische Profile*, 1980), eine schärfere Umschreibung für jene »Indifferenz«, in der Fontane selbst seine »hervorstechendste Eigenschaft« (Eintragung in ein »Torturbüchlein«) erkannte. Ebenso zielte Thomas Manns geistiges Porträt des Dichters in seinem Aufsatz *Der alte Fontane* (1910), das bestätigend von »dem prachtvollen, fest, gütig und fröhlich dreinschauenden Greisenhaupt« sprach, keineswegs auf Verharmlosung. Die von ihm dem Märker zugeschriebene »verantwortungsvolle Ungebundenheit des Künstlers« war im Hinblick auf die politischen und gesellschaftlichen Fragestellungen der Epoche vieldeutig und aussichtsreich genug. Im übrigen kennt der Prophet, wie man weiß, die allen Sterblichen gezogenen Grenzen (»Der Beste unter ihnen ist wie ein Dorn und der Redlichste wie eine Hecke«, Micha, 7, 4).

Grenzen, das meint Unsicherheit im Faktischen, läßt auch unser um das Faktische so bemühte Verfasser nicht selten erkennen, sie betreffen Fontanes Biographie ebenso wie seine Gedankenwelt. »Lafontaine« gehörte dem *Tunnel* keineswegs nur 10 Jahre an (S. 61) – im fünfzehnten Jahr seiner Mitgliedschaft avancierte er sogar zum »angebeteten Haupt« des Sonntagsvereins. Wenn der Dichter der Feldherrnlieder in seinem Gedicht *Herr Seydlitz auf dem Falben* mutwilligmartialisch die vorgebliche Hoffnung des Generals ausdrückt, aus dem »slawischen Gelichter« noch »menschliche Gesichter …zuzuhaun«, ist das keine Kritik an der prorussischen Politik König Friedrich Wilhelms IV. (S. 71). Zieten und Seydlitz sind keine »preußischen Marschälle« (S. 61 u.ö.), Fontane erkannte in ihnen aber auch keine »kavalleristischen Hasardeure« (S. 70). Kolin war König Friedrichs erste Niederlage, insofern konnte sein Herr nicht dorthin »der nächsten Niederlage« (S. 73) entgegenziehen. Yorck war kein preußischer Reformer (S. 67), gegenteils, er war von heftigster Abneigung gegen die Reformer erfüllt, und daß er die Konvention von Tauroggen unterschrieben hat, steht auf

einem anderen Blatt. Beim Feldzug in Böhmen 1866 handelte es sich nicht um einen »Sieg der preußischen Armee und ihrer Verbündeten über die österreichischen Truppen« (S. 110), sondern um einen Sieg der Preußen über die Österreicher und deren Verbündeten (nämlich die Sachsen). Die preußische Armee entwickelte sich nach der Reichsgründung 1871 nicht zur »Reichsarmee«, eine »Reichswehr« beziehungsweise eine deutsche Wehrmacht gab es erst in der Weimarer Republik und im »Dritten Reich«, der Terminus ist überdies besetzt, er verweist in die Zeit des 1806 untergegangenen alten Reiches. An anderer Stelle wiederum ist von der Rolle der »preußischen-deutschen Armee bis 1866« die Rede (S. 160).

Handelte es sich um das Referat eines Studenten, so ließe sich mit freundlicher Sympathie konstatieren, wie weit die militärische Geschichte Europas inzwischen der Lektüre und Vorstellungswelt einer jüngeren Generation entrückt ist. Für eine Interpretation mit wissenschaftlichem Anspruch gelten jedoch andere Bedingungen. Es genügt nicht zu wissen, was man will, wenn man nicht versteht, was man sagt.

Tauscht man die Uniform gegen das Zivil, erweist sich unser Autor in der Darstellung gesellschaftlicher Lebensverhältnisse nicht weniger unsicher. Ob Fontanes Gedicht *An eine alte Köchin* »an der Sprache und Ideologie der Herrschenden scheinbar und sie gerade dadurch desavouierend« teilhat (S. 51) oder ob es sich nicht vielmehr durchaus um die Sprache und Perspektive Fontanes handelt, scheint mir mehr als fraglich. Von der souveränen Gelassenheit und Formkraft, mit der Fontane in dem Zyklus *Aus der Gesellschaft* aus der Beobachterperspektive (auch sich selbst gegenüber) gestaltet und Fülle des Lebens in nahezu aphoristischer Verkürzung zu vermitteln weiß, habe ich bei Claßen wenig gefunden.

Wer Geschichte vermitteln will, muß Geschichte kennen und über die Fähigkeit verfügen, das Gemeinte auszudrücken. Das Scherzwort, auch im Burgtheater könne man nicht mehr Schnitzler spielen, weil niemand mehr weiß, wie ein Leutnant zur Tür hereinkommt, ist so unzutreffend nicht. Überdies entbindet historische Untersuchung den Gedichtinterpreten nicht von der Verpflichtung, sich auch auf die Gestalt des Gedichts einzulassen. Es scheint, als wolle Claßen die Rechtfertigung für sein Vorgehen von einem Brecht-Zitat ableiten, das er als eine Art Gesamt-Motto seinem gewiß gutgemeinten Buch vorangestellt hat. »Man muß die Literatur nicht von der Literatur aus beurteilen, sondern von der Welt aus.« Schon gut. Aber die Literatur kommt von der Literatur.

❑ Helmuth Nürnberger

Ursula Röper: Mariane von Rantzau und die Kunst der Demut. Frömmigkeitsbewegung und Frauenpolitik in Preußen unter Friedrich Wilhelm IV. Stuttgart: J. B. Metzler Verlag 1997.

Folgt man Heinrich Heines sachkundiger Einteilung, so kann man im Protestantismus des 19. Jhdts. drei Gruppen unterscheiden: Die Starrkirchlichen (oder Orthodoxen), die Pietisten und die Denkgläubigen. Theodor Fontane hat, je älter er wurde desto dezidierter, zu den Denkgläubigen gehört, konnte aber auch Angehörige der beiden anderen Gruppen so darstellen, daß man sie reden hört und vor sich sieht. Er kannte ihre »Sprachen«. Zur ersten Gruppe gehören in seinen Romanen z.B. Adelheid von Stechlin und Ministerialassessor Rex. Pastor Lorenzen und sein Patron, der alte Stechlin, gehören zu der Gruppe der Denkgläubigen, die, weil Denken vielfältig ist, die bunteste Gruppe darstellt. Fontanes Glanzstück, was die Darstellung von Angehörigen der mittleren Gruppe, also der Pietisten, anbelangt, ist die Tante Schorlemmer in *Vor dem Sturm*. Bei Thomas Mann wäre sie zur reinen Karikatur geworden. Bei Fontane können die Jugendlichen auf Hohenvietz – Lewin, Renate und Marie – über sie lachen, aber sie lacht fröhlich mit, und so ist bei Fontane alles andere als eine Karikatur aus ihr geworden.

Ursula Röpers Buch beschreibt das Leben der Mariane von Rantzau (1811 – 1855), einer Pietistin aus mecklenburgischem Adel, die von Friedrich Wilhelm IV. 1846 zur Leiterin des von ihm gestifteten Diakonissenhauses »Bethanien« in Berlin berufen worden ist. Fontane hat sie nicht nur gekannt und aus der Ferne bewundert, sondern sie war, als er in Bethanien zwei Diakonissen auf die Prüfung als Apothekerinnen vorbereitete, etwas über ein Jahr lang seine oberste Vorgesetzte. Lachend hat er sie wohl nie erlebt, sie war damals bereits krank, aber vermutlich lag ihr das Lachen überhaupt weniger als der Tante Schorlemmer. Ihre Biographie, die jetzt vorliegt, ist für die Kenntnis Fontanes auf mehr als eine Weise hilfreich. So beschreibt Ursula Röper z.B. die »evangelischen Damenstifte« – d.h. die norddeutschen Frauenklöster, die während und nach der Reformationszeit nicht aufgelöst worden sind, sondern zum Teil heute noch als Altersheime besonderer Art existieren. Schon dadurch ist ihr Buch für Fontane-Liebhaber und für die, die über den Dichter arbeiten, ein Gewinn. Bei Fontane spielen die realen Klöster Dobberthin und Lindow und das fiktive Kloster Wutz eine Rolle. Äbtissinnen und Stiftsdamen wie Mathilde von Rohr kommen in seiner Biographie und in seinen Romanen vor. Ursula Röper erschließt denen, die sich unter dem allen wenig vorstellen können, diese untergegangene Welt und sie tut es kurz und präzise. Zu ihrem Thema gehörte das, weil Mariane von Rantzau kurz nach ihrer Geburt von ihrem Vater für einen Platz als Stiftsdame in Itzehoe angemeldet worden ist, weil ihr späterer gesellschaftlicher Rang dadurch definiert war und sie ihre Einkünfte aus Itzehoe bezogen hat,

auch wenn sie von dem Wohnrecht im Kloster keinen Gebrauch machen konnte, weil sie das Alter, in dem man gewöhnlich in ein solches Stift umzog, nicht erreicht hat.

Noch ungleich wichtiger aber für die Freunde Theodor Fontanes ist es, daß Ursula Röper in ihrem Buch die Entstehungsgeschichte und die Anfänge der Königlichen Stiftung Bethanien als »Diakonissenmutterhaus für die östlichen Provinzen Preußens« vorstellt. Man lernt dadurch nicht nur Fontanes Umfeld in der Zeit der Revolution von 1848 kennen, als Bethanien für ihn zu einer Insel der Ruhe geworden war, sondern im Blick auf den Romancier Fontane ist noch ungleich wichtiger, daß seine Kenntnisse des Pietismus zum nicht geringen Teil aus seiner Bethanienzeit stammten. Nun spielt die Tatsache, daß Fontane dort zwei Diakonissen als Apothekerinnen ausgebildet hat, in Ursula Röpers Buch mit Recht eine untergeordnete Rolle. Man kann das in *Von Zwanzig bis Dreißig* nachlesen. Indem die Verfasserin aber das Konzept und die Entstehungsgeschichte Bethaniens vor uns aufblättert und Friedrich Wilhelm IV., die Königin und andere Persönlichkeiten der Fontanezeit beschreibt, die für oder gegen den »pietistischen« Bethanienplan waren, liefert sie sehr viel Hintergrundwissen für Fontaneleser.

Ursula Röpers Biographie der Mariane von Rantzau erweist sich aber weit darüber hinaus als lesenswert. Das 19. Jahrhundert war, was die Entfaltungsmöglichkeiten von Frauen anging, ein mehr als dürftiges Jahrhundert. Schon darum ist es faszinierend zu sehen, daß Friedrich Wilhelm IV., der König mit den »romantischen Ideen«, der Oberin von Bethanien die Gesamtleitung dieser Musteranstalt anvertrauen wollte und daß er sich damit gegen mancherlei Widerstände durchgesetzt hat. Bei einer vom König angeordneten Informationsreise lernt die neue Oberin Krankenhäuser und Frauenorden in mehreren europäischen Ländern kennen. Dann beginnt, noch ehe der imponierende Bau fertig ist, ihre Arbeit, die von vielen Menschen in der Berliner Gesellschaft argwöhnisch beobachtet wird, denn Mariane von Rantzau ist die erste Frau in Preußen, die Vorgesetzte von Ärzten und Pfarrern wird, und sie vertritt einen Frömmigkeitstyp, der vielen Berlinern zuwider ist. Nicht wenige meinen, das alles könne nur in einer Katastrophe enden, was es keineswegs getan hat. Wenn sich das Modell Bethanien nicht endgültig hat durchsetzen lassen, so hing das unter anderem mit der schweren Erkrankung und dem frühen Tod dieser ersten Oberin zusammen.

Ich habe das Buch, das der unveränderte Abdruck einer Berliner Dissertation ist, bisher uneingeschränkt empfohlen und möchte davon auch im folgenden keineswegs abgehen, denn es sind immer die spannenden Bücher, die Fragen aufwerfen. Die Frage, die mich nach der Lektüre des Buches weiter beschäftigt, ist, ob man mit der Sprache und den sozialwissenschaftlichen Kategorien von heute wirklich in die »Kunst der Demut«, d.h. in den Kern dessen, was die »Frömmigkeitsbewegung« des 19. Jahrhunderts ausgemacht hat, eindringen kann. Der Ausdruck »Kunst der Demut« ist bei Ur-

sula Röper ironisch gemeint. Sie schildert Johann Hinrich Wichern und Theodor Fliedner, zwei Pioniere der kirchlichen Sozialarbeit im 19. Jahrhundert, zu denen Mariane von Rantzau schon lange vor ihrer Berufung nach Berlin Kontakt hatte. Dabei ist ihr Wichern ungleich sympathischer als Fliedner, und welcher Kenner würde ihr da nicht Recht geben? Aber Fliedner war nun einmal, zusammen mit seiner ersten Frau Friederike, der Begründer der Diakonissenbewegung und damit für Bethanien der kompetentere Berater, zumal sich Mariane von Rantzau bei Fliedner in Kaiserswerth zur Krankenschwester hatte ausbilden lassen. Fliedner war ein Eiferer, der seine Sache nicht durch andere verändern oder gar verwässern lassen wollte; und die Gefahr, daß das in Berlin geschehen würde, war wegen des königlichen Interesses an Bethanien besonders groß. Also versuchte Fliedner, seine ehemalige Schülerin auf das Kaiserswerther Modell festzulegen. Er konnte bei so etwas sehr drängerisch werden, wie man überhaupt viel an ihm kritisieren kann. Zweifellos hat er der Berliner Oberin das aufreibende Amt damit zusätzlich erschwert. In diesem Zusammenhang findet Ursula Röper seinen »Demutsdiskurs« besonders abstoßend, übersieht aber, wie sehr Fliedners Lebenswerk tatsächlich in Gefahr war. Natürlich muß man sich, um hier historisch richtig urteilen zu können, den »Demutsdiskurs« weder schönreden noch ihn sich zu eigen machen. Aber muß man ihn nicht, auch wenn man ihn wie die Autorin rein sozialwissenschaftlich untersucht, zunächst von innen heraus zu verstehen versuchen? Ursula Röper legt zum Beispiel Fliedners Wahlspruch »Er muß wachsen, ich aber muß abnehmen« so aus, als sollten, damit ein Mann wachsen kann, Frauen in dienender Hingabe »abnehmen«. Dem Leser bleibt verborgen, daß Fliedner mit diesem Bibelwort sein persönliches Verhältnis zu Christus beschreiben wollte. Der biblische Hintergrund des Demutsdiskurses wird ausgeblendet. Dieses Hintergrundes wegen stimmt es dann eben auch historisch nicht, wenn die Verfasserin meint, daß die Pioniere der »Inneren Mission« die Verelendung der Massen »nicht primär als wirtschaftliche Not begriffen, sondern als sittlich verwerfliches Handeln des Einzelnen gedeutet« hätten. Bei Fliedner ist es umgekehrt gewesen. Seine Arbeit begann auf Grund holländischer Anregungen damit, daß er für jeden Strafgefangenen im Düsseldorfer Gefängnis und dann in der Rheinprovinz eine zweite Decke für die Winterzeit erkämpfte. An seinen Beobachtungen in den Gefängnissen hat er den statistischen Zusammenhang zwischen Straffälligkeit und Analphabetismus entdeckt. Und weil er sah, daß Strafentlassene ohne Arbeitsmöglichkeit keinerlei Chancen hatten, haben seine Frau und er eine strafentlassene Frau, bis ein Haus für diese Arbeit gefunden war, in ihr Pfarrhaus aufgenommen und für künftige Beschäftigungen angelernt. Damit und eben nicht mit Missionierungsideen begann die Arbeit in Kaiserswerth. Man darf es sich darum mit der Kritik gerade auch an Fliedner nicht zu leicht machen. Statt diese Begründung der Arbeit Wicherns

und Fliedners mit zu reflektieren, kommt die Verfasserin mit Hilfe eines Wortes von Simone Weil, also einer Mystikerin des 20. Jahrhunderts, zu einer Unterscheidung von richtiger und falscher Demut, mit der sie das Verständnis von Demut, das die Erweckungsbewegung hatte, als verfehlt bezeichnen und ablehnen kann, weil es weibliches Leben behindert, eingeschränkt und zerstört habe.

Ich will das gar nicht als falsch zurückweisen, denn Ursula Röper wirft hier wichtige Fragen auf, die im kirchlichen Raum noch nicht ausdiskutiert worden sind. Was ich meine, ist dies: Im 19. Jahrhundert sind Diakonissen, wenn man von ihrem großen Beitrag zur neuzeitlichen Krankenpflege in den Krankenhäusern einmal absieht, zu zweien und zweien in schwierige Großstadtsituationen und in kleinen Gruppen nach Südeuropa und sogar in den Vorderen Orient ausgesandt worden. Der »Demutsdiskurs« hat sie nicht etwa daran gehindert, dort ohne männliche Unterstützung oder Leitung hervorragende Arbeit zu leisten, sondern er hat sie im Gegenteil dazu befähigt. Dann muß es aber wenigstens teilweise eine andere »Sprache« gewesen sein als die, die Ursula Röper aus den Quellen herausliest.

Ich möchte in diesem Zusammenhang den Blick noch einmal auf Fontane lenken, schon um zu zeigen, wie wenig wir uns mit der Frage nach dem Demutsdiskurs aus »Fontanes Welt« entfernt haben. Fontane war ein hervorragender Kenner dieses Diskurses und hat ihn, obwohl er alles andere als ein Pietist war, weder abgelehnt noch karikiert. Nach meiner Überzeugung liegt das daran, daß ihm der biblische Hintergrund dieser »Sprache« des frühen 19. Jahrhunderts jederzeit bewußt war. Im 35. Kapitel von *Vor dem Sturm* lehnt Marie Kniehase die Werbung des Konrektors Othegraven mit Worten ab, die deutlich in den Demutsdiskurs gehören. Der wurde nun aber weder in einem märkischen Dorf des Jahres 1813 noch gar in dem dazugehörigen Herrenhaus gesprochen. Nicht einmal Pastor Seidentopf hätte sich damit wirklich ins Benehmen setzen können. Ein Kunstfehler Fontanes also? Keineswegs. Marie Kniehases »Bezugsperson«, deren Sprache sie verinnerlicht hat und in dieser Szene sehr selbständig gebraucht, ist niemand anderes als Tante Schorlemmer. Deren Typ aber kennt Fontane nicht zuletzt aus Bethanien. Inbegriff einer Diakonisse ist für ihn dort Schwester Emmy Dankwerts geworden. Daß sie in der »Kunst der Demut« geschult war, läßt sich aus dem zweiten Bethanien-Kapitel in *Von Zwanzig bis Dreißig* ebenso leicht erschließen wie die Tatsache, daß die damit verbundene Schulung sie in keiner Weise verbogen hatte. »Unter den vielen klugen und charaktervollen Damen, die ich das Glück gehabt habe in meinem Leben kennen zu lernen, steht sie mit in erster Reihe. Während ich den Lehrer spielen sollte, habe ich viel im Umgange mit ihr gelernt. Sie war hervorragend«, schreibt der alte Fontane lange nach ihrem Tode. Emmy Dankwerts und Fontanes andere Schülerin, Aurelie von Platen, waren nun aber keine Einzelfälle, sondern eher typisch für die vielen leitenden Schwestern im Bereich der Diako-

nissen-Mutterhäuser. Freilich haben Fontanes Schülerinnen ihre Leitungsfunktionen in einer Zeit übernommen, als die Diakonissenhäuser sich durchgesetzt hatten und hoch angesehen waren. Die Generation der Vorgängerinnen, zu denen Mariane von Rantzau gehörte, hatte es ungleich schwerer, und ohne sie sähe die Geschichte der Krankenhäuser in Deutschland anders aus. Ursula Röpers Buch über die erste Vorsteherin von Bethanien ist schon darum ein wichtiger Diskussionsbeitrag zur preußischen Sozialgeschichte im 19. Jahrhundert.

❑ FERDINAND SCHLINGENSIEPEN

Ferdinand Schlingensiepen: *Eine Stunde, wenn sie glücklich ist, ist viel…* Theodor Fontane, Bad Kissingen und der Deutsche Krieg von 1866. Verlag der Stadt Kissingen 2001. 108 S. (Kissinger Hefte; Bd. 4)

Zu den zahlreicher gewordenen Schriften, die sich Fontanes literarischen Beziehungen zu bestimmten Orten in wie außerhalb der Mark Brandenburg widmen, gesellte sich dieses bemerkenswerte Büchlein des Düsseldorfer Theologen und Fontane-Liebhabers.

Unlängst erst bekamen die Leser der *Fontane Blätter* Gelegenheit, die Beredsamkeit und Belesenheit dieses lebenskundigen Autors kennenzulernen (*Fontane Blätter* 72, S. 138 f., *Mitteilungen der Theodor Fontane Gesellschaft e. V.*, Nr. 21, S. 52–64). Die Idee zur jüngsten Publikation entsprang zwei Fontane-Vorträgen, zu denen er nach Bad Kissingen eingeladen worden war. Bei dieser Gelegenheit hatte er festgestellt, wie viel es über Fontane und den weltbekannten Kurort zu sagen, wie wenig es dort aber darüber zu lesen gibt: »Ich habe meinen Gastgebern damals empfohlen, für die Kissinger und ihre Gäste ein kleines Fontanebuch zu produzieren. Es sollte möglichst alle Texte Fontanes enthalten, die mit Bad K. zu tun haben, aber darüber hinaus das Interesse an diesem in Süddeutschland viel zu wenig bekannten Schriftsteller wecken.« Damit waren Anliegen und Leserkreis umrissen. Doch bestimmte auch die Eigentümlichkeit des Gegenstandes die Komposition der Schrift.

Ferdinand Schlingensiepen hatte sich da eines Stoffes angenommen, der nicht ganz leicht zu handhaben war.

Auf zwei ganz unterschiedliche Weisen begegnete Fontane dem Ort: Erstmals geschah das im Sommer 1867. Da kam er als »Mann der *Wanderungen*«, als recherchierender Reporter, um einen Nebenschauplatz des Krieges von 1866 in Augenschein zu nehmen. Was er dann hörte und sah, hielt er im Notizbuch fest, um es zunächst zu einer in der *Kreuzzeitung* vom 1. September jenes Jahres veröffentlichten Reportage, schließlich zur *Schlacht um Kissingen* seines »zweiten Kriegsbuches« zu gestalten. Heilbad und Kurbetrieb spielten nur ganz am Rande eine Rolle. Erst 23 Jahre später, im Juli 1889 – danach noch zweimal in den Sommermonaten der Jahre 1890 und '91

– kehrte Fontane nach Kissingen zurück, diesmal selbst als Kurgast und inzwischen schon bekannter Romanschriftsteller. Von diesen Besuchen künden 44 erhaltene Briefe, einige Gedichte und die Kurzgeschichte *Eine Frau in meinen Jahren.* Versteckt klingen sie auch in späteren Romanen und in Lebenserinnerungen an. Es fanden sich also recht verschiedenartige Eindrücke und Gestaltungsformen vor. Und Fontane war im Verlaufe jenes Vierteljahrhunderts ein anderer geworden: Blickte er 1867 noch in eine ungewisse Zukunft, hatte er da sein eigentlichstes schriftstellerisches Werk noch vor sich, so war er 1891 ein mit dem Schillerpreis geehrter Verfasser mehrerer Romane und Novellen.

Wie solch eine Spannweite gestalten? Mit gutem Grund meinte der Autor, er müsse die einzelnen Teile in einen »Erzählzusammenhang« bringen, sollte das Ganze nicht ein bloßes Sammelsurium werden. Als geeignetstes verbindendes Medium erschien ihm Fontanes Biographie, nicht zuletzt auch wegen der relativen Unbekanntheit dieses »Meisters mit der Schwanenfeder« südlich der Mainlinie. Zum Auftakt gibt der Autor einen Lebensabriß Fontanes, eine biographische Skizze. Wie bewältigt man auf 26 Seiten diese Aufgabe, vor der nicht wenige schon kapitulierten, von der andere zu vielhundertseitigen Werken inspiriert wurden? Schlingensiepen bedient sich eines Kunstgriffs: Er setzt mit der Kissinger Kurzgeschichte des alten Fontane ein, erzählt von dessen aller Sensationshascherei abholdem Realismus, geht dann auf Fontanes Schlüsselerlebnisse in Kindheit, Jugend und »mittlerer Periode« zurück und endet – für mich zunächst überraschend, dann überzeugend – 1876, in Fontanes Schicksalsjahr, mit einem Ausblick auf die epischen Schaffensjahre, ohne auf diese näher einzugehen: Da habe der Meister »sehr diszipliniert seiner schriftstellerischen Arbeit gelebt«, die umfangreiche Korrespondenz inbegriffen, einzig unterbrochen von gelegentlichen Abendgesellschaften im Kreise von Freunden und eben von Kuren, die an die Stelle früherer Sommerfrischen getreten seien und deren erste ihn nach Bad Kissingen führte. – So kommt dieses Präludium in der sympathisch plauderhaften Weise daher, die man schon aus früheren Kompositionen kennt. Wie der Autor sich da – so oft es geht mit Fontanes eigenen Worten – auf Episoden und Anekdoten einläßt, unbekümmert um die wirkliche Aufeinanderfolge oder darum, wie andere Fontane-Biographen diese Dinge »nach dem neuesten Stand der Forschung« beurteilen – es erinnert an Louis Henri Fontanes »sokratische Methode«. Wie beiläufig erfahren wir so Einprägsames über Fontane, sein Herkommen, sein Reifen zum Schriftsteller und nicht zuletzt über seine Frau, ohne die das alles nicht möglich geworden wäre: »Die Fontane-Liebhaber verdanken ihr viel.«

Leider schlichen sich in die kurzweilige Plauderei ein paar Unstimmigkeiten ein. Es sind nur wenige Fehler in Namen, Titeln, in der Darstellung von Sachverhalten. Dem Kundigen werden sie auffallen – ich lasse sie hier im einzelnen außer Betracht.

Im zentralen und längsten Kapitel seines Buches – auf 34 Seiten – gibt Schlingensiepen Fontanes Kriegseindrücke von Kissingen wieder. Auf den ersten Blick mag das bedenklich anmuten. Doch was Fontane vom Gefecht zwischen einer preußischen und einer bayerischen Division am 10. Juli 1866 und dessen Folgen zu Papier brachte, macht nicht nur seine erste, eingehendste und dramatischste Abhandlung über Kissingen aus; es ging ihm menschlich so nahe, daß es auch sein späteres Bild von dieser Gegend prägte und in dem von ihm viel später über die Stadt Geschriebenen hinter der Szene spukt. Noch zwei weitere Gründe veranlaßten den Autor, diese Texte ins Zentrum seines Buches zu rücken: Die Kriegsbücher seien für Fontane ein wichtiger Schritt auf dem Wege zu einem der größten deutschen Romanciers gewesen. Und vielleicht noch wichtiger: Fontane sei durch seine Arbeiten über die Kriege der Bismarckzeit zu einem Verfechter der Völkerverständigung geworden. In seinem den zweiten Teil des Buches begleitenden Erzähltext führt der Autor diese Gedanken einfühlsam aus und gelangt zu dem beherzigenswerten Schluß: »Den Weg, den das ›Vorläufermodell‹ genommen hat, darf das heutige Deutschland keinesfalls gehen, aber kennen sollte man ihn.« (S. 30)

Was dann an geschichtlicher Verwicklung und blutigem Kampf bis ins Detail beschrieben wird, scheint mir dennoch zu einer für den Kurgast von heute ziemlich schwer verdaulichen Kost geraten zu sein, und die Bilder gegeneinander anrennender, einander niedermachender Soldaten erleichtern sie nicht. Unversehens ähnelt dieses Menü jenem Bilderbogen, den Fontane damals in einem Kissinger Schaufenster hängen sah und kommentierte: »Grauslich!«

Schlingensiepen suchte den »Kriegsblock« durch das Einfügen von Tagebuchnotizen Fontanes und jener kleinen Geschichte etwas aufzulockern, wie Fontane dem schwer kriegsgeschädigten Kissinger Messner Betzer zu einer staatlichen Beihilfe verhilft. Vielleicht wäre er gut beraten gewesen, auch Fontanes kurzweilig geschriebenen Report in der *Kreuzzeitung* vom 1. 9. 1867 vorn einzufügen, statt ihn in einen kleingedruckten Anhang zu verbannen, den – wurde er übersehen? – nicht einmal das Inhaltsverzeichnis erwähnt.

Des Buches dritter Teil wendet sich dann friedlicheren, zivileren Seiten Bad Kissingens zu: Fontanes Eindrücken und Gedanken während seiner drei Kuraufenthalte zwischen 1889 und 1891. Auch die in diesem Kapitel versammelten Äußerungen und Selbstzeugnisse des Dichters läßt Schlingensiepen in seiner heiter-gefälligen Art Revue passieren. Es scheint ihm kein Kopfzerbrechen bereitet zu haben, daß ihn die in Fontanes Briefen aus Kissingen angeschnittenen vielfältigen, zum Teil heiklen und heute noch umstrittenen Gegenstände zu einigen weitläufigen Exkursen nötigten: Fontanes Verhältnis zu Bismarck, zur Judenfrage, zu Richard Wagner berührt er und sagt seine Meinung dazu. Dennoch fällt auf: Zitate und Kommentare werden mit der wachsenden Vielfalt der Briefinhalte knapper, einige beinahe fußnotenhaft.

Überwältigte da die Fülle an Stoff das Vorhaben des Autors, »möglichst alle Texte Fontanes« zu bringen, »die mit Bad K. zu tun haben«? Während das Kapitel aus *Der deutsche Krieg von 1866* und *Eine Frau in meinen Jahren* – beides keine Meisterleistungen – wörtlich übernommen wurden, finden sich selbst von Briefen, von denen der Autor sagt, sie gehörten zu den aufschlußreichsten, die Th. F. in Kissingen schrieb, nur Auszüge, keiner im vollen Wortlaut. Eigentlich schade. Vielleicht hätte er von vornherein auf Vollständigkeit verzichten, dafür aber die aussagekräftigsten, am deutlichsten auf den Ort bezogenen Briefe ganz bringen und ausführlicher erläutern sollen, als es so geschehen ist.

Das Buch ist von handlichem Format, typographisch ansprechend gestaltet, die Wiedergabe der zahlreichen Abbildungen geschmackvoll, zum Text passend (nur leider ohne Unterschrift), der Druck auf gutem Papier einwandfrei. Wären nicht eine Reihe von Flüchtigkeitsfehlern unterlaufen, man könnte es in seiner Art beinah vollkommen nennen.

❑ Joachim Kleine

Vermischtes

»Mein lieber Wolfsohn aus Odessa …« Briefe Fontanes an Wilhelm Wolfsohn im Fontane-Archiv

Hanna Delf von Wolzogen

Die Freundschaft zu dem jüdisch-russischen Schriftsteller, Übersetzer und Publizisten Wilhelm Wolfsohn gehört zu den frühesten brieflich dokumentierten Bekanntschaften Fontanes. Die Beziehung zu Wolfsohn blieb, wenngleich durch Fontanes England-Aufenthalt unterbrochen und nicht in gleichbleibender Intensität, bis zu Wolfsohns frühem Tod im Jahre 1865 bestehen. Durch Wilhelm Wolfsohn, der seinen Zeitgenossen ein angesehener Publizist und vielgespielter Dramenautor war, erhielt Fontane nicht nur früh Zugang zur russischen Literatur in ihren neuesten Entwicklungen, in ihm hatte er auch einen treuen Helfer in seinem Bemühen, sich als Journalist zu etablieren.

Unter den Briefen Fontanes waren es die Briefe an Wilhelm Wolfsohn, die zuerst als Briefwechsel publiziert worden sind. Wilhelm Wolters, der Sohn Wilhelm Wolfsohns, gab nach langjährigen Auseinandersetzungen mit der sogenannten Nachlaßkommission, der Mete Fritsch-Fontane, Paul Schlenther und der Rechtsanwalt Paul Meyer angehörten, im Jahre 1910 bei Georg Bondi die Briefe seines Vaters und die in seinem Besitz befindlichen Gegenbriefe Fontanes als Briefwechsel heraus.

Als im Jahre 1988 Christa Schulze eine Neuedition dieses Briefwechsels vorlegte, galt der Verbleib der Briefe Fontanes, bis auf den Brief vom 7. August 1851, der sich im Deutschen Literaturarchiv / Schiller-Nationalmuseum Marbach befindet, als unbekannt. Während sich die Provenienz der überlieferten Briefe Wolfsohns bis zum Ankauf durch das Fontane-Archiv im Jahre 1956 nachvollziehen läßt, wußte man über den Verbleib der Briefe Fontanes nichts. In ihrer detaillierten Darstellung der Überlieferungsgeschichte konnte Christa Schulze nur vermuten, dass es nach dem Erscheinen der Ausgabe von 1910 einen Austausch der Briefe zwischen Wilhelm Wolters und der Nachlaßkommission gab. Der Auktionskatalog der Versteigerung des Fon-

tane-Nachlasses bei Meyer & Ernst im Jahre 1933 verzeichnet die Briefe indes nicht.

Welchen Weg die Briefe Fontanes bis zu ihrer sicheren Verwahrung im Leo Baeck Institute Jerusalem genommen haben, bleibt zu klären. Das Leo Baeck Institute erhielt sie vor mehr als dreißig Jahren als Schenkung. Dort standen sie seither der Forschung zur Verfügung, bis durch mehrere parallel sich ereignende glückliche Umstände die Wege der Fontane-Forschung und der Erforschung der deutsch-jüdischen Geschichte sich kreuzten und somit die Briefe wieder ans Licht der Fontane-Forschung treten können.

Unser ganz besonderer Dank gilt jedoch dem Leo Baeck Institute Jerusalem, das sich entschlossen hat, das gesamte in einer leinenen Mappe verwahrte Briefkonvolut mitsamt einiger Beigaben an das Fontane-Archiv zu verkaufen. Der Ankauf ist nunmehr vollzogen. Die feierliche Übergabe findet anläßlich der Eröffnung des Symposiums *Geschichte und Geschichten aus Mark Brandenburg* am 18. September 2002 in Potsdam statt.

Das Fontane-Archiv bereitet gemeinsam mit dem Leo Baeck Institute Jerusalem eine Neuedition des Briefwechsels vor.

Über Abschied und Neubeginn. Ein Gespräch mit Charlotte Jolles

Die Ehrenpräsidentin der Theodor-Fontane-Gesellschaft und Trägerin des Fontane-Preises der Stadt Neuruppin (1998), Frau Prof. Dr. Charlotte Jolles, hat sich über die Zeit unmittelbar vor ihrer Emigration nach England selten öffentlich geäussert. Im kleinen privaten Kreis erzählt sie gelegentlich Anekdoten oder Begebenheiten aus dem Berlin der späten dreissiger Jahre, in denen eher Ironie, Spott und Amüsement denn Bitterkeit oder Ressentiment aufscheinen. Doch hinter so leicht daherkommenden Bemerkungen steht unüberhörbar die Erinnerung an eine dunkle Zeit, die so vielen Zeitgenossen tiefe Verletzungen zugefügt hat. In einem Gespräch, das am 18. November 2001 in der Londoner Wohnung von Frau Jolles geführt wurde, berichtete sie von ihren Studienjahren an der Berliner Friedrich-Wilhelms-Universität (jetzt: Humboldt-Universität) und ihren frühen Jahren in England. Dem Gespräch entnehmen wir den im folgenden wiedergegebenen Auszug.

Frage: Verehrte Frau Jolles, ich möchte gleich zur Sache kommen und Sie fragen, wer oder was Sie auf das große Thema »Theodor Fontane« gebracht hat, oder anders gewendet: Wie und wann haben Sie Fontane gefunden?

Charlotte Jolles: Im Sommersemester 1929 habe ich mich an der Berliner Universität immatrikuliert. Vor allem bei den renommierten Professoren Julius Petersen und Fritz Hartung habe ich Germanistik und Geschichte studiert. Für Fontane habe ich mich schon früh interessiert, eigentlich schon als Schülerin, und wegen meiner historischen Interessen war »Fontane und die Politik« dann später ein gutes, auf mich geradezu zugeschnittenes Dissertationsthema. Auch Petersen hat das Thema damals, es muss 1932 gewesen sein, gern aufgegriffen und mich 1937 damit promoviert. Hartung prüfte mich im

Rigorosum. Eine Anstellung oder ein Stipendium hatte ich in den Jahren, in denen ich an der Dissertation arbeitete, nicht. So habe ich mich in dieser Zeit selbst finanziert. Im Auftrag des Ernst Wasmuth-Verlags in Tübingen habe ich zum Beispiel zusammen mit dem japanischen Kunsthistoriker Tetsuro Yoshida Bücher geschrieben bzw. seine Ideen, Kenntnisse und Ausführungen in eine druckfertige deutsche Fassung gebracht. Eines dieser Bücher, die damals entstanden, war *Japanische Architektur*, ein anderes *Das japanische Wohnhaus*. Für den Verleger Wasmuth erledigte ich noch andere kleine Arbeiten.

Frage: Wurden Ihnen während der Arbeit an Ihrer Dissertation »Fontane und die Politik« von irgendeiner Seite Schwierigkeiten gemacht?

Charlotte Jolles: Nun, eigentlich nicht. Seit 1933 hatte ich allerdings ein Studienbuch mit einem dicken gelben Strich quer über die erste Seite und in ihm stand: »Mutter: Arierin«. Die Berliner Universität hat mir ansonsten keine Probleme bereitet. Ich konnte weiterhin Veranstaltungen besuchen, und Julius Petersen hat mich großzügig gefördert. Er war kein Nazi. Später, nach dem Krieg, hat man es völlig falsch interpretiert, wenn er am Schluss einer Ansprache oder Rede den »Führer« erwähnte oder mit dem Hitlergruß schloss. Das waren damals unvermeidliche Formeln, doch der üble Beigeschmack ist leider hängengeblieben. Im Rigorosum sind beide, Petersen wie auch Hartung, sehr freundlich und fair zu mir gewesen. Aber dann passierte etwas Merkwürdiges. Die Promotionsurkunde wurde mir nämlich nicht überreicht. Der Pedell der Universität rief mich an und sagte: »Ich würde Ihnen raten, an der Promotionsfeier nicht teilzunehmen. Der Rektor wird Ihnen nicht die Hand reichen.« Ich bin also nicht hingegangen. Die Urkunde wurde mir später mit der Post zugeschickt. Allein diese Episode deutet schon an, daß ich in beruflicher Hinsicht 1937 absolut keine Perspektive hatte. Mit dem 1935 gegründeten Fontane-Archiv hatte ich bis zu meinem Weggang gute Kontakte. Ich konnte dort ungestört und unbehelligt arbeiten. Vor einiger Zeit wurde mir eine Akte aus dem Archiv gezeigt, in der es heißt: »Charlotte Jolles verlässt die Arbeit und geht zur weiteren Fortbildung nach England.« Irgendwie stimmte das ja auch, gerade wenn ich von heute auf mein akademisches Leben zurückblicke.

Frage: Wann kam Ihnen zum ersten Mal der Gedanke zu emigrieren – und wohin?

Charlotte Jolles: Mit Gelegenheitsarbeiten konnte ich mich seit 1933 durchschlagen, aber die Möglichkeit einer Anstellung im Staatsdienst, etwa

als Lehrerin, war mir nach der Promotion verschlossen. Dann starb 1938 mein Vater; meine Mutter und mein Bruder waren schon früher verstorben. Ein jüdisches Ehepaar, mit dem ich in Berlin eng befreundet war, war bereits nach Amerika emigriert. Diese Freunde halfen mir, denn sie hatten Bekannte in England. Die Bekannten luden mich zu einem Besuch ein. So wurde es in der damaligen Situation gemacht. Im Januar 1939 gelangte ich nach England, mit wenig Gepäck und mit zehn Reichsmark in der Tasche, direkt von Tempelhof nach London. Es war der erste Flug meines Lebens. Wenig Gepäck, ja – aber ich hatte meine Schreibmaschine mitgenommen. Deshalb schrieb man bei der Ausreise in meinen Pass: »Wiedereinfuhr der Schreibmaschine ist zu überwachen.« Ich bin also mit einer Schreibmaschine und zehn Reichsmark in London angekommen. Kaum gute Voraussetzungen für einen neuen Start in einem fremden Land! In Berlin hatte mich übrigens eine Bekannte, mit der ich bei Petersen zusammengearbeitet hatte und die den »Führer« sehr verehrte, mit den Worten verabschiedet: »Sprechen Sie in England nicht schlecht über Deutschland!«

Frage: Sie waren nun mittellos und auf sich allein gestellt in England angekommen. Wie haben Sie den schwierigen Start überhaupt bewältigt, wer hat Ihnen geholfen?

Charlotte Jolles: Die Besuchseinladung an mich war von einer Mrs Kathleen Freeman ausgegangen, einer Bekannten des mit mir befreundeten Ehepaars, das in die Vereinigten Staaten ausgewandert war. Mrs Freeman hatte in Watford bei London mit eigenen Mitteln ein Heim für elternlose Kinder aus Deutschland, Österreich und der Tschechoslowakei gegründet, das sie »Welcome House« nannte. Sie arbeitete mit Dr. George Bell, dem Bischof von Chichester, und seinem »Church of England Committee for ›Non-Aryan‹ Christians« zusammen. Die ersten Kinder kamen im März 1939. Mrs Freeman brauchte eine Sekretärin, die bei der Organisation des Heims half und mit den Kindern Deutsch sprechen konnte. Englisch konnte ich zu dem Zeitpunkt nur wenig, da ich in Berlin ein Humanistisches Gymnasium besucht hatte. An Mrs Freeman hatte ich von Berlin aus geschrieben: »I would come with a yellow shawl«, und meinte natürlich »scarf«. Mrs Freeman nahm mein Englisch mit Humor. Wir verstanden uns von Anfang an sehr gut. Die englischen Behörden verursachten mir, der »Besucherin« aus dem nationalsozialistischen Deutschland, keine Probleme. Meine Besuchserlaubnis wurde einfach immer wieder verlängert, auch als im September 1939 der Krieg ausbrach. Erst nach dem Krieg wurde ich britische Staatsbürgerin.

Frage: Und ab wann konnten Sie sich wieder intensiver mit Theodor Fontane und seinem Werk beschäftigen?

Charlotte Jolles: Schon in den Kriegsjahren unterrichtete ich nebenbei an der Watford Grammar School for Girls. Nach Kriegsende gab ich dort full-time-Sprachunterricht, und Fontane blieb im Ruhestand. Aber schon während des Krieges hatte ich mich am Londoner Birkbeck College eingeschrieben, also einer akademischen Institution, die sich an berufstätige Erwachsene wendet und deshalb die Lehrveranstaltungen abends anbietet, während des Krieges aber auch an den Wochenenden lehrte. In der ersten Zeit, also noch vor Kriegsende, saßen wir in zerbombten Gebäuden, meist ohne Fenster, und lasen Walther von der Vogelweide! Bald arbeitete ich an einer Magisterarbeit, und die ging wieder über Fontane. Ihr Titel lautete: *Fontane and England. A Critical Study in Anglo-German Literary Relations in the Nineteenth Century.* 1947 war sie fertig. Danach bewarb ich mich erfolgreich um eine Anstellung als »lecturer« am Birkbeck College. Viele englische Kollegen waren damals außerordentlich hilfreich. Erst seitdem, mit einer sicheren Anstellung als Grundlage, konnte ich mich wieder intensiv um Fontane kümmern. Zum ersten Mal in meinem Leben hatte ich so etwas wie festen Boden unter den Füßen. Und ein erstes größeres Ergebnis meiner bis heute andauernden Beschäftigung mit Theodor Fontane war 1963 die Edition seiner Reiseberichte in dem Band *England und Schottland* der Nymphenburger Ausgabe.

Das Gespräch führte der Historiker Prof. Dr. Peter Alter, Duisburg.

»Ein sehr mäßiges Kauf-Publikum in Deutschland«. Zu Fontanes Beziehung mit dem Verlag Julius Springer

Klaus-Peter Möller

Neu aufgefundenes Material ermöglicht es, die Beziehung Fontanes zum Verlag Julius Springer in einigen Punkten noch etwas konkreter zu beschreiben, als es in dem Handbuch von Berbig[1] und in der Verlagsgeschichte von Sarkowski[2] geschehen ist. Ohne die dort gemachten Angaben zu wiederholen, möchte ich hier auf dieses Material kurz hinweisen.

Der Verlagsvertrag über *Jenseit des Tweed* wurde brieflich geschlossen. In seinem Schreiben vom 30. Januar 1860,[3] mit dem er Julius Springer sein Verlagsprojekt antrug, beziffert Fontane seine Honorarforderung auf 150 Rtl. Gold. Bereits am 31. Januar 1860[4] antwortete Julius Springer, daß er nicht abgeneigt wäre, auf diese Verlagsofferte einzugehen, wenn Fontane sich noch zwei bis drei Monate gedulden könne und erbittet die Einsendung des Manuskripts. Daraufhin schickt Fontane mit seinem Brief vom 2. Februar[5] ein handschriftliches Inhaltsverzeichnis und verlangt eine definitive Zusage: »Ich bin Ihnen sehr verbunden für Ihre freundliche Beantwortung meines Briefes vom 30ten v. M. Gegen das Hinausschieben des Drucks bis etwa Ende April würd' ich nichts einzuwenden haben und nur um Ihre bestimmte Entscheidung ›ob oder ob nicht‹ ist es mir (um keine Zeit zu verlieren) schon *jetzt* zu thun.« [6] Am 17. Februar geht Julius Springer auf diesen Wunsch ein, kommt aber noch einmal auf die Honorar-Frage zu sprechen: »Nach den von mir gemachten Erfahrungen angehend den Absatz von Büchern im Garne [!] Ihrer Skizzen ist es unmöglich das genannte Honorar dafür zu zahlen. Ich werde von dem Buche höchstens eine Auflage von 7–800 Exemplaren drucken und könnte selbst bei einem Volumen von 25 Bogen in dem Ihnen vorgeschlagenen Formate höchstens einen Ladenpreis von 1Rtl. 15/20 sgr. stellen. [–] Sammlungen der vorliegenden Art haben ein sehr mäßiges Kauf-Publikum in Deutschland und es würde mir nicht möglich sein Ihnen hiernach ein größeres Honorar als 100 Thaler Courant zu bieten. Ich weiß sehr

wohl, daß dies ein geringes Honorar ist; es entspricht solches aber dem Absatze, den derlei Skizzen nach meinen Erfahrungen einmal haben & ich würde nicht im Stande sein darüber hinauszugehen.«[7] Dieses Angebot ist es, das Fontane mit seinem Brief vom 19. Februar 1860 akzeptierte, sein Honorar betrug also nicht 150, sondern lediglich 100 Reichstaler.[8] Außerdem schlug Springer in seinem Brief vom 17. Februar vor, dem Buch ein Vorwort mitzugeben, da »[…] die Abtheilungen aus denen das Buch besteht, keinen inneren Zusammenhang haben, der eben durch diese Einleitung herzustellen sein möchte.« Fontane widerspricht in seinem Antwortbrief lebhaft, erwägt aber, dem Buch eine Widmung an Bernhard von Lepel voranzustellen.[9]

Das Buch erschien im Juni 1860. Der Absatz stagnierte jedoch bald.[10] Eine Nachauflage hat es im Springer-Verlag nicht gegeben. 1890 übernahm Emil Dominik die Reste der ersten Auflage für das Deutsche Verlagshaus. Offenbar ging es ihm darum, das Verlagsrecht an dem Titel für die geplante Gesamtausgabe zu sichern.[11] Auf eine entsprechende Anfrage wurde Dominik in einem Schreiben vom 11. Januar 1890 die Offerte des Springer-Verlages mitgeteilt, die Verlagsrechte an *Jenseit des Tweed* und die Restposten für 150 Mark zu erwerben.[12] Daraufhin kam es rasch zu einer Einigung. Bereits am 14. Januar 1890 heißt es in einem weiteren Brief an Emil Dominik: »Im Besitz Ihrer Zuschrift und Ihrer Postanweisung über M. 150 vom gestrigen Tage bestätige ich, daß ich Ihnen hiergegen alle meine Rechte an dem in meinem Verlage erschienenen Buche ›Fontane, Jenseit des Tweed‹ überlasse. – Die Vorräthe, welche im Laufe der Zeit zum Theil makulirt wurden, bestehen heute noch aus 12 Expl; ich behalte davon 2 für meine Handbibliothek und sende Ihnen die übrigen 10 in den nächsten Tagen zu.«[13]

Eine so geringe Anzahl von übernommenen Restexemplaren erklärt natürlich, warum keine Titelauflage veranstaltet wurde. Es hat sich einfach nicht gelohnt. Auch der Plan, das Werk in die Ausgabe der *Gesammelten Romane und Novellen* aufzunehmen, wurde nicht verwirklicht. Erst nach dem Tode Fontanes kam eine neue Ausgabe zustande: Zusammen mit *Ein Sommer in London* erschien das Werk unter dem Titel *Aus England und Schottland* im Verlag F. Fontane & Co. Ende 1899 (vordatiert auf 1900).

Anmerkungen

Dem Julius-Springer-Verlag und Frau Barbara Wolf danke ich für hilfreiche Auskünfte und die Mitteilung von Kopien aus dem Verlagsarchiv. Bei den hier zitierten Archivalien aus dem Archiv des Julius-Springer-Verlages handelt es sich allerdings um Kopien; die Originale sind verschollen. Der Vorgang »Fontane 1860« wurde nicht, wie große Teile des Verlagsarchivs, während des

Krieges vernichtet, sondern kehrte 1946 nach einer 1942 erfolgten Auslagerung nach Berlin zurück. Die Mappe, die sämtliche Briefe Fontanes an Julius Springer, die Gegenbriefe im Konzept sowie weiteres Material wie Rezensionen enthielt, wurde einem verdienten Mitarbeiter des Verlags bei seinem Ausscheiden zum Geschenk gemacht.

1 Roland Berbig: *Theodor Fontane im literarischen Leben. Zeitungen und Zeitschriften, Verlage und Vereine.* Berlin u.a.: de Gruyter 2000, S. 351–353.

2 Heinz Sarkowski: *Der Springer-Verlag. Stationen seiner Geschichte.* Teil 1: 1842–1945, Berlin u.a.: Springer 1992, S. 52–54.

3 HFA, IV/1, S. 694.

4 Julius Springer an Theodor Fontane, 31. Januar 1860, eigh. Br. m. U., Julius-Springer-Verlag, Verlagsarchiv, abgedruckt in: Claus W. Gerhardt: *Verlagsarchive als Problem.* In: *Börsenblatt für den deutschen Buchhandel.* Frankfurter Ausgabe. Frankfurt a. M., Nr. 80, 24.09.1982, S. B121–B124.

5 HFA, IV/1, S. 694–696.

6 Ebd., S. 604.

7 Julius Springer an Theodor Fontane, 17. Februar 1860, eigh. Br. m. U., Julius-Springer-Verlag, Verlagsarchiv.

8 Diese Angabe findet sich auch richtig in der Literatur, etwa in Lieselotte E. Kurth-Voigt: *Zu Fontanes Jenseit des Tweed; ein unveröffentlichter Brief Theodor Fontanes an Hermann Costenoble.* In: *Fontane Blätter* 32/1981, S. 666–670 und Otto Drude: *Fontane und sein Berlin.* Frankfurt a. M. und Leipzig 1998, S. 308. – Auch in seinem Brief vom 1. Mai 1860 an Wilhelm Hertz bekräftigt Fontane, daß sein Honorar auf 100 Taler »zusammengeschrumpft« sei (HFA, IV/1, S. 703). Daß Springer schließlich doch ein höheres Honorar gezahlt haben könnte, ist nicht wahrscheinlich, die Passage aus dem Brief Fontanes vom 5. Juni 1860 an seinen Verleger »Sehr verbunden für Ihre freundliche Ueberraschung hinsichtlich des Honorars« (HFA, IV/1, S. 706) bezieht sich wohl auf die vorfristige Zahlung, vereinbart worden war der 1. Juli als Zahlungstermin.

9 Tatsächlich enthielt die erste Ausgabe von 1860 nicht nur eine kurze Widmung, sondern eine mehrseitige Widmungsvorrede Fontanes an B. von Lepel.

10 Sarkowski, wie Anm. 2, S. 53.

11 Theodor-Fontane-Archiv, W 750, W 740, vgl. Fbl. 68/1999, S. 51–53.

12 Theodor-Fontane-Archiv, W 752.1. Die Unterschrift unter den beiden hier zitierten Briefen des Julius-Springer-Verlags an Emil Dominik (W 752.1 und 2, vgl. Anm. 13) ist undeutlich. Inhaber des Verlages waren damals Ferdinand und Fritz Springer. Auch durch einen Vergleich weiterer Unterschriftenproben ließ sich die Frage, wer von den beiden Brüdern die beiden Schreiben unterzeichnet hat, nicht eindeutig klären.

13 Theodor-Fontane-Archiv, W 752.2. Zu diesem Brief vgl. auch Anm. 12.

Emilie Fontane
Eine unerwartete Verwandtschaft

Klaus H. M. Ebert

Theodor Fontane. Kein Schüler kam an ihm vorbei. Zumindest Herr von Ribbeck war uns geläufig, es war auswendig zu lernen. Den tieferen Sinn, die Poesie, verstand damals niemand und das Havelland sagte uns gar nichts. Allein ich hatte vage Vorstellungen, lag doch unser Familienursprung in Rathenow und Havelberg, aber dabei blieb es.

1990 hatte ich zum ersten Mal die Gelegenheit, die Mark zu besuchen. Obwohl ich mich gefühlsmäßig zur See hingezogen betrachte, war es Liebe auf den ersten Blick. Ich habe Kornblumen gepflückt, die Lieblingsblume der Königin Luise, und sie zuhause in einer Prachtausgabe Friedrichs des Großen getrocknet. Meine ebenfalls preußisch-französische Herkunft ließ mir keine andere Wahl, ich musste Fontane entdecken.

All seinen liebevollen Personenbeschreibungen begegne ich in unseren alten Fotoalben und den Überlieferungen meiner Großmutter, die bis zur Französischen Revolution zurückreichten.

Aber von »den« Fontanes war keine Rede. So kam es wie ein Blitz aus heiterem Himmel, als ich über unsere familiären Bande zu Emilie Fontane erfuhr. Die Familie meiner Großmutter stammt aus Saarlouis. Ihr Vater, der Halbbruder der Emilie, war Direktor der Manufaktur Villeroy & Boch in Mettlach. Sein Vater, mein Ur-Urgroßvater, der spätere Oberstabsarzt Dr. Georg Bosse, hatte in jungen Jahren als Bataillonschirurg beim 3. Ulanenregiment Kaiser Alexander II von Russland, errichtet 1809, in Fürstenwalde und Beeskow, eine Liaison mit der früh verwitweten Thérèse Rouanet aus Beeskow. Aus dieser Liebschaft stammt die Emilie Fontane.

Da junge Offiziere selten in der Lage waren, eine Familie zu unterhalten, noch im späten Kaiserreich wurden vorher die Vermögensverhältnisse der Braut geprüft, hat er sich noch vor der Geburt seiner verstoßenen Tochter versetzen lassen. Fernab in Saarlouis heiratete er am 30. Mai 1835 die Toch-

ter eines wohlhabenden Notars Sophie Clemens. Sie war verwandt mit dem General von Fransecky, der besonders durch den Krieg von 1866 bekannt wurde. Aus ihrer Ehe erwuchsen fünf Kinder. Die älteste Tochter Luise, oder auch Anna, heiratete den Obersten Karl Albert von L'Estocq. Sie war die Mutter der beiden Generäle Rudolf und Anton von L'Estocq. Henriette Bosse verstarb früh, Carl war Gutsbesitzer bei Johannisburg in Ostpreußen, seine bezaubernde Tochter schaut mir nun aus einem Elfenbeinrähmchen beim Schreiben zu, Major Rudolf wirft mir kritische Blicke zu, und endlich mein Urgroßvater Heinrich Bosse. Der lieben Ehre halber waren sie vermutlich unwissentlich Halbgeschwister der Emilie Fontane. Alle sehr vermögend, wäre es ein leichtes gewesen, meinen nun so plötzlich hinzugewonnenen illegitimen Urgroßonkel zu finanzieren. Es ist mir nichts überliefert, und doch frage ich mich bei gewissen Passagen Fontanes, ob nicht doch eine gewisse Kenntnis vorlag. Emilie litt zeitlebens unter ihrer Herkunft und wird doch mit großer Wahrscheinlichkeit ihren leiblichen Vater nicht ganz aus den Augen verloren haben.

Die Bücher in meinem Schrank helfen nun auch nicht mehr. Als kleine Wiedergutmachung haben nun die beiden Portraits meiner geliebten Fontanes einen Ehrenplatz unter ihren unwissenden Ignoranten gefunden.

Bibliographie

Auswahlbibliographie

Neuerscheinungen und -erwerbungen des Fontane-Archivs vom 11. Juli 2002
Bearbeiter: KLAUS-PETER MÖLLER (Handschriften), PETER SCHAEFER (Druckschriften)

Handschriften

FONTANE, THEODOR: eigh. Br. m. U. an Gotthilf Weißstein [?], Berlin, 01.11.1889
Inhalt: Fontane gibt dem Empfänger im Vertrauen bereits vorab Bescheid über eine Zuwendung von 250 Mark und berichtet über seine Lektüre-Eindrücke eines nicht näher bezeichneten Werkes, das in den »Montags-Nummern« abgedruckt war.
4° 2 Bl. (1 Bg.), 1^r, 2^v Text, 1^v–2^r leer. (HBV 89/181) Signatur: C 328

FONTANE, THEODOR: eigh. Briefumschl. an Friedrich Fontane, [15.06.1898; Poststempel] Gehört evtl. zum Brief Fontanes an seinen Sohn Friedrich vom 14.6.1898 (B 566), s. Fontane-Blätter 64/1997, S. 37 f.
1 Briefumschlag, Briefmarke herausgerissen. (HBV nicht verzeichnet) Signatur: B 687

Primärliteratur

FONTANE, THEODOR: Herr von Ribbeck auf Ribbeck im Havelland. Mit Ill. von BERND STREITER. – Berlin: Aufbau-Verlag 2002. 14 gez. Bl. (2002/31)

FONTANE, THEODOR: John Maynard. – o.O. 2002. 12 S. 18 x 22 mm (Minizauber Edition) [»Dieses Miniaturbuch ist ein Stück d. Minizauber Ed. Es wurde in einer Aufl. von 30 Stück gefertigt. Dieses trägt die Nr. 26 von 30 und wurde am 21. 1. 02 fertiggestellt. Sybille Maier.«] (2002/36)

FONTANE, THEODOR: Quitte. Roman traduit de l'allemand par BERNHARD KREISS. – Nîmes : Éditions Jacqueline Chambon 1998. 311 S. (2002/39)

FONTANE, THEODOR: Der Stechlin. Mit Zeichnungen von DIETER MASUHR. – Frankfurt/M., Wien: Büchergilde Gutenberg 1998. 429 S. (2000/48)

Sekundärliteratur

1. Bücher und Aufsätze

BAUER, KAREN: Fontanes Frauenfiguren. Zur literar. Gestaltung weibl. Charaktere im 19. Jahrhundert. – Frankfurt/M. u.a.: Lang 2002. 288 S. (Europäische Hochschulschriften. Reihe I. Deutsche Sprache und Literatur; 1817) (2002/33)

BIENER, JOACHIM: Clownhafte Züge in späten Romanen Theodor Fontanes. – In: Berliner Lesezeichen 9 (2001) 5, S. 44–54. (2001/104)

BLOD-REIGL, CAROLA: »... der Stimme meines Herzens rückhaltlos gehorchen...«. Zum Sinnesdiskurs in Th. Fontanes »Cécile«. – In: Helle döne schöne. Versammelte Arbeiten zur älteren u. neueren dt. Lit. Festschr. für Wolfgang Walliczek. Göppingen: Kümmerle 1999, S. 403–431. (ZA 1999+, 42)

BRAUN, CHRISTINA VON: Fontanes Melusine-Gestalten. – In: Fontane Blätter 73/2002, S. 116–122. (65/5536=73)

DIETERLE, REGINA [HRSG.]: Unbekannte Briefe von Fontane – Unbekannte Briefe an Fontane. – In: Berliner Lesezeichen 9 (2001) 5, S. 92–99. (2001/104)

EHLICH, KONRAD [HRSG.]: Fontane und die Fremde, Fontane und Europa. – Würzburg: Königshausen und Neumann 2002. 320 S. [19 Beiträge, einzeln verzeichnet] (2002/25)

EHLICH, KONRAD: Preußische Alterität – Statt einer Einleitung. – In: Fontane und die Fremde, Fontane und Europa. EHLICH, KONRAD [Hrsg.]. Würzburg 2002, S. 8–22. (2002/25)

ERLER, GOTTHARD: Das Herz bleibt immer jung. Emilie Fontane. Biographie. – Berlin: Aufbau-Verlag 2002. 460 S. (2002/19)

EWERT, MICHAEL: Heimat und Welt. Fontanes Wanderungen durch die Mark. – In: Fontane und die Fremde, Fontane und Europa. EHLICH, KONRAD [Hrsg.]. Würzburg 2002, S. 167–177. (2002/25)

FEILCHENFELDT, KONRAD: Leutnant Greeley – ein amerikanisches Vorbild für Europa? Zu Fontanes »Der Stechlin« (Achtunddreißigstes Kapitel). – In: Fontane und die Fremde, Fontane und Europa. EHLICH, KONRAD [Hrsg.]. Würzburg 2002, S. 229–247. (2002/25)

FISCHER, HUBERTUS: Polnische Verwicklungen. – In: Fontane und die Fremde, Fontane und Europa. EHLICH, KONRAD [Hrsg.]. Würzburg 2002, S. 262–275. (2002/25)

GRAWE, CHRISTIAN: »Italian Hours«. Th. Fontane u. Henry James in Italien in den 1870er Jahren. – In: Fontane und die Fremde, Fontane und Europa. EHLICH, KONRAD [Hrsg.]. Würzburg 2002, S. 276–294. (2002/25)

GROSS, GABRIELLE: Der Neid der Mutter auf die Tochter. Ein weibl. Konfliktfeld bei Fontane, Schnitzler, Keyserling u. Thomas Mann. – Bern u.a.: Lang 2002. 244 S. (2002/32)

Häntzschel, Günter: Die Inszenierung von Heimat und Fremde in Theodor Fontanes Roman »Der Stechlin«. – In: Fontane und die Fremde, Fontane und Europa. Ehlich, Konrad [Hrsg.]. Würzburg 2002, S. 157–166. (2002/25)

Häntzschel, Hiltrud: Fontane im Gepäck der Emigranten. – In: Fontane und die Fremde, Fontane und Europa. Ehlich, Konrad [Hrsg.]. Würzburg 2002, S. 307–320. (2002/25)

Hehle, Christine: Von Krotoschin nach Kessin: Zu Landschaft u. Mythos d. Ostsee in Th. Fontanes Roman ›Effi Briest‹. – In: Fontane Blätter 73/2002, S. 71–87. (65/5536=73)

Heitmann, Annegret: »Alles war Abkommen auf Zeit«. Nördliche Grenzen u. Grenzübertritte im Werk Th. Fontanes. – In: Fontane und die Fremde, Fontane und Europa. Ehlich, Konrad [Hrsg.]. Würzburg 2002, S. 248–261. (2002/25)

Holbeche, Brian: Mother and daughter – a key relationship in Fontane's »Effi Briest«. – In: Unravelling the labyrinth. Decoding text and literature. Festschr. for Eric Lowson Marson. Kerry Dunne (Hrsg.). Frankfurt/M. u.a.: Lang 1997, S. 37–56. (99/55 q=11)

Jeong, Hang-Kyun: Das Problem des Kalküls in Fontanes Romanen. – In: Wirkendes Wort 51 (2001) 3, S. 362–374. (ZA 2001+, 16)

Kleine, Joachim: »Irrungen Wirrungen« im Romanschaffen Theodor Fontanes. – In: Berliner Lesezeichen 9 (2001) 5, S. 30–43. (2001/104)

Koszyk, Kurt: Fontanes journalistischer Blick nach draußen. – In: Fontane und die Fremde, Fontane und Europa. Ehlich, Konrad [Hrsg.]. Würzburg 2002, S. 192–211. (2002/25)

Kroll, Frank-Lothar: Fontane und Bismarck. – In: Berliner Lesezeichen 9 (2001) 5, S. 80–86. (2001/104)

Maeusel, Volker: Fontane oder Faust – Otto Pniowers literarische Arbeitsfelder in seiner Darstellung. Studien im Dreiländereck von Wissenschaft, Lit. u. Publizistik. – In: Berliner Universität und deutsche Literaturgeschichte. Gesine Bey (Hrsg.) Frankfurt/M.: Lang 1998, S. 185–199. (Berliner Beiträge zur Wissenschaftsgeschichte; 1) (ZA 1998+, 43)

Mecklenburg, Norbert: »Alle Portugiesen sind eigentlich Juden.« Zur Logik u. Poetik d. Präsentation von Fremden bei Fontane. – In: Fontane und die Fremde, Fontane und Europa. Ehlich, Konrad [Hrsg.]. Würzburg 2002, S. 88–102. (2002/25)

Mecklenburg, Norbert: »Bei meinem alten Baruch ist der Pferdefuß rausgekommen« – Antisemitismus und Figurenzeichnung in »Der Stechlin«. – In: Fontane und die Fremde, Fontane und Europa. Ehlich, Konrad [Hrsg.]. Würzburg 2002, S. 103–119. (2002/25)

Mende, Hans-Jürgen: Das Abenteuer Fontane – Vom glücklichen Finden. Im Gespräch mit Regina Dieterle. – In: Berliner Lesezeichen 9 (2001) 5, S. 87–91. (2001/104)

Möller, Klaus-Peter: »Sehr gute Kenntniße der Chemie Pharmacie Botanik und Latinität«. Fontanes Zeugnisse aus seiner Ausbildungszeit zum Apotheker als biograph. Quellen. – In: Fontane Blätter 73/2002, S. 8–41. (65/5536=73)

Müller-Seidel, Walter: Fremde Herkunft. Zu Fontanes erzähltem Personal u. zu Problemen heutiger Antisemitismusforschung. – In: Fontane und die Fremde, Fontane und Europa. Ehlich, Konrad [Hrsg.]. Würzburg 2002, S. 120–156. (2002/25)

Neumann, Gerhard: »Invalide ist doch eigentlich jeder«. Fontanes ›fremde‹ Helden. – In: Fontane und die Fremde, Fontane und Europa. Ehlich, Konrad [Hrsg.]. Würzburg 2002, S. 57–69. (2002/25)

Niehaus, Michael: Eine zwielichtige Angelegenheit: Fontanes ›Unterm Birnbaum‹. – In: Fontane Blätter 73/2002, S. 44–70. (65/5536=73)

Nürnberger, Helmuth: Ein fremder Kontinent – Fontane und der Katholizismus. – In: Fontane und die Fremde, Fontane und Europa. Ehlich, Konrad [Hrsg.]. Würzburg 2002, S. 70–87. (2002/25)

Nürnberger, Helmuth: »Erst die Fremde lehrt uns, was wir an der Heimat besitzen.« Fontanes unbekannte bayerische Balladen – ein unverhoffter Fund im Preußenjahr. – In: Berliner Lesezeichen 9 (2001) 5, S. 100–118. (2001/104)

Nürnberger, Helmuth: Theodor Fontane – ein Dichter in Preußen. – In: Berliner Lesezeichen 9 (2001) 5, S. 14–29. (2001/104)

Ohff, Heinz: Der doppelte Theodor. Das Erfolgsrezept des Dichters Fontane: Alles hat seine zwei Seiten. – In: Literaturen 4/02, S. 34–36. (2002/26 q)

Pacholski, Jan: Ludwig Burgers Nachlass in den Sammlungen des Nationalmuseums zu Breslau. – In: Fontane Blätter 73/2002, S. 134–146. (65/5536=73)

Parr, Rolf: Kongobecken, Lombok und der Chinese im Hause Briest. Das »Wissen um die Kolonien« u. das »Wissen aus den Kolonien« bei Th. Fontane. – In: Fontane und die Fremde, Fontane und Europa. Ehlich, Konrad [Hrsg.]. Würzburg 2002, S. 212–228. (2002/25)

Peer, Willi van: »Erst die Fremde lehrt uns, was wir an der Heimat besitzen.« Fontanes Schottlandreise u. die interkulturellen Unterschiede zwischen Reisegründen. – In: Fontane und die Fremde, Fontane und Europa. Ehlich, Konrad [Hrsg.]. Würzburg 2002, S. 178–191. (2002/25)

Perrey, Hans-Jürgen: »Nirgends ist ihm ganz zu trauen.« Bismarck im Urteil Th. Fontanes. – Friedrichsruh: Otto-von-Bismarck-Stiftung 2002. 64 S. (Friedrichsruher Beiträge; 19) (2002/29)

Radecke, Gabriele: Vom Schreiben zum Erzählen. Eine textgenet. Studie zu Th. Fontanes »L'Adultera«. – Würzburg: Königshausen & Neumann 2002. 345 S. (Epistemata. Würzburger wissenschaftliche Schriften; 358) (2002/28)

Ragg-Kirkby, Helena: »Alles ist wie Opferstätte«: Society and Sacrifice in the Works of Theodor Fontane. – In: Oxford German Studies 29 (2000), S. 95–130. (ZA 2000+,20)

Reinhardt, Hartmut: Die Rache der Puritanerin. Zur Psychologie des Selbstmords in Fontanes Roman »Unwiederbringlich«. – In: Fontane und die Fremde, Fontane und Europa. Ehlich, Konrad [Hrsg.]. Würzburg 2002, S. 36–56. (2002/25)

Remak, Henry H. H.: Fontane und der jüdische Kultureinfluß in Deutschland. Symbiose u. Kontrabiose. – In: Berliner Lesezeichen 9 (2001) 5, S. 70–79. [zuerst Würzburg 2000] (2001/104)

Röper, Ursula: Fontane und die Bethanischen Schwestern. – In: Fontane Blätter 73/2002, S. 88–104. (65/5536=73)

Schroeder, Irene: Die unverhüllte Anspielung. Wagner als Chiffre für Sex bei Fontane. – In: Entwürfe für Literatur (Zürich) 5 (1999) 19, S. 89–92. (ZA 1999+,43)

Spinnen, Burkhard: Wie man die Macht des Schicksals entmachtet. Stine, Lanni u. Lene – Drei Romanheldinnen Fontanes als Pionierinnen des mod. Bewußtseins. – In: Literaturen 4/02, S. 22–29. (2002/26 q)

Storch, Dietmar: Theodor Fontane und die Reichsgründung. – In: Berliner Lesezeichen 9 (2001) 5, S. 55–69. (2001/104)

Warning, Rainer: »Causerie« bei Fontane. – In: Fontane und die Fremde, Fontane und Europa. Ehlich, Konrad [Hrsg.]. Würzburg 2002, S. 295–306. (2002/25)

Wirsing, Sibylle: Der Fürst und das Mädchen. Th. Fontanes Roman »Effi Briest«. Eine preuß. Lektüre. – In: Literaturen 4/02, S. 30–33. (2002/26 q)

Wolpert, Georg: »Der Schlei« oder »die Schleie«? Die ersten Buchausgaben des vierten Wanderungsbandes »Spreeland«. Fragen zur Edition. – In: Fontane Blätter 73/2002, S. 123–133. (65/5536=73)

Wruck, Peter: Welches Preußen? Fontanes Auseinandersetzung mit seinem Liebling Friedrich August Ludwig v. d. Marwitz. – In: Berliner Lesezeichen 9 (2002) 6/7. (ZA 2001+, 15)

Ziegler, Edda: Fremd auf dieser Welt. das Aparte an Fontanes literarischen Heldinnen. – In: Fontane und die Fremde, Fontane und Europa. Ehlich, Konrad [Hrsg.]. Würzburg 2002, S. 23–35. (2002/25)

2. Rezensionen

Erler, Gotthard: Das Herz bleibt immer jung. Emilie Fontane. Biographie. Berlin: Aufbau-Verlag 2002. Rez.:

– M. Kesting: Frau Penelope Swinegel. In: Literaturen 4/02, S. 18–21.
– H. Nürnberger: Geliebte Ungeduld. In: Flensburger Tageblatt; Pinneberger Tageblatt v. 16. 2. 2002.
– P. Berger: Die Frau an seiner Seite. In: Neues Deutschland v. 16./17. 2. 2002.
– S. Speicher: Unter Gruß und Kuß. In: Berliner Ztg v. 16./17. 2. 2002.
– F. Starke: »… daß man ohne ›de Fru‹ verloren ist«. In: Märkische Allgemeine v. 16./17. 2. 2002.
– W.-J. Siedler: Der Fluch, die Frau zu sein. In: Der Tagesspiegel v. 17. 2. 2002.
– M. Horlitz: Kritische Partnerin. In: Potsdamer Neueste Nachrichten v. 18. 2. 2002.
– B. Philipp: Emilie Fontane hielt ihrem Theodor den Rücken frei. In: Berliner Morgenpost v. 23. 2. 2002.
– H. Erdmann: Faszinierende Innenansicht. In: Märkische Allgemeine v. 26. 2. 2002.
– E. Osterkamp: Durchs Leben geschritten und gestritten. G. Erler versteht Emilie Fontane. In: Frankfurter Allg. Ztg v. 19. 3. 2002.
– anon. (LP): Geschichte einer bemerkenswerten Frau. In: Märkische Oderztg v. 20. 3. 2002.
– H. Stade: Der andere Blick. In: Thüringer Allgemeine v. 23. 3. 2002.
– anon. (WDK): Was Emilie Fontane erlebt und erlitten hat. In: Bild Berlin Brandenburg v. 3. 4. 2002.
– M. Schäfer: Private und andere Katastrophen. In: Göttinger Tageblatt v. 15. 4. 2002.
– U. Heise: Sie war kein Aschenputtel: Die emanzipierte Emilie F. In: Leipziger-Volksztg v. 25. 4. 2002.
– U. Baron: Herrin im Haus. In: Rheinischer Merkur v. 9. 5. 2002.

Fontane, Theodor: Große Brandenburger Ausgabe. Hrsg. von Gotthard Erler. Berlin: Aufbau-Verlag. Das erzählerische Werk. 7. Graf Petöfy. Hrsg. von Petra Kabus; 9. Cécile. Hrsg. von Hans Joachim Funke und Christine Hehle; 12. Quitt. Hrsg. von Christina Brieger; 15. Effi Briest. Hrsg. von Christine Hehle. Rez.:
– W. Erhart in Germanistik 42 (2001) 1/2, S. 231–232.

Fontane, Theodor: Herr von Ribbeck auf Ribbeck im Havelland. Mit Ill. von Bernd Streiter. Berlin: Aufbau-Verlag 2002. Rez.:
– V. Kern: Weltwissen mit Goethe und Fontane. In: die tageszeitung v. 21. 3. 2002.
–S. Kneist: Sein Markenzeichen: Ausgebeulte Taschen voller Birnen. In: Der Tagesspiegel v. 21. 3. 2002.

Fontane, Theodor; Fontane, Martha: Ein Familienbriefnetz. Hrsg. von Regina Dieterle. Berlin, New York: de Gruyter 2002. Rez.:
– S. Wirsing: Eine Klavierspielerin ohne Klavier. In: Literaturen 4/02, S. 12–17.

Guarda, Sylvain: »Schach von Wuthenow«, »Die Poggenpuhls« und »Der Stechlin«.

Fontanes innere Reisen in die Unterwelt. Würzburg: Königshausen & Neumann 1997. Rez.:
– R. L. JAMISON in Monatshefte (Wisconsin) 93 (2001) 4, S. 529–530.
Hasubek, Peter: »… wer am meisten red't, ist der reinste Mensch«. Das Gespräch in Th. Fontanes Roman »Der Stechlin«. Berlin: Schmidt 1998. Rez.:
– H. CHAMBERS in Fontane Blätter 73/2002, S. 106–109.
Müller, Volker: Der Weg nach Sanssouci. Würzburg: Königshausen und Neumann 2001. Rez.:
– K. SCHAARSCHMIDT: Standortbestimmung mit dem Brandenburger Theodor Fontane. Neues Buch des Greizer Autors. In: Vogtland-Anzeiger v. 1. 2. 2002.
Osborne, John: Theodor Fontane. Vor den Romanen. Krieg und Kunst. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 1999. Rez.:
– E. SAGARRA in Germanistik 42 (2001) 1/2, S. 233.
Zuberbühler, Rolf: Fontane und Hölderlin. Romantik-Auffassung u. Hölderlin-Bild in »Vor dem Sturm«. Tübingen: Niemeyer 1997. Rez.:
– P. C. PFEIFFER in Monatshefte (Wisconsin) 93 (2001) 1, S. 123–124.

3. Zeitungsartikel

ANON. (GM): Fontane fasziniert die Senioren. Noch nie so viele Besucher beim »Literarischen Nachmittag« in Beverstedt. – In: Nordsee-Ztg v. 19. 3. 2002.
anon. (sti): Akustischer Wegweiser für moderne Wanderer. Fontane rund um den Schwielowsee als Buch u. als CD erschienen. – In: Märkische Allgemeine v. 15. 1. 2002.
BÜRGER, FRANK: Begeisterung und Desinteresse vereint. Staatstheater Cottbus gastiert mit Fontanes »Effi Briest« im Kleist Forum. – In: Märkische Oderztg v. 11. 3. 2002.
FELSCH, TOBIAS: Gedankenfutter und andere Gaumenfreuden. Fontanekenner Gotthard Erler u. Enkelin Franziska Junge lesen u. schmausen im Kulturgutshaus Köpernitz. – In: Märkische Allgemeine v. 18. 3. 2002.
MÖLLER, KLAUS-PETER: Die gesamte Große Brandenburger Ausgabe betreffend. – In: Frankfurter Allg. Ztg v. 14. 1. 2002. [Leserbrief]
MOHM, HANS WERNER: Schon einmal in Afghanistan … Von d. Niederlage d. Briten vor 150 Jahren u. einer so aktuell anmutenden Ballade Th. Fontanes darüber. – In: Rhein-Ztg v. 15. 2. 2002.
MUHS, RUDOLF: Die Waldteufel brummen. Eine Wiederentdeckung: Was Th. Fontane vor genau 142 Jahren vom vorweihnachtlichen Berlin hielt. – In: Frankfurter Allg. Ztg v. 15. 12. 2001.

Nettersheim, Gerd J.: Sue war Effi Briest. Eine Gedenkstunde auf dem Südwestkirchhof in Stahnsdorf für Elisabeth Baronin von Ardenne. – In: Frankfurter Allg. Ztg v. 11. 2. 2002.

Noack, Janett: Schüler in Rolle des Herrn Ribbeck. Deutsch-polnisches Theaterprojekt in d. Bildungsstätte Schloß Trebnitz. – In: Märkische Oderztg v. 17. 1. 2002.

Petzholtz, Gerhard: Des Physikers legendäre Großmutter. Zum 50. Todestag von Elisabeth von Ardenne, deren Schicksal als »Effi Briest« durch Fontane verewigt wurde. – In: Märkische Allgemeine v. 9./10. 2. 2002.

Reich-Ranicki, Marcel: Theodor Fontane, gezeichnet von Max Liebermann. (Meine Bilder; 35). – In: Frankfurter Allg. Ztg v. 2. 6. 2002. [s. Möller, Klaus Peter]

Trinks, Uta: Die Sprache der Liebe. Fontanes »Effi Briest« kommt auf die Bühne des Chemnitzer Schauspielhauses. – In: Freie Presse v. 19. 4. 2002.

Trinks, Uta: Liebe – verteufelt schwer. Wunderbare »Effi Briest« im Chemnitzer Schauspielhaus uraufgeführt. – In: Freie Presse v. 22. 4. 2002.

4. Nachträge

Chew, Jane Scofield: The Theme of Adultery in the Novels of Theodor Fontane. – Diss. The Pennsylvania State Univ. 1980. 349 S. 30 cm (2002/38 q)

Fontane, Theodor: Kaiser Friedrich III. Letzte Begegnung (13. Juni 1888). – Einblattdr. O.O.u.D. [um 1898; vom ungenannten Hrsg. korr. Datum im Untertitel]. (2002/24)

Fontane, Theodor: Stine. Ein Roman. [1. Aufl.] – Leipzig: Insel [1929]. 87 S. (Insel-Bücherei; 39) (2002/37)

Kienbaum, Barbara E.: Die Frauengestalten in Theodor Fontanes Berliner Romanen: Rolle u. Funktion in d. Darst. des Konflikts zwischen Individuum u. Gesellschaft. – Diss. Michigan State Univ. 1978. 145 S. 30 cm (2002/34 q)

Kremnitzer, John: Fontanes Verhältnis zu den Juden. – Diss. New York University 1972. 202 S. 30 cm (2002/30 q)

Leheis, Jutta Sigrid: »Zauber des Evatums«. Zur Frauenfrage bei Th. Fontane. – Diss. University of Massachusetts 1974. 220 S. 30 cm (2002/27 q)

Riechel, Donald C.: Theodor Fontane and the Fine Arts: A Survey and Evaluation. – In: German Studies Review 7 (1984) 1, S. 39–64. (99/55 q=8)

Schillemeit, Jost: Judentum und Gesellschaft als Thema Fontanes. – In: Jahrbuch der Braunschweigischen Wissenschaftlichen Gesellschaft 1988, S. 29–44. (99/55 q=9)

Informationen

Autorenverzeichnis

Dr. Wolfgang Rasch, studierte Germanistik, Philosophie u. Geschichte in München u. Berlin; 1996 Promotion; Veröff. zu Arno Schmidt, Karl Gutzkow und Peter Rühmkorf; arbeitet seit 1999 im Rahmen eines DFG-Projekts an einer *Theodor Fontane Bibliographie* im Fontane-Archiv Potsdam.

Rasmus Steinkrauss, geb. 1975, studiert Skandinavistik, Neuere Deutsche Literatur und Deutsche Sprache an den Universitäten Hamburg, Tromsø (Norwegen) und Berlin (Humboldt-Universität). Arbeit im FSR, als Tutor und als studentische Hilfskraft.

Prof. Dr. Peter Wruck, geb. 1932. Promotion, Habilitation (Dr. sc.) und Lehrtätigkeit an der Humboldt-Universität Berlin bis zur Emeritierung 1997. Forschungen und Veröffentlichungen zur Literatur des 19. Jahrhunderts (namentlich Fontane) sowie zur Geschichte des literarischen Lebens (hauptsächlich Berlin und das literarische Vereinswesen betreffend).

Prof. Dr. Hubertus Fischer, geb. 1943. Studium in München und Hamburg. Ass. Prof. FU Berlin. Seit 1982 Professor für Ältere deutsche Literatur an der Universität Hannover. Gastprofessor in Kairo und Posen. Bücher und Aufsätze zur Älteren und Neueren deutschen Literatur, Geschichte, Umwelt und Karikatur.

Prof. Dr. Peter Alter, studierte Geschichte, Anglistik u. Volkswirtschaftslehre in Köln und Oxford; 1976-94 Wiss. Mitarbeiter u. Stellvertretender Direktor des Deutschen Historischen Instituts in London; seither Professor für Neuere u. Neueste Geschichte an der Universität Duisburg; schreibt über moderne britische u. irische Geschichte, Nationalismus, die deutsche Emigration u. europäische Metropolen.

Klaus-Peter Möller, arbeitet seit 1998 als Archivar im Theodor-Fontane-Archiv; Forschungsinteressen: Literatur der frühen Neuzeit, Lexik der deutschen Sprache, Buchgeschichte, Fontane.

Berichtigung zu Heft 73, Klaus-Peter Möller, Apothekerzeugnisse: S. 39, Anm. 15: statt »Theaterzettels« lies »Thorzettels«, statt »21. März in Leipzig« lies »31. März in Leipzig«. Die Redaktion bittet um Entschuldigung.

Vertriebshinweise

Die Fontane Blätter können als Einzelheft (€ 13,50 zuzüglich Versand) oder auch im Abonnement (2 Hefte jährlich, € 9,50) direkt bezogen werden vom Theodor-Fontane-Archiv, PF 60 15 45, 14415 Potsdam.

Direkt beim Theodor-Fontane-Archiv können gegen eine Gebühr (zuzüglich Versandkosten) bestellt werden:

- das Register der Fontane-Blätter für die Hefte 1/1965–57/1994. 126 S. (€ 2,00)
- das Inhaltsverzeichnis der Hefte 1/1965–71/2001 (eine Liste aller Inhaltsverzeichnisse). 29 S. (€ 2,00)
- Angebotsliste älterer, noch lieferbarer Hefte (ohne Gebühr)
- Horlitz, Manfred (Hrsg.): Theodor-Fontane-Archiv Potsdam. 1935–1995. Berichte, Dokumente, Erinnerungen. – Berlin: Berliner Bibliophilen Abend 1995. 206 S. Mit zahlr. Abb.(€ 2,00)
- Vermißte Bestände des Theodor-Fontane-Archivs. 245 S. Potsdam 1999. (€ 76,00)
- Ich bin ganz einfach nur Fontane. FontaneJahrBuch. Museumspädagogischer Dienst Berlin; Theodor-Fontane-Archiv. 1998. 118 S. Mit Karte, zahlr. Abb. (€ 1,53)
- Theodor-Fontane-Archiv Potsdam. Die Fontane-Sammlung Christian Andree. Hrsg. von der Kulturstiftung der Länder in Verbindung mit dem Theodor-Fontane-Archiv. Potsdam 1998. (KulturStiftung der Länder – PATRIMONIA 142). 84 S. Mit zahlr. Faks. (€ 1,53)
- Theodor Fontane aus transatlantischer Sicht. Potsdam 1996. 94 S. (€ 8,50)
- Oceane kehrt zurück. Hrsg. vom Theodor-Fontane-Archiv, Potsdam und der Stadtbibliothek Wuppertal. Potsdam 2001. 109 S. (€ 17,50)

Richtlinien zur Manuskriptgestaltung der *Fontane Blätter*

Einsendeadresse: Theodor-Fontane-Archiv, Postfach 60 15 45, 14415 Potsdam.
Über die Veröffentlichung entscheiden die Herausgeber gemeinsam mit dem Redaktionsbeirat. Der Umfang der Beiträge sollte 20 Manuskriptseiten nicht überschreiten, Rezensionen sollten auf 3 Manuskriptseiten beschränkt bleiben und auf Anmerkungen möglichst verzichten. Autoren werden gebeten, eine max. vierzeilige Autoreninformation beizufügen.

1. Manuskriptform

Die Texte sollen auf fortlaufend numerierten Seiten (30 Zeilen/Seite, 60 Anschläge/Zeile) geschrieben werden. Anmerkungen sollen als Endnoten auf besonderen Seiten stehen. Absätze: Einzug der ersten Zeile ohne vorherige Leerzeile.
Bei Computerdruck sollte eine durchgängige Schriftgröße von 12 Punkten gewählt werden, linksbündig als Fließtext (ohne Silbentrennung). Zwischen - (kurzem) Trennungs- und – (längerem) Gedankenstrich wird unterschieden. Die Texte sollen in zweifacher Ausfertigung und nach Möglichkeit zusätzlich auf Diskette in zwei Dateien eingereicht werden: einmal im Format der Textverarbeitung (bevorzugt Word), einmal unformatiert (bevorzugt Word-RTF).

2. Titel

Der Name des Autors bzw. Herausgebers steht unter dem Titel. Der Titel endet ohne Punkt. Zwischen Titel, Autor und Text steht jeweils eine Leerzeile.

3. Hervorhebungen im Manuskript

Kursiv; falls nicht möglich, mit Wellenlinie unterstreichen.
Auslassungen des Autors bzw. Herausgebers: drei Pünktchen in eckigen Klammern […]; Einfügungen des Autors bzw. Herausgebers: in [eckigen Klammern].

4. Zitate im Manuskript

Normale Anführungszeichen „…“; Zitat im Zitat in einfachen Anführungen ‚…‘; längere Zitate (über 4 Zeilen) werden wie Absätze behandelt.

5. Titel von Werken, Zeitungen u. Zeitschriften, Vereinsnamen

Kursiv; falls nicht möglich, mit Wellenlinie unterstreichen.
Der Stechlin erschien bereits …
In: *Fontane Blätter* 62/1996, …
Sein Auftreten im *Tunnel über der Spree* …

6. Anmerkungen im Manuskript

Anmerkungen als fortlaufend gezählte Endnoten, im Text hochgestellt ohne Klammern oder Punkt. Eine Endnotenziffer folgt auf das Satzzeichen, wenn sie sich auf den ganzen Satz, sie steht vor dem Satzzeichen, wenn sie sich nur auf das vorausgehende Wort bezieht. Die Endnotenziffern erscheinen freistehend ohne Klammer vor dem Text der Endnoten. Namen von Autoren und Herausgebern unterstrichen (werden im Heft zu Kapitälchen).

1 Charlotte Jolles: *Theodor Fontane.* 4., überarb. u. erw. Aufl. – Stuttgart, Weimar 1993, S. 16.

10 Theodor Fontane: *Kriegsgefangen. Erlebtes 1870.* Hrsg. von Otto Drude. – Frankfurt am Main, Leipzig 1993, S. 37–38.

Beim ersten Zitieren eines Titels gilt folgende Form:

Autor (Vorname Nachname): *Titel. Untertitel.* – Ort Jahr, S. (Reihentitel)

Bei Zeitschriftenaufsätzen und anderen nicht selbständig erschienenen Schriften:

Autor (Vorname Nachname): *Titel. Untertitel.* – In: *Zeitschriftentitel* Jg. und/oder Bd. (Erscheinungsjahr) H. oder Nr., S. (evtl. Reihentitel)

Bei wiederholten Zitaten in direkter Folge: Ebd., S. X; sonst Name und Hinweis auf die laufende Anmerkungsnummer des erstmaligen Zitats. Verweise: vgl. (nicht s.)

8 Schobeß, wie Anm. 3. Vgl. Schreinert, wie Anm. 7.

Bei Zitaten oder Nachweisen aus Fontanes Werken gelten folgende *Siglen*:

AFA (Aufbau Fontane-Ausgabe) Hrsg. von Peter Goldammer, Gotthard Erler u. a. – Berlin, Weimar: Aufbau 1969–1993 (Bd. evtl. Aufl. Jahr, S.)
z. B.: Theodor Fontane: *Wie sich meine Frau einen Beamten denkt.* – In: AFA *Autobiographische Schriften* III/1. 1982, S. 438.

GBA (Grosse Brandenburger Ausgabe) Hrsg. von Gotthard Erler. – Berlin, Weimar: Aufbau 1994ff. (Bd. evtl. Aufl. Jahr, S.)
z. B.: Theodor Fontane: *Die Juden in unserer Gesellschaft.* – In: GBA *Wanderungen durch die Mark Brandenburg.* Bd. 7. *Das Ländchen Friesack und die Bredows.* 1994, S. 299.

HBV (Hanser Briefeverzeichnis) *Die Briefe Theodor Fontanes.* Verzeichnis u. Register. Hrsg. von Charlotte Jolles u. Walter Müller-Seidel. – München: Hanser 1987.

HFA (Hanser Fontane-Ausgabe) *Werke, Schriften und Briefe* [zuerst unter dem Titel *Sämtliche Werke*]. Hrsg von Walter Keitel u. Helmuth Nürnberger. – München: Carl Hanser 1962-97. (Abteilung/Band evtl. Aufl. Jahr, S.)
z. B.: Theodor Fontane: *Geschwisterliebe.* In: HFA I/7. 2. Aufl. 1984, S. 123–153.

NFA (Nymphenburger Fontane-Ausgabe) *Sämtliche Werke.* Hrsg. von Edgar Gross, Kurt Schreinert u. a. – München: Nymphenburger 1959–75. (Bd. Jahr, S.)
z. B.: Theodor Fontane: *Geschwisterliebe.* In: NFA XXIV. 1975, S. 9-39.

Prop (Propyläen Briefausgabe) *Briefe.* I–IV. Hrsg. von KURT SCHREINERT. Zu Ende geführt u. mit einem Nachw. vers. von CHARLOTTE JOLLES. – Berlin: Propyläen 1968–71.

7. weitere Abkürzungen

Abb.	Abbildung	Fs.	Festschrift
Aufl.	Auflage	H.	Heft
Bd.	Band	Hrsg.	Herausgeber
Br.	Brief	hrsg.	herausgegeben
bearb.	bearbeitet	Jb.	Jahrbuch
Diss.	Dissertation	Jg.	Jahrgang
eigh.	eigenhändig	m.U.	mit Unterschrift
Einl.	Einleitung	Nachw.	Nachwort
erw.	erweitert	Nr.	Nummer
FA	Theodor-Fontane-Archiv Potsdam	S.	Seite
		überarb.	überarbeitet
FBl	Fontane Blätter	Vorw.	Vorwort

8. Briefeditionen

Briefnumerierung in römischen Ziffern, mittig, ohne Klammern, ohne Leerzeile nach unten;
Adressat, Anrede u. Textbeginn linksbündig, nicht eingerückt;
Ort, Datum und Unterschrift rechtsbündig; das als Trennungszeichen verwendete = wird ebenso stillschweigend aufgelöst wie die Konsonantenverdopplung;
wenn Erläuterungen des Herausgebers dem Text direkt folgen, sind diese durch einen schmalen Strich vom Brieftext abzusetzen.

9. Abbildungen

Abbildungsvorlagen: Schwarzweißzeichnungen oder Hochglanzfotos, rückseitig analog zu den Abbildungsnummern im Manuskript numeriert. Platzierungsvorschläge im Text. Bildlegenden mit genauem Quellennachweis auf gesondertem Blatt beifügen. Die Reproduktionserlaubnis ist vom Autor selbst einzuholen.

DIE REDAKTION

Impressum

Im Auftrag des Theodor-Fontane-Archivs Potsdam und der Theodor Fontane Gesellschaft e.V. herausgegeben von Hanna Delf von Wolzogen und Helmuth Nürnberger

Redaktion: Bettina Plett, Köln; Peter Schaefer, Potsdam

Redaktionsbeirat: Hugo Aust, Köln; Roland Berbig, Berlin; Gotthard Erler, Berlin; Hubertus Fischer, Hannover; Charlotte Jolles, London; Michael Masanetz, Leipzig; Eda Sagarra, Dublin; Peter Wruck, Berlin

Anschriften:
Theodor-Fontane-Archiv
Am Bassin 4, 14467 Potsdam
Postfach 60 15 45, 14415 Potsdam
Telefon: 0331/20 13 96
Fax: 0331/2 01 39 70
e-mail: wolzo@rz.uni-potsdam.de
www.fontanearchiv.de

Theodor Fontane Gesellschaft e.V.
Am Alten Gymnasium 1
16816 Neuruppin
Telefon/Fax: 03391/65 27 72

Koordination: Bernd Thiemann

Alle, die über Fontane arbeiten, bitten wir, auch künftig ein Exemplar ihrer Veröffentlichung, einschließlich Diplomarbeiten und Dissertationen, im Interesse der Forschung an das Theodor-Fontane-Archiv einzusenden. Wir sind für alle Hinweise dankbar.
Für die uns im letzten Halbjahr von Fontane-Freunden, Institutionen und Verlagen zugesandten Materialien danken wir im Namen aller Benutzer des Archivs.
Die Beiträge geben nicht unbedingt die Meinung der Redaktion und der Herausgeber wieder. Alle Rechte vorbehalten, auch das der fotografischen und elektronischen Wiedergabe.

Umschlagentwurf, Typographie, Satz:
Therese Schneider, Berlin
Druck und Verlag:
Königsdruck, Berlin

ISSN 0015-6175